



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES



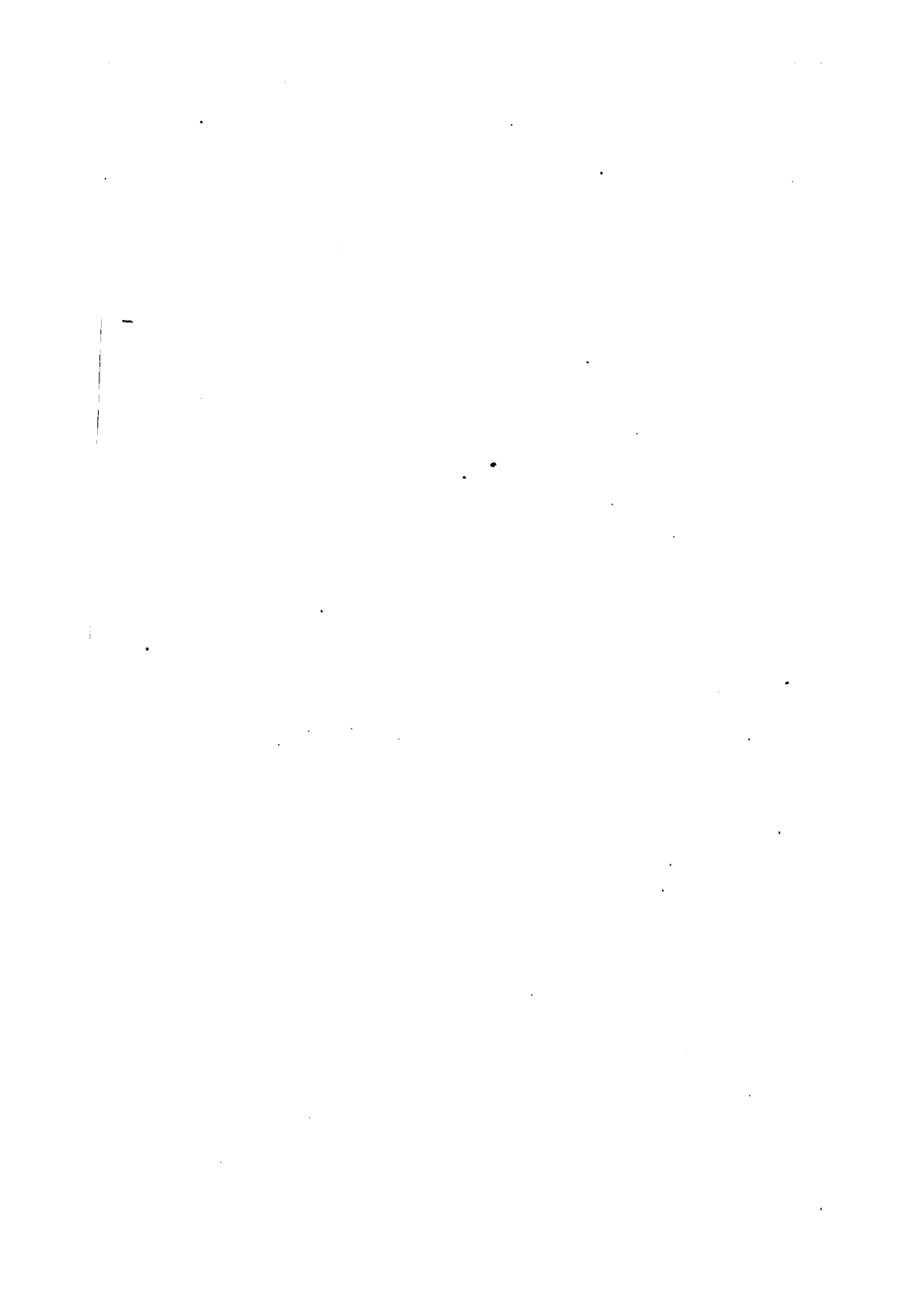
3 3433 07575031 9



1. Fiction, German.
2. German language - Dialects - Bavaria.

Schmidt

WG



# Der Leonhardsritt.

Lebensbild

aus dem bayerischen Hochlande

von

Maximilian <sup>ecc.</sup> Schmidt.



Add. Ent

Berlin 1881.

A. Hofmann & Comp.

ES-1

TO NEW YORK  
PUBLIC LIBRARY  
**175810A**  
ASTOR, LENOX AND  
TILDEN FOUNDATIONS  
R 1925 L





1.

# Der Leonhardstitt.



NOV 14 1924

## Bum Dialekte.

Durch **aa** ist das hohe helle **a** ausgedrückt. Die ursprünglich mit **aa** geschriebenen Wörter, wie Haar, baar, behalten jedoch ihre gewöhnliche tiefe Betonung. Dieses **aa** wird in der Regel statt auch, au und ä, oft auch für andere Doppellaute und Vokale gesetzt, z. B. statt: auf die Kirchweih ging ich auch gern und thät tanzen, aber es fehlt mir das Geld — aaf 'n Kirta gaang i aa gern und thaat tanzn, aba es faahlt mir 's Geldei.

Das einfache **a** oder **an** steht statt des unbestimmten Artikels und **da** statt des bestimmten, wobei das **a** überall hochtönig ist, z. B. Da Bua is a Schlüssel, brum kriegt er an Kiffel — der Bub ist ein Schlüssel, darum erhält er einen Kiffel. Dieses **da** und **an** ist daher nicht mit den Umstands- und Verhältnißwörtern **da** und **an** zu verwechseln.

Die durch Apostroph gekürzten Wörter mei', bei', sei', scho', no', ma' zc. (mein, dein, sein, schon, noch, man zc.) sind mit einem Nasal-laute auszusprechen, ähnlich wie das französische non.

Alles Uebrige erklärt sich wohl von selbst, oder ist eigens angeführt.

D. S.



I.



icht ferne vom  
oberen Ende  
des mit idyl-  
lischen Gesta-  
den umgrenzten  
Schliersees, die-  
sem Kronjuwel  
im felsigen Schag-  
kästlein der bayer-  
rischen Gebirge,  
dessen kleine, tief  
grüne Fluth in  
reizender Gruppierung  
die zerklüfteten Felsen  
der Brecher Spitze, die

bis zum Scheitel mit dunklem Grün geschmückten Höhenzüge  
des Jägerkamms und der Bodenschneide umgrenzen, hinter  
diesen aber in duftiger Ferne das Sonnwendjoch sichtbar war,

gelangt man über das sogenannte Neuhaus hinaus in ein lachendes Thal, wo zwischen vielfarbigen Buschufeln und saftigen Wiesen, oder an schattigen Wäldern vorüber die frische helle Leigach fließt, auf welche die herrlichen Berggruppen des hohen Miesing, der rothen Wand, der Gipelspitze, des breiten Seebergs und noch viele andere tannendunkle Höhen und Berge mit ihren saftigen, grünen Matten herniedersehen, während der Wendelstein, dieser König unter den Bergen des bayerischen Hochlandes, die malerisch schöne Gebirgslandschaft abschließt. Hier ist die Heimat der reizenden im Volksmunde lebenden Almenlieder, die klassische Erde des bayerischen Hochlandes, wo Menschen und Trachten schöner werden, wo die weißen hübschen Gebirgshäuser mit wohlgepflegten Gärten umgeben sind, in denen Lilien und Rosen prangen, wo die Dirndl von der mit Ephen umrankten Saabn\* ihre G'jangln hinaushallen lassen, so schön, so sirenenhaft, daß selbst die rasch dahin flutenden Wasser der Leigach lauschend verweilen möchten und sich nur widerwillig fortreißen von der schönen Heimat am Wendelstein, dieser geweihten Höhe volkstümlicher Dichtung.

Die namhaftesten Ortschaften in diesem bayerischen Arkadien sind Fischbachau, Aurach, Geitau und Bayerischzell. Wohl lassen sich mit diesem lieblichen Thale arkadische Erinnerungen verknüpfen, wenn an einem schönen Sommermorgen die ganze Berglandschaft vom Jauchzen froher Herzen wiederklingt, wenn vom Thale hinaufgesungen wird zu den Almen und von dort herab die hallende Antwort der frühlichen Sennerinnen kommt; wenn die aufgehende Sonne die bewaldeten Berge und das kahle Felsenhaupt des Bergkönigs mit Purpurglanz übergießt und dieses im

\* Saabn — die rings um das Bauernhaus laufende Altane (Saube).

glühenden Morgenscheine durch das Thal leuchtet. Da brodeln und duften Alles im Thale und auf den Hängen, selbst die Brennessel und das Brombeergestrüpp der Hohlwege, von Spinnweben bedeckt, die im Morgenthau siebenfarbig glitzern, die herrlichen Alpenblumen, die Gentianen und die mehligten Primeln und so viele andere Kinder des Hochlandes am Hange der thauigen Wälder und in den saftig grünen Wiesen zunächst der hellen Leizach.

Solch ein herrlicher Morgen war es auch, als von dem stolzen, auf einem Ausläufer des Wendelsteins in ansehnlicher Höhe erbauten Hofe des Leizachbauern der frühliche Sang einer Mädchenstimme hinaufhallte zu der auf grüner Matte stehenden, hochgelegenen Almhütte des Leizachbauern, von welcher man das Geläute des Almenviehes deutlich durch die klare, würzige Morgenluft herniedertönen hörte. Aber auch eine frische, helle Stimme mischte sich jetzt dort in den Schall der Almenglocken und schloß mit einem langgedehnten, weithin hörbaren Jodler.

Die Stimme kam von einem jungen Burschen, die von der Saabn aber von der Tochter des Leizachbauern, vom schönen Mirdei, welche den in einer tragbaren Truhe befindlichen, duftenden Nelkenstrauch pflegend, zu der Alm ihren Morgengruß hinaufschickte und mit dem Senner von oben „Gallna“ sang. So nennt man ein Ansfingen in einem gereimten Ruf, der Gruß, Frage und allerlei Scherze enthält, oft lange hin- und herwechselt, und wobei die Sänger im Extemporiren oft Erstaunliches leisten.

So sang das Mirdei mit Jodlern untermischt, während sie scharf nach der Alm blickte:

„Gobriej ho! Frisch über die Alma!  
Gobriej ho! Thaan ma a Bißl ebbas galna!  
Gobriej ho! Frisch aba da!“

Die Antwort von der Alm herab lautete:

„Gobriej ho! Frisch über die Raatschn!  
 Gobriej ho! Wächt gern ebbas mit dir raatschn!  
 Gobriej ho! Frisch aaffa da!“

Die Sängerin, welche auf der das prächtige, reinlich geweihte, mit vielen spiegelhellen Fenstern, grünen Säden und weitvorspringendem Dache verfehene Gebäude umgebenden „Saabn“ stand, war in der That ein schönes Mädchen. Aus ihrem heiteren Gesichte blickten zwei herrliche blaue Augen und üppiges hellblondes, fast weißliches Haar umfaßte in zierlichen Flechten Kopf und Schläfe. Die weißen Plüderärmel ihres Hemdes ließen den Vorderarm bloß. Ihre Brust umschloß ein schwarzes Nieder, in welchem ein einfaches, geblümtes Tuch steckte. Ein schwarzer Rock, eine blaue Schürze und weiße Strümpfe vervollständigten ihren Anzug. Mirdei war von schlankem Wuchse, mochte ungefähr neunzehn Jahre zählen; man nannte sie nicht nur das „schöne“, sondern auch das „reiche Mirdei“. Sie wollte das begonnene „Gallna“ soeben vergnügt fortsetzen, als der alte Leizachbauer, ihr Vater, dem Gesange mit den Worten ein Ende machte: „Mirdei, was gallnast denn alleweil durt aaffi aaf d' Leizacheralm, wo der Lenzl als Senner is? Woast, daß dös den Leutn Ursach zu an G'schmach gebn kunnt und dös waar mir woltern schö' zwida.“

„Woda!“ rief Mirdei, indem sie den Vater mit ihren freundlichen blauen Augen ansah und ihm dann eine rothe Nelke gab, „da hast a Nagerl zum Guatn Morgn. Wo sollt i denn sunst hingallna, als auf unsa Alm — 's Bisei is brennt auf der Hochalm und 's Singa is halt mei' Freud, i moan grad, i hon mei' Morgngebet nit g'agt, wenn i nit aaffijubeln kann zu die Berg.“

„Ja, ja, zu die Berg kannst jubeln, so viel d' magst,“ erwiderte an der Nelke riechend, freundlich der Leizacher,

ein stämmiger Mann mit einem ächten Charakterkopfe, der etwas Aristokratisches im bäuerlichen Sinne an sich hatte. Der starke Kopf zeigte eine hohe Stirne, große ausdrucksvolle Augen, eine etwas gebogene Nase und die geschlossenen Lippen deuteten auf große Energie. Seine Oberlippe schmückte ein mächtiger Schnurrbart, der, gleich dem üppigen langen Kopfschmuck, mehr in gelblichem Weiß, als in Grau spielte.

„Zu die Berg!“ fuhr er fort. „Aber der Lentnerbauernnazi von Aurach kunnt das nit für schickli findn, wenn 's Mirbei mit unsern Senna gallnat.“

„Was hon i nach 'n Lentner Nazi z' fragn?“

„No, nach dein künftigen Hochzeiter wirst scho' fragn müassn!“

„Nach mein Hochzeiter?“ fragte lachend Mirbei. „Geh, Boda, sang nit wieder von der dumma G'schicht an. I hon dir draaf scho' amal mei' Antwort gebn. Wie magst nur glaabn, daß i a so a Freundschaft möcht, wie 'n Lentner Muckl, 'n Nazi sein läaderlichn Bruader.“

„Was kann der Nazi für sein Bruader? Er macht eam guuag Sorg und Schand, und bal der Nazi heirat, muaß ja der Muckl eh furt.“

„I mag aba grad so wen'g 'n Nazi, den Duckmäuser, der gar nix an sich hat, was an frischn Buam steht.“

„Der reichst' Bauernsuhn is's vom Zellerthal,“ warf der Vater ein, „und dös is zur jehinga Zeit mehr werth, als die Feschheit von die Buam, die mit der Zeit vorschwind't; 's Geld, der Reichthum aba bleibt, wenn ma' sparjam hantiert.“

„No, Boda, du bist aa scho' bei Fahrn, aba i hon no' nix g'mirkt, daß dei' Feschheit voganga is.“

„Ja bei mir is's was Anders,“ sagte der Reihacher geschmeichelt, „bei mir liegt's in der Art. Du woast, daß

mei' Uröbl Dana von dene war, die Anno 1705 in der Nordweihnacht nach Minka zogn san, um Guat und Bluat hinz'gebn für unsern Landesherrn. Nebn 'n Hafner von Marbach is er g'falln, von an Trupp Kroaten umrunge, die er z' Schandn schlägt, wenn eam nit Dana von rückwärts 'n Kopf g'spaltn hätt'. Drin aaf der Sendlinger Kirch siehgst sei' Bild. Er is Dana von die Tapfersten gwen, und so Was, Dirndl, pflanzt si furt aaf Kind und Kindskind, und da gschpürst koa' Alter, der frische Geist hebt oan drüber weg und über so viel Anders, was andere Leut dabadert."

„No schau, Woda, so hat si halt dös G'fühl aa r aaf mi verpflanzt. I hätt halt a Bua wern solln und der Peterl a Dirndl, wie mei' Firmgodl, die Fischerlisl von Schliers, alleweil sagt. Moanst nit, daß d' Godl Recht hat?“

„Ja, was d' Fischerlisl sagt, is freilich dei' Evangelium, und i moan alleweil, daß die Reb über 'n Lentner Nazi aa nit in dein Gартn g'wachsn is — i moan, i gschpür d' Lisl drin.“

„Nu, und hats ebba nit allemal Recht?“

„Allemal moanst? Dös is dengerst z'viel. Was di und 'n Peterl anlangt, da allerdings,“ fuhr dann der Bauer freundlich fort. „Der Peterl hat von dem z'weni, was du z'viel hast. Aba wenn er aa koan Geist hat, a guat's Herz hat er dengerst, und dös sigt eam aaf 'n rechtn Fleck. Wenn 'n aa seine Kameradn iah spötteln, wenn i eam amal übergeb und er aaf 'n Hoj sigt als der reich' Leigachbauer, nacha kriegt er Freund grad gnua und nacha is er aa gscheid.“

„Vom Uebergeb red'ft?“ fragte Mirdei. „Damit pressirts ja nit.“

„Wohl nit. Aba dengerst is's nöthi, daß du z'erst



Heirat'ft. Der Peterl kann übernehma, wann's mir g'falli is. Von Militär hon i 'n eh frei kaast."

„Ja, ja, der Lenzl durt obn aaf der Alm hat si dafür g'stellt. Dös war an edels Wert. Er hat si freigspielt und aus lauter Dankbarkeit und Freundschaft is er nacha für 'n Peterl eing'standn.“

„No, er is aa zahlt worn dafür,“ sagte der Bauer.

„Aba verlangt hat er nixi, und was hast eam denn zahlt?“ fragte das Mädchen.

„Hon i nit fünfhundert Gulden für eam anglegt?“

„Dös is scho' Was aa,“ gab Mirbei zurück. „Grad iäh, wo der Einstandsmann so theuer worn, wo selm der Kürnberger Lindl, der Voder, 'n Leitinger Franzl tausend Gulden gebn hat, daß er für eam einrückt.“

„Ja woast, so leicht, wie der Lindl vobean halt i mei' Geld nit. Und fünfhundert Gulden vom Leizachbauern bringa g'wiß mehr Segn, als die tausend vom Lindl.“

„Mei' Voda, dös glaabst selber nit. I moan, wenn der Lenzl tausend Gulden verlangt und kriegt hätt', daß eam die wohler thaatn, als fünfhundert. Denk nur, wie si der Bua Tag und Nacht für uns plagt.“

„Dessel stell' i nit in Abred, aba denk du aa, was i an eam und seina Schwester, dem Lisei, Guats than hab. Als ihre Eltern, die Häuslersleut, bei uns warn, plöchl an an hitzigen Fieba g'storbn san, hon i die Waiskinder barmherzi aufgnomma und hon's mit dir und 'n Peterl aufzogn, weiß grad Alle in gleichn Alter gwen seids. I und dei' Muatta seli hams g'halten wie d' Kinder von Hof. Natürlh hams, sobald 's mögli war, zum Hüattn müaßn; 's Lisei hab i aaf d' Hochalm tho, der Lenzl aba muaf obn aaf der Leizachalm 'n Schweizer macha und i hon an dem gar nix ausz'sehn. Es ist mir aa ganz recht, wenn 's Lisei 'n Leitinger Franzl heirat, und i werb's nit an an G'shent

fehln lassn. Der Franzl hat a Bißl a Geld z'sammghaut, d' Militärzeit hat er bal umi und i leg dann 'n Eisei nir in Weg. I werd eam 's heunt sagn, denn i bin aaf 'n Weg zu der Alm, i muaß nachschaugn, wie 's mit 'n Waffa obn ausschaugt. Die groß' Fiß trickt die Brunna ein und am End kann 's Eisei nimmer alloa damacha obn."

„Nacha schickt mi aaffi, Boda, es paßt mir a so nit, daß d' mi heuer aaf loa Alm lassn hast, daß i heuer a Hoambirndl\* macha muaß."

„Den Grund woast. Der Lentnernazi kann nit bis aaf d' Hochalm aaffsteign."

„Das wär mir scho' der Recht, wenn er nit Bergsteign kann. Na, Boda, schlag dir den Gedanken nur aus 'n Kopf.“ Und sie sang:

Für an langweil'n Knecht  
Is a Hoambirndl recht,  
Doch a lustiga Bua  
Geht an Almbirndl zua.

„Bergsteign kann er nit, aba a Geld hat er,“ entgegnete der Bauer.

In diesem Augenblicke stolperte der Peterl über die Stiege herauf.

„No, der darennt si scho' no' amal!“ rief der Bauer.

„Peterl, laß dir Zeit; was pressirt denn a so?“

Peterl war auf der Saabn angekommen. Er sah ganz erregt aus und seine Mienen zeigten an, daß er der Ueberbringer einer wichtigen Nachricht sei. Er trug eine Toppe und kurze Beinhösln, die Knie nackt, und ein grüner Hut saß mehr in seinem Genick, als auf seinem Kopfe. Er hatte ein treuherziges Aussehen, gleich dem Mirdei große

\* Mädchen, welche im Sommer zu Hause auf dem Hof bleiben müssen.

blaue Augen und weißlichte Haare, die in malerischer Unordnung über seine Stirne hereinfielen.

„G'faahlt is's! G'faahlt is's!“ rief er.

„Hat si der Stier verfalln?“ fragte der Bauer. „Red nur! Was gibt's denn scho' in aller Fruah?“

„Krieg gibt's!“ antwortete Peterl. „Krieg und Pestilenz! Alles muaf einrucken! D' Franzosen san scho' in Paris eing'ruckt!“

„Was plauscht der Kerl da? Krieg? Wer hat denn dös g'sagt?“

„Alle Leut fagns!“ erwiderte Peterl. „Von Schliers is d' Botschaft kemma, der neu Forstg'hilf von Bayrischzell muaf heut scho' einrucken und alle Urlauber kriegn heut no d' Einberufung. Mei' Gott, o mei' Gott, mir is's grad um 'n Lenzl.“

Die frische Röthe auf Mirbei's Wangen hatte einer fahlen Blässe Platz gemacht. Als aber jetzt Peterl vom Lenzl anfang, konnte sie den Ausruf nicht mehr unterdrücken: „Wird dennast der Lenzl mit einrucken mlaßn!“

„Warum grad der nit?“ fragte der Bauer. „Zwider waar's scho'. Wo krieg i gachs an guatn Schweizer her; no, wir wern's ja hörn. Gestern, wie i mit 'n Post-Ande'l von Bayrischzell außag'fahn bin, hat der Runt alleweil vom Krieg plaudert, i hon aba aaf sei G'schmaß nit g'mirkt. D' Zeitungsblattln hon i die ganz Wocha nimmer nachg'lesn, weil erst morgn Sunnta is, wo ma' dozua besser Zeit hat. Da muafn ma glei eini in d' Stubn und d' Blattln nachlesn.“

Bei diesen Worten eilte er in die ringsum getäfelte Wohnstube, deren Decke aus Fachwerk bestand. Aus einem Wandchränckchen, neben welchem der Kalender hing, nahm er einen Stoß Zeitungsblätter heraus und trug sie zu dem großen, in der Ecke stehenden Thortische, über

dem der heilige Geist in einer gläsernen Kugel hing. Auf einem der dreibeinigen Holzstühle sich niederlassend und seine Zwickbrille aufsetzend, fing er in den Zeitungen zu suchen an:

„Was is denn heunt für a Tag?“ fragte er.

„Morgn is Sunnta und 's Scapulirfest,“ antwortete, an allen Gliedern zitternd, Peterl.

„Dalk! Da woaß i so viel, wie z'erst.“

„Nebermorgn über acht Tag is Jakobi, dei' Namens- tag,“ sagte Mirdei.

„Was heunt is, will i wissen,“ sagte der Bauer ärgerlich.

„No, Samsta!“ antwortete Peterl.

Der Bauer erhob sich und holte den Kalender von der Wand. Alsbald hatte er herausgefunden, daß heute der 16. Juli sei. Aber die Zeitungsblätter der letzten Tage fand er nicht. Er suchte, und suchte dazu, bis endlich Mirdei fragte: „Sands die Blattln gwen, die obnauf g'legn san? Nacha laß 's Suacha nur sei', die hat gestern der Glattabua 'n Lenzl alle aaf d' Alm aasfitragn. Der Lenzl hat mir sagn lassn, er möcht 'n Feierabend viermal was z'lesn habn, daß er woaß, wie's in der Welt zuageht, in die er alleweil außi schaut. Da hon i nacha die nächst besten Blattln gnumma, und aa die G'schichtln von Kobell hon eam g'schickt, dies znachst beim Kramer in Schliers kaaft hast und die uns alle a so g'freun.“

„Jäh wollt i do' glei, daß d' eam dein Schedl aa aaffig'schickt hättst,“ sagte der Bauer ärgerlich. „Schnell d' Zoppn und 'n Huat her!“

Mirdei lief, das Verlangte zu holen, und Peterl brachte den Bergstock, welcher neben der Schwarzwälderuhr stand, herbei.

Der Bauer hatte sich angezogen.

„Baba, vogiß fein 's Geld nit,“ sagte Mirdei.

„I hon scho', was i brauch!“ antwortete der Alte.

„I will mi z' Neuhaus nach der Sach erkundigen, da gibts Stadtleut gnua; nacha wissn ma glei, wie ma dran san. Bis Mittag bin i wieder z'ruck.“

Die Kette, welche ihm Mirdei gegeben, steckte er sich in's Knopfloch.

„No, wie moanst, Mirdei,“ sagte er schon unter der Thüre, „wenn i halt dös Ragerl dennast 'n Nazi für 's Fenster einilanget, wenn i an fein Hof vorübergeh?“

„I hon dir nit einz'rebn, Boda,“ lautete die Antwort; „'s Ragerl konnst scho' herschenka, aber mei' Hand, die g'hört mei.“

„Du g'schnappets Ding, du!“ rief der Alte und schlug die Thüre hinter sich zu. Außen hörte man ihn dann noch mit der alten Ahndl (Großmutter) sprechen. Dies war die Mutter seiner schon lange verstorbenen Bäuerin, eine ehrwürdige Greisin, welche im Hofe „auf der Pfoant“ (Pfründe) lebte und das kleine Häuschen auf der dem Hofgebäude gegenüber gelegenen Seite, aber innerhalb des Geviertbaues des ganzen Anwesens, bewohnte.

Mirdei aber konnte jetzt ihrer Angst kaum Ausdruck verleihen.

„Peterl,“ fragte sie, „hast nit wieder bloß a Dummheit g'macht und Alles nur a so daherg'sagt?“

„Wieder a Dummheit, moanst? Dös kaam ja außa, als wenn i nit als Dummheiten machet!“

„Siehgst, Peterl, iäh muaß si der Lenzl für di z'samm-schießn lassn! Und der Boda moant, dös is nixi, daß er für di eing'standn is um lumpige fümshundert Gulden. Und der Lenzl ahnt no' gar nit! Die G'schicht kimmt eam nacha so gach, daß 's eam schadn kunnt. I woaß aba, was i thua. I steig aaffi aaf d' Alm zu eam. Es is mir aa um

die Zeitungsbättln z'hoan'. Peterl, du gehst mit! Der Boda braucht nix z'wiffn; bis der hoam kimmt, fan ma längst wieder da."

Und ohne lange Peterls Antwort abzuwarten, nahm sie Hut und Bergstock und sagte dann: „So, i bin g'richt!"

„Ja, da geh i freili mit!" rief Peterl.

Die beiden Geschwister schritten alsbald aus der Stube. Hier stand die Großmutter.

„Guatn Morgn, Ahndl!" riefen Peterl und Mirdei zu gleicher Zeit.

„Ja, Kinder," rief die alte Frau, „wo aus denn?"

„Gen Alm fahrn ma," sagte Mirdei. „Die Zeitungsbättln muaß i holn, die i gestern 'n Benzl aafft g'schickt hon."

„Wer hat dir denn dös g'schafft?" fragte die Alte mit einem äußerst wohlwollenden Gesicht. Unter ihrem braunen, gelbgetupften Kopftuche, dessen Zipfel mit einer gewissen Sorgfalt geknüpft waren, stahlen sich einige silberweiße Haare hervor. Ihre übrige Kleidung bestand in einem schwarzen Spenser, zu welchem sie einen dunkelroth und schwarz gestreiften Rock und eine blaue leinene Schürze trug.

„G'schafft hat mir's Neamd," antwortete Mirdei, „aba du kennst ja 'n Bodan, Ahndl — er bild't si amal die Bättln ein, also bring eams wieder. Bis er von Neuhaus hoamkimmt, fan ma längst wieder da. Er brauchts just nit z'wiffn, gelt Ahndl!"

„Sand dir denn die Bättln gar so an's Herz g'wachs'n?" fragte die Alte lächelnd.

„Freili," versetzte Peterl, „ohne die Bättln kunnt ja der Krieg gar nit anfanga."

„Mei', es kimmt zu nix!" meinte die Alte.

„O, daß d' recht hättst, Ahndl!" rief Mirdei, in den

Garten huschend, wo sie schnell einen Strauß pflückte, den sie theils in's Nieder, theils auf den Hut steckte.

„Aha!“ sagte die Ahdnl schelmisch lachend, „dös g'hört für d' Glockenkuaß, die hat die Bleaml'n so gern.“

„So is's!“ erwiderte Mirbei. „Aba mach, Peterl, daß ma iäg weiteremma, eh d' Hix groß wird.“

„I halt nit aaf,“ sagte Peterl. „Aba 'n Lenzl wern wir mit dera Nachricht alleweil z' fruah kemma.“

Und nachdem sie der Großmutter „Pfluat Gott“ gesagt und Mirbei sie gebeten hatte, während ihrer Abwesenheit im Hofe zu bleiben, stiegen sie schleunigst die Halbe hinauf gegen den Wendelstein.

Die Geschwister gingen schweigend nebeneinander, beide denselben traurigen Gedanken nachhängend über Lenzls vermuthlichen Abschied. Peterl war dem Lenzl von Jugend auf zugethan, und dieser ließ es auch nicht fehlen, sich dem Bauernsohne bei jeder Gelegenheit dienstbar zu bezeigen, so in der Schule, so bei allen späteren Anlässen. Peterl hielt auch den Lenzl für seine rechte Hand, für seinen Kopf in allen Dingen. Nicht den Bauernsohn spielte er gegen ihn, sondern den ergebenen Freund auf Tod und Leben. Die Leute nannten den jungen Leizacher „den dalketen Peterl,“ im Gegensatz zu seinem Vater, der im Volksmunde „der G'studirte“ hieß, denn der Mann war nicht nur im Besitze einer ansehnlichen Bibliothek, wie man sie auf einem Bauernhofe selten findet, sondern er war auch sehr aufgeklärt. Sein größter Stolz war es, der Nachkomme eines jener Vaterlandsvertheidiger von Anno 1705 zu sein, und dies trug viel dazu bei, daß der Leizacher als einer der angesehensten Bauern im ganzen Zellertthale galt.

Mirbei und Peterl waren rüstig hinaufgestiegen, erstere ruhig und voll sorgender Gedanken, letzterer ohne Unterlaß plaudernd. So schritten sie den waldigen Bergweg hinauf,

vorüber an fetten Triften mit der nahrhaftesten Alpenflora, an rauschenden Bächen, finsternen Waldstreifen, die wie natürliche Zäune die verschiedenen Gebiete abgrenzten. Hin und wieder steigt der Pfad in eine dunkle Schlucht hinunter, braune Felsen treten hervor, mit Moos und Kräutern und Gebüsch verkleidet, ein Wasserfall donnert von der Höhe und das Sonnenlicht dringt nur mehr ganz matt durch das Laub. Dann geht es wieder aufwärts längs eines über Felsen herabstürzenden Baches und wieder gelangt man an herrlichen Almen vorüber, welche von kräftigen Rinderheerden emsig beweidet werden, deren Geläute ununterbrochen fortshellt und eine unsichtbare melodische Kette bildet rings um den ganzen umfangreichen Almenstoaß des Wendelsteins.

Jetzt gelangten sie an einen Platz, an welchem mehrere Ziehwege zusammentrafen. Hier zweigte der Weg zur Hochalm ab, welcher Lenzls Schwester, das Lisei, als Sennerin vorstand.

„Wie waar's,“ meinte Peterl, „wenn i 'n Lisei an Hoangast\* machet und ihr aa saget, was ihr für a Unheil droht. Jäh hats nach 'n Almazug in Hirgst\*\* 'n Franzl heiratn wolln, diertweil muaß der aa furt in Krieg. Mir thuat 's Lisei recht load, 's is gar so a lustige Sennerin, und singa kanns, daß ma' si an den G'fang nit gnua dalusn\*\*\* kann. Wiewa — hörst ihre G'fangln abahalln? Ja, ja, dös macht ihr koane nach! Geh, schrei's a Mal an.“

„Mir is heunt nit mehr fingerisch!“ sagte Mirbei.

„Thuas mir z' Viab!“ bat Peterl.

Mirbei konnte dem Bruder nichts abschlagen und schickte

\* Besuch.

\*\* Herbst.

\*\*\* erhorchen.



ein kräftiges „Gobriej ho!“ zu der noch ziemlich weit entfernten Almhitte hinauf.

Der Gegenruf der Sennerin ließ nicht lange warten. Er klang glöckchenhell und freudig herab und zeigte in den einzelnen Worten, daß sie die Ankommenden erkannt habe. Diesen Joblern aber folgten kräftige Fuchzer, die weithin hallten über die Almen und Waldungen des Wendelsteins; auch auf anderen Almen wurde es jetzt wieder lebendig, gleichwie am frühen Morgen.

„Woast Was?“ sagte Peterl, „i steig aaf d' Hochalm zum Rifei und kimm nacha ummi aaf d' Reizachalm zum Senzl. Der Weg trennt si da; i dahalt mi nit lang, ehst di umschauft, bin i wieder bei dir.“

„No, meinthalbn!“ sagte Mirdei. „Grüß 's Rifei und bring ihr aa a Paar Ragerln mit für ihren Hausaltar, und sag ihr, morgn Na'mittag soll's aaf Birklastoa in 'd' Vesper kemma. Da Hüattabua soll dierweil aaf's Vieh Obacht gebn. Durt, sag ihr, wolln ma alle jwoa betn, daß nit draus wird aus 'n Krieg. Sie soll mit 'n Senzl abkemma, aba g'wiß. Daß d' mi nit z'lang wartn laßt, Peterl. So, und iäh pfüt Gott!“ — Damit eilte sie den Ziehweg links hinauf und war alsbald den Blicken des ihr nachgrüßenden Bruders entschwunden.



## II.



eterl schlug den Weg rechts am Sturzbache hinauf ein und mußte nochmals eine enge wilde Schlucht passieren, durch welche sich das Wasser hinabzwängte. Hier war an einer Zirbelkiefer ein Bildstöckl angebracht, auf welchem ein im Anschlag liegender Grenzjäger und ein

in die Brust geschossener Pascher gemalt waren. Peterl war schon oft an dieser Stelle vorübergegangen, ohne das Bildstöckl eines Blickes zu würdigen, heute aber streifte sein Blick ganz zu-

fällig dasselbe, heute interessirte ihn das Bild und laut buchstabirte er: „Hi—er wur—de Leon—hard Kürnberger aus B. im Wi—Wi—berstand gegen die Grenz—Grenzjäger erschossen am 16. Juli 1849.“

Mit sich selbst zufrieden, daß er die Schrift glücklich entziffert, wollte er weiter gehen, da bemerkte er auf der andern Seite des Weges ein zweites Martertafel. Einmal neugierig gemacht, begab er sich auch zu diesem und las: „Hier wurde am 3. September 1858 Martin Kürnberger aus B. gelegentlich des Wilderns und gefährlichen Widerstands durch einen Förster erschossen.“

„Is mir's dengerst, als ob i den Nama scho' amal g'hört hätt!“ sagte Peterl nachdenkend für sich. Daß er ihn soeben auf dem andern Bildstöckl gelesen, fiel ihm nicht gleich bei. „Es is no' gar nit lang her,“ meinte er, „wo war dös nur?“ Endlich fiel ihm ein, daß das Bildstöckl auf der andern Seite des Weges ebenfalls den Namen „Kürnberger“ trug, und kopfschüttelnd sagte er, indem er weiterstreiten wollte, laut zu sich selbst: „Dös muuß a saubere Famili sein, die Kürnberger! Bewahr mi Gott, daß i loa Bekanntschaft damit mach!“

„Gott bewahrt di nit!“ ließ sich jetzt eine Stimme vernehmen. Peterl war darüber so erschrocken, daß er wie gebannt stehen blieb und mit offenem Munde nach der Richtung starrte, aus welcher diese Worte kamen. Noch mehr erschrak er aber, als er plötzlich den gefürchteten Sindl vor sich sah und ihm jetzt einfiel, daß die beiden Marterstöckln dem Tode von Sindls Vater und Bruder gewidmet seien. Daß Sindl nicht nur ein gefürchteter Wilderer und Päscher, sondern überhaupt ein Loder und der gefürchtetste Rauber sei, dem Jeder gern aus dem Wege ging, das wußte Peterl längst.

„Elendiger Tropf!“ fuhr jetzt der hinter dem Gebüsch

Vortretende fort: „Was fang i denn glei mit dir an? I werd machn, daß no' a dritt's Marterstöckl daher kimmt —“

„So?“ preßte Peterl hervor, indeß er fühlte, wie ihm die Haare zu Berge standen und das Blut in seinen Adern zu gerinnen anfing. Unfähig, sich zu bewegen, starrte er auf den ihm gegenüberstehenden Burschen.

Dieser war in die Tracht der Gegend gekleidet, von mittelgroßem Wuchse und gedrungenen Gestalt. Er hatte ein trotziges Aussehen und ein Paar dunkle feurige Augen leuchteten aus dem wettergebräunten Gesicht hervor. Sein braunes Haar war kurz geschnitten, ein dichter Vollbart umrahmte sein Gesicht. Seine Kleider waren abgetragen, zumal ließ sich an den Beinböckln nur schwer die ursprünglich schwarze Farbe wiedererkennen. Die nackten Knie zeigten Spuren, daß sie mit den felsigen Graten und Schroffen in vielfach inniger Fühlung gewesen. Das großleinene zurückgeschlagene Hemd ließ Hals und Brust bloß, die gleich dem Gesichte wetter- und sonnenverbrannt waren. Den alten verschoffenen Spitzhut zierte eine Geierfeder und den kleinen Finger seiner rechten Hand ein silberner Schlagring.

Peterl war eine jener Naturen, welche im ersten Momente vor Schreck und Entsetzen wie gelähmt sind, dann aber sich schnell fassen und einen Muth, eine Zähigkeit zeigen, die auf die Gegenpartei nicht ohne Eindruck bleibt. Seine Hauptwaffe war dann freilich die Zunge, die sich nun so hurtig bewegte, daß sein Gegner an nichts Anderes mehr denken konnte, als an das Geschwätz des Burschen, das neben vielem Ueberflüssigen doch auch ein Bißchen gefunden Wiß enthielt.

So hatte er auch jetzt sich schnell zurecht gefunden, indem er dem vor ihm stehenden Lindl zurief: „'n Leizacher

Peterl jagt Roana in's Bockshorn, aa nit der Kürnberger Sindle. Und wenn's dir nit paßt, daß ma' die Martertafeln lest, si wö laßt d' es denn nacha da hänga? A Jeder muuß si do' wenigstens stad döß denka, was i halt laut denkt hon. Jäh i wenn der g'fürcht' Sindle waar, i wißt scho', was i thaat."

"No, was thaatst?" fragte Sindle ganz überrascht von dem Tone des vor ihm stehenden Peterl, den er für einen Hasenfuß gehalten, der aber jetzt, einer Rabe ähnlich, vor ihm stand, den Bergstock zum Ausstieße bereit haltend.

"Weg thaat i's. Was brauchen's denn alle Leut z' wißn, daß bei' Woda und bei' Bruada aaf dem Fleckl daschoßn worn san? 's Daschießn is ja nit schandvoll, müassn si im Krieg so viel z'sammischießn lassn und kriegn toa solches Tafel. Döß wern wir bal hörn. Du kannst lacha, Sindle, daß der Leitinger Franzl für di furt muuß. I bin grad aaf'n Weg zum Eisei und bring ihr d' Bottschaft und steig nacha zu unsern Senzl ummi aaf d' Leihachalm, der für mi furt muuß in den schredlinga Krieg."

"Krieg gibt's?" fragte Sindle, an alles Andere ver-gessend. "Woast es g'wiß?"

"Ja, mit die Franzosn —"

"Thean d' Oesterreicher aa mit?" fragte Sindle.

"Natürli," erwiderte Peterl. "Die ganz' Welt raafft mit; wenn's nur nit zu uns einakemma!"

"Sadara, da lasset si wieder Was vodean mit 'n Roß-handl! Leih mir a Geld, Peterl, daß i an Roßhandl an-fanga kann. Du kriegst von mir an guatn Zins."

"A Geld? I soll dir a Geld gebn?"

"Wer denn funst? Mit fünfhundert Gulden vodeanet i mir fünftausend. Anno sechsundsechzig hon i mit weni ang'fangt und hon über tausend g'wunna."

„Und mit dem hast dir 'n Franzl als Einstandsmann laaft? Gelt? Dös Gelbl hätt' dir aa wohl than.“

„Es wär' mei' Unglück, wenn i hätt' einruckn mlaßn. I hon koan Geist dazua, mi in der Kasern' rumschindn z'lassn. Ja, wenn i grad in Krieg mitraassa kunnt, da sollt ma' hal vom Rindl hörn; aba mit dem is's beim Militär nit abthan. Woanst, i hon dös z'sammag'scharrte Gelbl leicht hergebn? Mit dem hätt' i meina Muatta viel Kaffee und Zucker laafz kinna. Du woast ja, daß die alt Frau aaf 'n Kaffee naarisch is und daß 's d' Leut die naarisch Schledanandl hoafn. Himmel Herrgott —!“ und ein Schwall von Fluchworten lam über seine Lippen.

„Was hast denn aaf oanmal?“ fragte Peterl, der über dem Diskurs alles Andere vergaß.

„Was i hon? Ueber mei' G'schick fluach i, über d' Leut fluach i, die mi zu an Lober g'macht habn, ob i wolln hab oder nit.“

„Aha denks dengerst no“,“ versetzte Peterl, „wies d' beim Posthalter von Schliers Kopfhirt warft. Ost hon i di rumsauf'n sehgn aaf der Woad, wie 'n leidhastign Teufel, und 's Roß einfanga hast kinna, daß 's a Freud war, dir zuaz'schaugn.“

„Ja, ja,“ erwiderte Lindl, „dös warn aa die schdnsten Jahr in mein Leb'n, so lang i bei mein Firmgöb, der Fischerlisl ihren Mo', g'wen bin.“

„Was, dös war bei' Firmgöb?“ fragte Peterl; „da san ma ja nacha schier verwandt, denn d' Fischerlisl is meiner Schwester, 'n Mirbei, ihra Godl. Ja, sag mir nur, wie bist denn du zu a so an ang'sehna Göb kemma?“

„Dös sollst hörn,“ entgegnete Lindl. „Wie si nämli Roaner g'fundn hat, der bei der Firmung mein Göb hat machn wolln, weil si a Jeder g'schaamt hat mit 'n veracht'n Münberger Buam, und i woanet eini bin aaf Miesbach,

wo der Bischof g'wen is, da is der Wirth von Schliers mit seiner Frau, der Fischerlisl, daher g'fahrn kemma, und wie's mi so bitterli habn woana sehgn, habns ang'halten und g'fragt, was mir saahlt; da hon eana mein Schmerz da-zählt. Steig nur glei aaffa aaf's Wagl, hat d' Bisl g'sagt, mei Mo' macht dein Firmgöbn, Buawel, hör nur 's Woana aaf — der heuti Tag soll aa für di a Freudentag sei'. Und i bin aafg'stiegn und mit eana aaf Miesbach g'fahrn. Da habns mi nagelneu g'wandt und nacha in d' Kircha zur Firmung bracht. I hon nit g'wüßt, wie mir g'sicht; es war der erst' freudi Tag in mein Leb'n. D' Fischerlisl und mei' Göb habn ma nacha viele Guatthatn erwiesen, sie habn mi später als Kofshirten g'nomma und da hon i mei' Freud zu die Kof kriegt. Der Göb is g'storbn und d' Fischerlisl hat übergeb'n und is aaf d' Insel am Freudenberg ummiganga. Da bin i diermal zum Scheibnschieß'n hinkemma, aba die Bauernburschen habn si g'ärgert, daß i eana d' Preis wegg'schoss'n hon und habn 's Stichel'n ang'fangt aaf mei' Herkunft — i hon 's nit g'litt'n, a so is's halt regelmäsi zum Raaffa kemma, und da hat mir a Mal d' Bisl in Zorn g'sagt, i soll mi nimmer sehgn lass'n; wenn i kimm, is der Unfriedn da, sie aba will 'n Friedn habn und a Freud, d'rum is's aaf 'n Freudenberg. Von dersel'n Zeit an hat mi aaf der Insel Keamed mehr g'fehgn. Mi aba habn d' Leut truhi g'macht, i hon's veracht und verachts no' — allz'samm, aa di, Peterl. Du woast nit, was 's hoast, Keamabn z' habn, der oan gern hat, nit a Mal a Muatta, der si 's Herz brocha habn."

„Du thuast ma load,“ sagte Peterl theilnahmsvoll.  
 „I thaat dir gern helfa, Bintl —“

„Aba du magst nit,“ fiel Bintl ein. „I woast 's ja! Ohne Geld kann i nimmer ummi zur Handelschaft. Dös Bisl Credit, was i Anno 66 g'habt hon, dös habns

mir g'numma, weils vom Gericht überall hing'schriebn habn, ob 's wahr is, daß i die tausend Gulden für 'n Einstand vobeant und nit g'stoh'n hon. So gelt i drenten aa für an Lumpen und erst z'nachst habns mi über d' Grenz g'schubt, weil i loa Geld in der Taschn g'habt hon, wie r an Bagabunden!" Und wieder machte sich ein Schwall von Flächen Luft. „Nur mit Geld kann i wieder ummi,“ fuhr er fort, „nur wer a Geld in der Taschn hat, is g'acht. Peterl, geh zua, leih mir fünfhundert Gulden, nacha krieg i a Vermögn, und wenn i dös hon, laaf i mir a Antwesen und fang a Pferdszucht an, dös waar mei' Freud — und über's Jahr zum Leonhardifest reit' der Kürnberger Lindl aa mit, aaf sein oagna Roß, verstanden, so wahr i iah dasteh!“

Peterl fühlte sich unwillkürlich zu dem so Sprechenden hingezogen, aber er hatte wenig Vertrauen in dessen Pläne. In Geldsachen hatte er ganz die Grundsätze seines Vaters, daß Vorgen Feinde macht. Aber so ganz konnte er Lindls Ansuchen nicht abschlagen.

„Woast Was, Lindl,“ sagte er, „i leih dir, was i hon. Du kannst dir wohl dentn, daß i über's Geld von mein Voban nit Herr bin; aba über mei' Z'ammg'parts bin i Herr. Wenn dir mit fußg' Gulden deant is, die kannst von mir habn.“

„Fußg' Gulden!“ rief höhnlisch lachend Lindl. „Moanft, i geh aaf's Goasbockhandeln? B'halt's nur; du bist aa nit anders, als wie r die Andern; denkst sch'o', i kann dir 's nimmer gebn. No freili, drüber ging der Leihachhof z' Grund!“

„Woast Was, Lindl, i schau, daß i hundert z'samm bring; i vertraus dir an. Du kannst es morgn habn — i geh mit 'n Mirdei aaf Birklastoa, durt laß di treffa.“



„Is recht!“ antwortete Lindl. „I gib dir Was dagegen, was dir a Glück bringt.“

„Dennast loa Graalal vom Tagelwurm?“

„Na, über die Dummheit is's Gras g'wachsen. Aba i gib dir Was, daß di d' Deandln gern habn müaßn, wennst aa r no' so dallet waarst. Du bist aba gar nit so dumm, wie di d' Leut macha. Dir geht's, wie mir; i muaf alleweil der Loder, du alleweil der Dall sein, und am End san ma alle zwoa besser und g'scheider, wie alle Andern.“

„Dös war g'scheid g'reb't,“ sagte Peterl zutraulich.

„Ja, was die Dirndln anlangt, so wünschet i mir Dane, die grad a so ausschauget, wie 's Sifei obn aaf unserer Hochalm.“

„So, so? Derntwegn bringst ihr wohl den schöna Buschn mit? No, wenn dös der Franzl wisset! Nacha guate Nacht!“

„Wo denkst hin!“ fiel Peterl ein. „I sag ja nur, a so sollts ausschaugn. B'hilt mi Gott, daß i 'n Franzl in's Sai gaang — na, na — i werd dengerst loa so arm's Deandl — a Dirn — a — no freili, 's Sifei hon i von Jugend auf gern g'habt, wir san ja wia G'schwister z'samm gwen, sie und der Lenzl und mei' Mirdei und i.“

„No, i moan 's Mirdei, dei' Schwester, is 'n Lenzl no' alleweil recht zuathan und er is aa blos a Senn, an arma Bua,“ sagte Lindl lachend. „Sein ganz' Vermögn b'steht in fünfhundert Gulden, um die er für di eing'standn is, daß er si iäz kann für di todt'schießn lassn. I ho 'n Franzl do' wenigstens tausend Gulden gebn, i, der arm', veracht' Loder.“

„Du moanst, mei' Mirdei is heunt derntthalbn so rabiat, weil der Lenzl furt muaf? Und 'n Nagerlstod hats nit z'wegn der Glockentuah a so z'samm'schnidn, sondern

z'wegn 'n Benzl? Aba da hätt' i do' aa was dabon mirka müaßn; 's Mirbei heirat' ja 'n Muracher Nazi."

„Geh weiter — den heirats nit!“ lachte Sindl.

„Aba der Boda will's, und nacha wird's a so.“

„Wett' ma, daß 's nit a so wird, oder wett' ma nit, i woaß ja g'wiß, und wennst iäz aaffi gehst und di hinschleichst aaf d' Alm zum Mirbei und dalust, was f' mit 'n Benzl distriert, nacha kannst es selm glei von Grund aus wiffn. Aba döß g'fällt mir! Warum soll 's Mirbei 'n Benzl nit gern habn? Grad als wenn du 's Eisei nit gern habn dörfest.“

„S Eisei?“ fragte Peterl jetzt wieder ganz dumm und verwirrt. „Ja, es is Zeit, daß i zu ihr aaffi kimm und ihr Botschaft bring. Also es bleibt dabei, morgn nach der Wesper in Birtastoa, aba nit obn beim Kirchel, sondern z'nachst der Stoawand, wo der Wildbach abalaast. Und was i no' fagn will, Sindl, reiß't die Martertaserln da nit z'samm?“

„Na,“ sagte Sindl, „hon dir ja g'fagt, daß no' a dritt's her kimm.“

„Aba dennast nit über mi?“ fragte Peterl.

„Na, du g'hörst ja nit zu meiner Froandschaft,“ erwiderte Sindl ernst.

„Schlag dir die Gedankn aus 'n Kopf,“ sagte Peterl.

„Schlag du di lieber iäz aaffi aaf d' Hochalm zum Eisei,“ versetzte Sindl, „und schaug ihr nit z' stark in ihre schwarzen Augn, daß d' drüber nit narrisch wirst, als wie der Franzl und — Andere. Hörst es finga? Hörst ihra glöckerlhelle Stimm'? Da vergißt ma' aaf Alles, wenn ma' die hört, da schaugt ma' aaffi zum blaun Himmi, ob ma' loa Lercherl siehgt z'höchst obn; da schaugt ma' aaf die Gipfel von die Lannabaam, ob ma' loa güldas Wögerl rauschen hört, und da vergißt ma' all döß Wehthoa, 'n Haß und d' Bitterkeit, und grad alloa is eam wohl. Nach,

Peterl, daß d' weiter kimmst! Ob d' ma 's Geld bringst ober nit — 's is ma all's oan Teuf! I muaf da rasten an dem verhängnißvolln Fleckl; geh zua und stampf nit so mit die Flaß, daß i 'n G'sang hör vom Difei. A Ragerl kammst ma gebn — hon heuer no koans in der Hand g'habt."

„Da hast glei drei,“ entgegnete Peterl, „und z'wegn morgn — dabei bleibt's. Pfüt di Gott, Rindl!“

In diesem Augenblicke dröhnte der Schall eines Schusses von den felsigen Höhen herab an das Ohr der Sprechenden.

„Das war aaf der Kirchwand,“ sagte Rindl, „durt krazeln d' Jaga scho' in aller Fruh aaffi. Wie san ma an der Zeit, schau' aaf dein Zwiebl, Peterl.“

Peterl sah, schon im Abgehen begriffen, auf seine Taschenuhr und sagte: „Grad is 's Achte, also nomal Ades!“ Dann stieg er weiter gen Difei's Alm. Rindl aber warf sich neben einer hohen Tanne nieder in's Moos. Lange blickte er schweigend die Nellen an in seiner Hand, lange lauschte er dem fernen Gesange der Sannerin. Ein Lächeln spielte um seine sonst so trostigen Lippen. Aber plötzlich durchzuckte es ihn wie ein Blitz. Mit einem Fluche warf er die Nellen weit von sich, sprang auf, warf den Rucksack um, nahm den Bergstock und wollte von dannen eilen.

In diesem Augenblicke kam über den links herabführenden Ziehweg ein junger Bursche in auffallend erregtem Zustande herab und rannte fast an Rindl an. Wie er ihn gewahrte, prallte er erschrocken einige Schritte zurück.

„No, Bentnermucl,“ rief Rindl, „is der Wendelstoa so schmal, daß zwoa Leut nimmer vüranander gehn kinna?“

„Du bist wieder da, Rindl?“ entgegnete statt aller Antwort der Gefragte, ein kaum zwanzigjähriger Bursche, der Rucksack und Bergstock trug. Sein Gesicht war blaß

und die Augen mit Blut unterlaufen, das Brandmal der Sünderlichkeit war ihm auf die Stirne gedrückt. Seine im ersten Moment von einem gewissen Entsetzen erfüllten Züge nahmen plötzlich einen andern Ausdruck an; er schien hoch aufzuathmen und wie Freude suchte es um seine Rippen.

Lindl hatte den Burschen einige Momente streng beobachtet. Es fiel ihm dabei ein, daß er vor nicht langer Zeit, während seines Gespräches mit Peterl, in der Nähe der Kirchwand einen Schuß vernommen. Er wußte, daß Muckl, der ungerathene Sohn des Lentnerbauern, wenn er das Geld, das ihm sein Bruder gab, vergeudet hatte, gerne zur Wildddieberei griff, um sich weitere Mittel zu verschaffen, mit Gleichgesinnten spielen und trinken und länderlichen Dirnen nachgehen zu können.

„Mir scheint,“ sagte jetzt Lindl lachend zu dem jungen Burschen, „du achtest döss Sprüchtl: Morgenstund hat Gold im Mund. Dein Schuß hon i wohl g'hört obn gegn d' Kirchwand zua, aba dei' Ruckfad is laar. Is drüber dei' Freud so groß, daß d' es kaam dawartn kannst, bis d' ins Thal kimmst? Wo hast denn dein Bock? Durt obn soll ja a guater Kehwechsel sein?“

„Ja, was fällt dir denn ein?“ rief Muckl, dessen Gesicht eine dunkle Röthe übergoß, als er Lindl des Schusses bei der Kirchwand erwähnen hörte. „Zum Schießen lehrst dengerst a Biz und mit 'n Bergstock da schief i koan Bock z'samm und daschlagu laßt si aa koana damit. An Schuß hon i wohl aa g'hört, aba i kimm ja durt von rechts aba, wo's aaf d' Wendelstoaspiz geht. Durt, — no, du woachst es ja — g'hört a Stuck Felsenland zum Lentnerhof und da hon i heunt nachig'schaut, wie's ausschaut mit 'n Goasfutter und ob der Goasbua scho' bal aaffitreibn dörf.“

„So, so,“ versetzte Lindl lächelnd, „du nimmst di ja aaf amal recht um's Vieh an? Mir is's ja oans, wo's

d' gwen bist — aba derntwegn, daß d' loa Biz umhänga hast, kannst dengerst vor a halbn Stund durt obn g'schöffn habn. Dös Zauberstüchl kannst von mir in kurzer Zeit aa hörn, und schau, mi führt mei' Weg aa durt aaffi, wo du 's Goasfutter g'suacht hast. I hatt's aaf a Gamsjerl abg'sehgn. I brauch a Gelbei, daß i mir a neu's Klüffel kaaffa kann. D' Sunn steht scho' hoch, d' Gams grasen sunst wieder in d' Höh, 's is Zeit, daß i weiter kimm."

Und er wollte an Mucl vorüber.

„Vindl,“ sagte dieser, „i hon a Bitt an di. Laß 's Reamad wiffn, daß d' mi heunt da herobn troffn hast; von mir soll aa Reamad erfahren, daß i di g'sehgn hon.“

„'S Plauschen is nit mei' Sach,“ erwiderte Vindl.

„Gib ma d' Hand drauf,“ verlangte Mucl dringend.

„Da hast sie,“ entgegnete der Andere, und unwillkürlich fragte er: „Hat di am End der Förster auf der Spur?“

„Der Förster?“ fragte Mucl und wurde verlegen.

„Du moanst den, der dein Bruadan aaf dem Fleckl da daschöffn hat?“ Und während er so sprach, blickte ein Gedanke durch sein Hirn; er athmete wieder hoch auf und ein höhnisches Lächeln umspielte seine Lippen, als er fortfuhr: „Woast, i hon den Grundsatz, daß i mi nit dawischn laß!“

„Von mir aus brauchst loa Sorg z' habn,“ versicherte Vindl und ging seines Weges, während Mucl zu Thal eilte.

Bald verschwand Vindl in dem zwischen felsigem Gestein sich hinziehenden Gestrüppe. Dort holte er sich den verborgenen Stufen, und aufwärts ging's dann zu den zackigen Schroffen des Wendelsteins. Er kletterte eine Felsenwand entlang. Rucksack und Büchse hatte er über den

Rücken gehängt, um im Steigen nicht gehindert zu sein, während er mit den Füßen vorsichtig nach einer Spalte oder einem Vorsprung als Stützpunkt tastete und mit den Händen sich an einer herabhängenden Kante oder dem Geäste einer Zwergtanne, welche ihre zähen Wurzeln in das Gestein einzuleiten gewußt, festzuhalten suchte. Mit den Knien stemmte er sich dabei fest an das Gestein; so hing er an den höchsten Schroffen. Seine Knie waren stramm und nichts zuckte an der ganzen, gedrunghenen Gestalt. Die Wildwässer haben sich oft mehrere Klafter tief in das Gestein eingefressen. Ueber diese gab es keinen anderen Weg, als sich mit eingesehtem Bergstock hinüberzuschwingen. Vorsichtig trieb er die Eisenspitze seines Stockes in eine Felsenspalte, wohl prüfend, ob sie abgleiten oder das Gestein absprenge könnte. Dann setzte er mit gleichen Beinen zum Sprunge an und schnellte sich in kräftigem Schwunge über die Klust. Kam er glücklich auf dem Blocke an und war er auch im ersten Augenblicke vom Sprunge so erschüttert, daß die Knie wankten, im nächsten stand er bereits wieder so kerzengerade da, wie eine Tanne.

Plötzlich nahm er die Büchse an die Schulter und in Anschlag, denn hinter dem Felsen herum ertönte ein kurzer eigenthümlich schrillender Pfiff.

Sindl lag schußfertig auf dem einen gebogenen Knie. Da trappte etwas, man vernahm heranpolterndes Geräusch und wie vom Sturmwinde getragen sprang eine Gemse aus den Steinklippen in mächtigen Sätzen den Felsgrat entlang. Ein Schuß knallte, die Gemse hielt zurückprallend im Laufe ein, stieg mit den Vorderfüßen bäumend in die Höhe und stürzte dann, sich überschlagend, auf den Rücken nieder. Klappernd schlug sie noch ein Paar Mal mit den Säufen nach dem Felsgrat und verendete.

Sindl vergaß bei diesem Anblick all' sein Leid und ein heller Jubelschrei drang aus seinem Munde, der vielfach wiederhallte in dem wilden Gestein. Dann lud er die Gemse in seinen Rucksack und verschwand hinter den Felsenmassen des wilden Berges.

Peterl aber hatte inzwischen längst die Matten der Hochalm erreicht und war zu Eisei's Almhütte hingefchritten, blühende Nelken in den Händen, auf den Lippen aber die traurige Mähr von plöglicher Trennung und Krieg.



### III.



Die Alpenwirthschaft beginnt im Gebirge, wo die Feldwirthschaft endet, was eigentlich bei dreitausend sechshundert Fuß der Fall ist. Das beste Gebiet der Alpenmatten und Sennereien aber liegt in den Höhen zwischen vier- bis sechstausend Fuß. Mit dem eintretenden Frühjahr macht sich beim Vieh in den

Gehöften schon eine eigenthümliche Unruhe, die Sehnsucht nach der Alm, bemerkbar. Wenn ihm aber mit dem be-



gimmenden Mai die große, helltönende Glocke am breiten, gestickten Riemen um den Hals gehängt wird und die Sennerin im Sonntagsstaate und grünen Hütchen mit ihren Pflegebefohlenen „zur Alm fährt“ und einen freudigen Jubelschrei hinauf hallen läßt zu den hohen, grünen Matten; dann heben die prächtigen Kühe stolz ihren Kopf und aus den großen Augen leuchtet es wie mächtige Freude, denn jetzt gehen sie der Freiheit entgegen und dem honigduftenden, fetten, ersehnten Almen-Futter. Erst geht es auf die niederen Almen, die sogenannten Niederleger, später dann auf die Hochleger, welche jedoch im September schon wieder verlassen werden. Die besten Almen werden den Milchkühen bestimmt und man nennt sie „Mellalm“ oder „Kuhlaser,“ minder gute den Geltauchen, Junggründern und Pferden; mit den schlechtesten müssen Schafe und Ziegen sich begnügen. Die einzelnen Almen sind durch Joche von einander getrennt oder in Mulden eingelagert, umgeben mit rohen Mauern aus über einander gelegten Steintrümmern oder Bäumen, mit Stiegel und Gatter, „Gern“ geheißen. Man hat oft eine umfassende Aussicht von einer Almhütte auf die andere, hin über fette Tristen mit der nahrhaftesten Alpenflora, über rauschende Bäche und finstere Waldstreifen, die wie natürliche Säune die verschiedenen Gebiete abgrenzen. Laute Rufe, das Gejodel der Hirten, vermischt mit dem hellen Geläute des Almenviehes, bringt über die Waldberge, und ferne Höhen und Spitzen schauen majestätisch in die Einsamkeit herein. Frei schweift der Blick hin über die Lande, die Wasser rauschen tief unten in dunkler Schlucht. Hier oben ist's, wo sich das Treiben und Schaffen der Menschen mit der wilden Bergnatur am sinnigsten berührt; da wohnt im Sommer das fröhliche Bergvölkchen auf sonnigen Matten; weithin schallt sein jauchzender Gruß über Berg und Thal, und wenn der zitternde Sonnen-

glast über dem Hochwalde liegt und ein tiefblauer Kether sich darüber wölbt, dann lernt man die Sehnsucht verstehen, die Mensch und Vieh nach jenen Regionen zieht, dann begreift man das im Munde des Volkes bekannte Schnadahüpfli:

Auf der Alm is a Sebn,  
'S kann toa freiers nit gebn,  
Und ma' nimmt, was ma' find't,  
Auf der Alm gib't's toa Sünd!

Die Sennerin auf der Hochalm hatte noch lange den beiden Geschwistern, vor ihrer einem Blockhaus ähnlichen Almhütte stehend, zugejubelt und glaubte den Ankommen den keinen größeren Gefallen erweisen zu können, als wenn sie für das leibliche Wohl derselben jetzt Vorforge traf.

Sie hatte in der That so prächtige dunkle Augen, daß es, um Sinds Ausdruck zu gebrauchen, kein Wunder war, wenn mancher Bua drüber „narrisch“ wurde. Ihr liebliches Gesicht umrahmte üppiges, pechschwarzes Haar, und ihr zum Lachen stets bereiter Mund mit den feingeschnittenen, rothen Lippen barg zwei Reihen blendend weißer Zähne. Sie blühte wie ein lebendiges Alpenröslein voll heiteren Sinnes und Muths. Das grüne Hütlein hatte sie flott auf dem Köpfelein sitzen, ihr Brusttuch aber steckte, von der Arbeit malerisch verrückt, in dem schwarzen Nieder und ließ so das weiße Hemd sichtbar, dessen gefälteste Ärmel nur bis zum Ellenbogen reichten. Ihre weitere Kleidung bestand in oben weiten nach unten sich verengenden Bumphosen aus blauem Zwilch, die bis an die Knöchel reichten und in welche die Röcke eingebauscht waren, um dadurch bei der Stallarbeit, besonders beim Melken, unbehindert zu sein. Feste genagelte Schnürschuhe vollendeten diesen Arbeitsanzug.

Risei hatte ihre hellklingenden Pfingeln nicht ohne Absicht gerade jetzt hinaushallen lassen über die grünen Matten, sie sollten dem in den untern Holzbeständen arbeitenden Buam, ihrem Franzl, als freudige Grüße gelten und ihn einladen, die Mittagsrast auf der Alm zu halten. Sie und da hallte auch ein Jauchzer als Gegengruß zu ihr hinauf und deutete dem Dirndl an, daß ihre Wünsche der Erfüllung nahe. Da kündeten sich Mirdei und Peterl an, die Kinder ihres Dienstherrn, deren Ankunft, so ungelegen sie jetzt auch war, ihr dennoch große Freude machte. Woburch sich ihr Kommen so lange verzögert, konnte sie sich allerdings nicht erklären, denn sie wußte ja nicht, daß Mirdei sich zu der niedergelegenen Alm gewandt, der Risei's Bruder als Senn vorstand, und daß Peterl mit dem ihr persönlich völlig unbekanntem Kindl bei den Martertafeln zusammengetroffen war. Und da es auch die Zeit war, um welche der Rühhub mit dem Vieh zurückkehrte, um daselbe aus dem nächst der Alm sich befindlichen Brunnengrand, in dem frisches Quellwasser sprudelte, zu tränken und dann selbst sein Mittagsmahl einzunehmen, so begab sie sich in die Hütte, um am offenen Herdfeuer einen fetten Schmarren zu backen. Dieser brodelte alsbald in der großen Pfanne und der Rauch des Feuers drang in Ermangelung eines Schlotes durch die Spalten des Daches qualmend hinaus.

Da erscholl mit einem Male von der Thüre her der freundliche Ruf: „Grüaß di Gott, Risei!“

„Jest, der Franzl!“ rief die Sennerin. „Grüaß di Gott! — alleweil hon i aaf di g'hofft und iah kimmst ma dengerst z' gach,“ und sie schlug in die ihr dargereichte Hand ein. Dann aber eilte sie in ihre Kammer nebenan, kleidete sich schnell um und zeigte sich alsbald in ihrer gewöhnlichen Mädchentracht, in einem etwas kurzen Rocke, wieder.

Franzl hatte den Rucksack und seine Hacke hinter die Bank gelegt und zündete sich am Herd sein Pfeifchen an. Er war ein kräftiger, schneidiger Burfche von ungefähr achtundzwanzig Jahren mit dunklem Haupthaar und Schnurrbart. Aus dem sonnerverbrannten Gesichte blickten dunkle Augen und seine Züge verriethen einen festen und offenen Charakter.

„Geh, is z'erst 'n Schmarrn,“ sagte Bisei, „und a ganz a frische Willi hol i dir aus 'n Keller.“ Und ehe ihr Franzl antworten konnte, öffnete sie eine Fallthüre und stieg einige Stufen hinab, um aus dem Milchaufbewahrungsorte den Weibling herauf zu holen. Sie stellte ihn auf das kleine an der Wand befindliche, zum Auf- und Ablappen eingerichtete Tischchen, nahm dann von dem Schlüsselrahmen einen Teller, füllte ihn mit Schmarrn und stellte ihn gleichfalls vor den Burfchen hin.

„So, und iah laß dir's schmecken!“ sagte sie, ihm den Köffel reichend.

„Der Hunger is nit groß,“ entgegnete Franzl, „aba d' Sitz macht Durst. Scho' am ganzn Morgn hon i mi g'fehnt nach deina frischen Willi. I bring dir's,“ setzte er lachend hinzu und trank mit durstigen Zügen beinahe den ganzen Weibling aus. Dann aber griff er auch nach dem Schmarrn, um ja das so freundlich Gereichte nicht zu verschmähen.

„Gel,“ sagte Bisei, „es is halt recht weit aassa zu mir von dein' Schlag, b'sunders in der Sunnahij.“

„Waar sauber, wenn mir der Weg z' weit waar zu dir,“ erwiderte Franz. Und er sang:

„Wie höher der Kirchturm,  
Wie schöner das Gläut,  
Wie weiter zum Dirndl,  
Wie größer die Freud.“

„Mei' Bisei,“ fuhr er dann fort, „hast woltern recht Weillang da herobn.“

„Weillang?“ erwiderte sie und plauderte dann absichtlich, indem sie auszubuttern begann, weiter, damit Franz ruhig weiter essen könne. „Weillang? G'wiß nit. D' Arbet geht mit mir 'n liebn langa Tag. Bal 's Vieh im Stall 's Rumorn anfangt, oft scho' in der Fruah um zwoa, wird aafg'standn, 's Morgngebet vorricht und d' Küah g'molkn. Um Vieri raschelt scho' 's Feuer aaf 'n Herd, daß i und da Kühbua a warme Suppn kriegn. 's Vieh wird außi lassn aaf d' Woad und verlaast si oft weithin. I aba muuß ausbuttern, d' Kuchl aufwaschn, 'n Kessel und d' Pianna blank puhn, d' Weibling waschn und halt a so furthampern bis Mittag. Da kimmt 's Vieh z'ruck zum Tränka und oft muuß i 's Wassa von weiterher oamerweis aaf mein Kopf juritragn, was bei der Steiln gar b'schwerli is. Uba 's Tränka is bei mir a G'wissenssach, denn kriegt 's Vieh z' weni Wassa, kommt der Milzbrand drüber und 's größte Unglück wär damit herg'führt. Is für 's Vieh g'sorgt, nacha loch i für mi und 'n Hüattabuam an Almschmarn und a Millisuppn; 's Vieh kimmt wieder außi aaf d' Woad bis 's Abends wieda einatriebn wird zum Tränkn und Melkn. Is's nacha Feierabend worn, richt i mei' Almgartl her, daß i mein' Franzl, wenn er z' Samsta aaffasteigt, oder mein' Bauern, der fleißi kimmt, a Sträußl aaf 'n Quat stecka kann, und nacha setz i mi aaf d' Bank vor der Gred, schau außi in die schö' weit' Welt und sing meine G'sangln, jobl und galln zu meiner Nachbarfennerin, und wenn d' Glockn drunten zum Gebet läuten, nacha geh i eini in d' Kammer, bet' an mein' Altar für mein Benzl und für di, Franzl, und unser Diab, leg mi nacha aaf mein Kreister und schlaf und traam grad wie r a Kinigin, — wenn's nit der Fall, daß a Stuck Vieh krank is, wo 's

nacha loa rechte Zeit zum Schlafe gibt, weil i 's pflegn und wartn muaf, oft wie r a franks Leut. Wird d' Hitz z' groß, dann is's Vieh 'n Tag über im Stall und z' Nacht im Freien. Da gibt's für mi loan Unterschied zwischn Tag und Nacht, zwischn Regn und Sunnaschein, 's verirrte Kalb muaf ma' oft aus der tiefsten Schlucht holn und muaf 's mit Liab und Sorgfalt pflegn, wenn's gedeihn soll. Wenn nacha mei' Bauer aaffa kimmt, so is's mei' größte Freud, wenn er sagt: Eisei, brav find' i Alles und 's g'fallt mir bei dir herobn! Awa gel," unterbrach sie sich, „i schwaz dir da Sachn vür, die d' ja längst selber kennst.“

„Blausch nur zua; i hör di ja so gern rebn," sagte Franz. „Wennst aaf die fremd' Sach a so an Augnmerk hast, wie wird's di erst g'freun, wennst amal bei' oagne Wirthschaft fñhren kennst.“

„O, 'n Leigachbauer sei' Sach is mir loa fremde. Denk nur, hat er nit 'n Lenzl und mi, uns arme Waiskinder aafg'numma und mit seine Kinder aaf'n Hof aafzogn. Für dös Guate kinna ma eam ja gar nit gnua dankn.“

„G'wiß habts eam scho' gnua dankt, du und der Lenzl," versetzte Franz. „Du plagst di herobn aaf der Hochalm und der Lenzl als Senner unten aaf der Leigachalm, und z' wegn die sechs Jahrln, wo er Ent 's Eßn umafunst gebn hat, hast eam netta scho' sechs Jahr abdeant und der Lenzl schier zeh'n. Awa, Dirndl, a so geht's nit alleweil furt. I woafß Was, dös di g'freut —“

„I kenn dir's an, daß d' Was hinterrucks hast, und dein Schnurrbart hast heunt a so aaffidraht, grad als wollt'st fagn: geh Dana her, wer a Schneid hat! — Geh zua, sag mir's, was is's denn?“

„'S Heiratn hon i außa kriegt!" rief Franz erfreut, „und 's Eisei is dös Jahr 's leßt' Mal a Almadirndl g'west.“

Sisei setzte im Butterröhren aus.

„Dös is ma iäz völli in d' Knie g'falln,“ sagte sie; „da muasß i mi scho' zu dir hinsehn aaf d' Bank. Ja, Franzl, stimmst mi nit?!“

„Werd i di stimma; dörfst es scho' glaabn. Der Oberförster z' Bahrischzell hat si so sakrisch für mi verwend't, daß i vom Forstamt disanitiv, dös hoast für alle Zeit und Ewigkeit, als Holzauffseher bin ang'stellt worn. Er hat mir heunt die Bottschaft g'macht, wie r ma mitanand in's Holz san; er is aassi gen d' Kirchwand aaf's Jagu und i bin unten im Schwarzholz blicbn, wo pläntert wird. D' Löhnung is nit schlecht und wird mit die Jahr no' besser, a Häusl nebn 'n Forstamt is mir zuag'wiesn, da kinna ma uns a Paar Stückln Vieh haltu, und die tausend Gulden Einstandsgeld solln unsern Haussegn begründn.“

„Ja, Franzl, du maist mir ja da 'n Himmi aaf der Welt. I will unsa Vieh scho' guat haltu; im Summa schid ma's aaf d' Smoandalm und d' Kalbln verkaafn ma, nacha kriegn ma a G'par'ts z'samm, und i werd g'wiß trachtn, daß si nit feit. Moanst aba, Franzl, es is nur a so a dummer Gedankn, moanst, dös Einstandsgeld vom Lindl bringt uns koa Unglück?“

„Fü wö nöt gar! Der Lindl hat's rechtl' vobeant — wer kann's b'hauptn, daß 's anders is? 's G'richt hat si ja im Tyrolischen drent darnach erkundigt und nizi aufg'fundn. Und nacha hon i aa 'n Pfarrer g'fragt, eh i den Vertrag mit dem Loder abg'schloßn hon. Und woast, was der g'sagt hat? Der hat g'sagt: Franzl, du thuast die Sach' vor aller Welt offen, du muast dir dös Geld als Soldat abberdeana, muast, wenn wieder a Krieg kimmt, was Gott verschütnt möcht, dei' Lebn in G'jahr gebn, und dafür kriegst dös Einstandsgeld. Ob's iäz vom Lindl oder von an Bauernsuhn kimmt, dös is Alles oans: 's Geld, hat er

g'moant, riacht nit, wenn ma's nur rechtfchaffa verbeant, is's nacha von Wem dawill."

"Dös hat der Pfarrer g'sagt?" fragte Eisei. "Nacha is mir Alles recht. I dank dir nomal, Franzl, für die freudi Bottschaft, a schönere hätt'st mir g'wiß nit bringa kinna!"

"Und morgn, weil Sunnta is, müaßn ma alle zwoa aaf's Pfarramt nach Fischbachau, wo i dahoamt bin, da wern ma ausg'fragt um an Katafisi, da muaßt ma scho' a weng einsagn, du bist ja a G'studirte, wie dei' Bauer, der Reihacher."

"Gar viel dörffst di nit aaf mi verlassn," meinte Eisei.

"Grad aaf di verlaß i mi, Eisei, und nacha wern ma glei in der Kircha ausbotn, und in vier Wocha — Suche! — da is Hozet — Zuchuhuhu!"

Und Eisei stimmte ein in das freudige Jauchzen, daß es weithin wiederhallte.

"Wo hast denn d' Zither?" fragte jetzt Franz. "I muaß mei' Freud ausfinga. Mei' Leibstückl, 's Siab von mein Heimatdorf, von Fischbachau — du kannst es so schö' — geh zua, sing ma's mitanand."

Eisei holte die Zither und setzte sich zu ihm hin, und während Franz den Gesang auf dem Instrumente begleitete, fangen sie im denkbar reizendsten Duett das nachstehende schöne Volkslied: \*

B' Fischbach am Wendlstoa  
Da bin i gern,  
Da kann ma' lustige  
Leutln gnua hörn;

\* Die Melodie dieses Volksliedes, sowie die „vom Wendlstoa“: siehe Anhang.



D' Liebln, die P' finga,  
 Di ham dir a Schneid,  
 Daß sich der traurigste  
 Tropf drüber freut!

D' Buacha und d' Horn  
 In Wald und in Feld  
 Wachsen da schöner als sunst  
 Auf der Welt.  
 Und dös schö' Ki:cherl,  
 Dös Wirkastoa hoacht,  
 Thuat gar viel Wunder aa,  
 Wie d' es wohl woacht.

Wann i oft 's Wasser sieh,  
 Dös d' Leika hat,  
 Denk i halt allemal,  
 Es is do' schad,  
 Das 's a so furt muach  
 Und wandern muach geh'.  
 Wo dengerst Berg und Thal  
 Gar so viel schö'!

Möcht' nit mit ihm geh', i  
 Mächt's um loa Geld,  
 Moant schier gar, i mliaht  
 Gleit aus der Welt,  
 Runnt i mei' Dorf und  
 Die Berg nimmer habn,  
 Waar ma wahrhafti, als  
 Wur i eingrabn!

Das glückliche Paar hatte gar nicht bemerkt, daß der Kühhub mit dem Vieh zurückgekehrt und ein Theil der Herde mit der dem Almenvieh besondern Vorliebe für Sang und Klang vor der Hütte den Tönen lauschte, während sich der andere Theil zum Brunnengrande drängte. Aber auch Peterl war inzwischen an der Almhütte angelangt und rief jetzt dem glücklichen Brautpaare ein freundlich „Grüß Gott mitananda!“ zu.

Lisei erhob sich schnell.

„Wo is denn 's Mirdei?“ fragte sie den Eintretenden, nachdem sie ihm zum Gruße die Hand gereicht.

„'S Mirdei? Die is aaf d' Leitzachalm ummi zum Benzl.“

„Was thuat's denn beim Benzl?“

„Zeitungsblattln holt's, die 's eam durch 'n Soas-buam aaffig'schickt hat.“

„Hat's denn mit dem gar a so pressirt?“ fragte Lisei schelmisch lächelnd.

„Ja freili,“ antwortete Peterl, „und siehst, da schickt dir 's Mirdei a Paar Bleameln für dei' Hausaltar.“ Damit überreichte er ihr die Blumen.

„Dös g'freut mi,“ sagte Lisei und eilte damit in die Kammer nebenan, welche ihr Schlafgemach war. Hier stand in einer Ecke das bis an die Decke reichende Bett, „der Kreister“ genannt. Um die Wand lief eine hölzerne Bank, vor welcher ein krummbeiniger Tisch stand; in der vorderen Ecke aber hing der kleine, stets mit frischen Alpenblumen geschmückte Altar, neben welchem das mit großen Lettern gedruckte Gebetbuch und ein Paar geweihte Palmzweige lagen. An dem Thürpfosten war der Weihbrunnkessel angebracht und hinter der Thüre hing Lisei's Sonntagsstaat.

Während Lisei die Blumen an dem Altar befestigte, fragte Franzl den Angekommenen, welch wichtige Neuigkeit denn in den Blättern stünde, da Mirdei den weiten Weg nicht scheute, sie zu holen.

„Ja, woast denn du no' nizi?“ fragte Peterl. „Du fängst da herobn mit'n Lisei, als ob's zua an Festschießet gaang und nit Ernst aaf Ernst.“

„Wie moanst dös?“ fragte Franz. „Du machst halt alleweil Dummheiten.“

„I mach's? Dös Mal machen's d' Franzosen. Du wirft es scho' seghn, wennst hoamtimmst und dei' Einberufungsschreibn daliegt.“

„Ja, gibt's denn Was?“

„Krieg gibt's. Alles geht drunter und drüber,“ erklärte Peterl wichtig.

Eisei war soeben aus ihrer Kammer getreten und hatte die letzten Worte gehört.

„Du wirft dennast toa Dummheiten macha?“ rief sie erschrocken.

„I muaß alleweil der Dumm' sei', wenn i no' so g'scheid red,“ antwortete Peterl gekränkt. „B'wegn dem is ja 's Mirdei ummi zum Lenzl, daß f' eam die Botschaft bringt; er muaß aa furt für mi, und du, Franzl, muaßt furt für'n Lindl. I werd mit'n Woda redn, daß er mi aa mitläßt, denn wenn der Lenzl dabei is, nacha fürcht' i mi nit. Da kinna si d' Franzosen freun, an den ham's nit denkt!“

Franz hatte gleich dem Eisei die Farbe gewechselt. Er erinnerte sich, daß schon gestern der Forstmeister geäußert habe, es sei nicht Alles richtig.

„O dös Geld vom Lindl!“ rief Eisei, die Hände zusammenschlagend, während Thränen in ihren Augen standen. „Franzl, wird uns dengerst dös Unglück nit treffa, daß d' normal einrußn, daß d' gar in Krieg muaßt?“

„Wart ma's ab!“ sagte Franz gefaßt; „is's aba a so, nacha in Gottsnam! Unser Herrgott wird's scho' recht macha. I laaf iäß glei hoam, denn arbeitn kann i aaf die Nachricht nimmer. Und wie's aa is, morgn fruah kimmst nach Fischbachau. Mit dein Bauern red i scho', daß er a Hoambirn aaffaschickt für di.“

„Dös is nit nöthi,“ sagte Peterl, „'s Mirdei hat mir

a so auftragn, daß 's di morgn in Birtastoa erwart', weil der Benzl aa hintimmt zum Abschied."

"Zum Abschied?" rief Eisei. "So waar's wirtli? Der Benzl mißast furt und du aa, mei' Franzl? Dös is z' viel aaf oamal. Heilige Muatta von Birtastoa, dös dörfst nit zualassn!"

"Du thuast ma Load, Eisei," sagte Peterl, „aba i bitt di, hast koan Schmarzn mehr drinn in deina Pfanna, d' Zung is ma völli austrodnt. O mei', i siehg scho' Alles, i nimm ma 's scho' selm, i woafß 's scho', du dakennst di nimmer. Wa tröst di — alle Kugeln treffa ja nit, und wenn die Unsern Lemma, der Benzl und der Franzl und die Boarischzeller, nacha is die Suppn glei kocht." Und ohne sich weiter um die Liebenden zu kümmern, nahm er sich Milch und Schmarzn und verzehrte Beides mit größtem Wohlbehagen.

Franz hatte Rucksack und Hacke aufgenommen und den Spizhut aufgesetzt. Langsam verließ er mit Eisei die Almhütte, und Hand in Hand schritten sie hin bis zu dem Gern, der die Matten der Hochalm von denen der Nachbaralm trennte. Es war jetzt so still, kein Laut war hörbar, nicht einmal das Geläute des seiner Mittagsruhe pflegenden Almviehes. Sicher war die erschreckende Kunde schon in alle Almenhütten gelangt und jede Sennerin hatte ja einen Bruder, einen Geliebten oder lieben Verwandten, der so plötzlich den Seinigen entrisen wurde. Wie jauchzte es am Morgen so fröhlich in die helle Luft hinaus, jetzt herrschte Todtenruhe.

Auch Franz und Eisei getrauten sich kaum diese friedliche Stille durch ihr Gespräch zu unterbrechen. Desto heißer flossen des Mädchens Thränen. Franz tröstete sie, so gut er es vermochte, aber die Nachricht kam ja auch ihm zu unerwartet. Jetzt, am Ziele seiner Wünsche angelangt,

folgte er fort müssen, um, wer wußte es, vielleicht nicht wiederzulehren.

Als sie eben Abschied nehmen wollten, dröhnte ein Schuß durch die Stille und gleich darauf ein heller Jubelschrei. Franz horchte auf.

„Den Schroa sollt i kenna,“ sagte er. „Wenn der Sindl wieder z'ruck waar, i wettet, der waar's, der g'juchezt!“

„Der kann freili juchezen!“ meinte Bisei; „er dörf dableibn und du, mei' Franzl, hast di für eam verlaast!“ Und sie warf sich schmerzlich bewegt an seine Brust.

Franz aber riß sich los.

„Geh hoam,“ sagte er. „Der Peterl kunnt sunst sein Bodan dazähln, daß d' über mi sei' Bieh vergessn hast. Morgn sehgn ma uns wieder in Fischbachau, und is's nit a so, wie der Peterl g'sagt hat, nacha hörst scho' bei Sunnenaufgang mein Juchaza aaffahalln. Hörst aba nit, nacha gräm di aa nit; i g'hör dir, wo i bin und dei' Herzerl ziegt mit mir in Krieg und in Tod.“

Bisei sah dem sich Entfernenden lange nach; sie schickte ihm keinen Jubelschrei nach, wie sonst. Während sie mit der einen Hand die Thränen aus den Augen wischte, die ihr den Blick verdunkelten, winkte sie mit der anderen dem Scheidenden nach. Dann lehrte sie langsam und voll böser Ahnungen zurück auf ihre Alm.



IV.



M

irbei war  
ingzwischen  
auf der  
Leigachalm angelangt, um  
auch hier die Verkünderin  
einer unheilvollen Nach-  
richt zu sein. Je höher  
das schöne Mädchen stieg,  
je mehr sie sich Benzl  
näherete, desto stärker schlug  
ihr Herz, desto heißer flossen  
ihre Thränen. Der Unter-  
schied zwischen ihr, der rei-  
chen Bauerntochter und dem  
Benzl, einem Knecht ihres  
Vaters, war ihrem Ge-  
bächtniß ganz entschwun-  
den, sie fühlte nur den

Trennungschmerz, nur der Gedanke quälte sie, daß sie von  
ihm scheiden müsse, von ihm, den sie liebte. Sie achtete nicht

des rauhen, oft gefährlichen Pfades, kein Jubelschrei kündete ihre Ankunft an, wie im Traume schritt sie dahin und stand plötzlich im Raser, wo Lenzl eben damit beschäftigt war, einen Käseleib zu pressen. Erschöpft sank sie auf die Bank.

„Mirbei!“ rief Lenzl freudig überrascht, „du bist mir a unverhoffter, a freudiger Hoamgast! Aber wie siehst denn du aus?“ fuhr er erschrocken fort. „Du wirst dengerst nit krank sei'? G'wiß hat dir die groß' Piz g'schad't. I bring dir glei a Milli, oder magst an Schluck Czjanz?“

„Gar nix mag i,“ erwiderte das Mädchen. „Du wirst schaugn, was i für a freudiger Hoamgast bin, wennst d' Urfach hörst, die mi aaffatrieben hat zu dir.“

„Du daschreckst mi freidi,“ sagte Lenzl; „is was passirt dahoamt? Sag mir's no g'schwind.“

„Dahoamt is nix passirt, aba dir passirt Ebbas, Lenzl, — einrucka muast — Krieg gibt's — furt muast Alles in's Frankreich eini!“

„Is's wahr?“ rief Lenzl erfreut aus. „No schau, gestern im Feierabend hon i in die Blattln g'lesn, die d' ma aaffag'schickt hast und da is drinna g'standn, daß es si aaf an Krieg aufitwachsen kunn. Die ganz' Nacht hon i davon traamt und, Dirndl, i kann dir nit fagn, wie r mi dös g'freut, wenn i furt dörf und mei' Schneid probirn kann. Nacha kriegt dei' Woda vor mir Respekt und nacha, Mirbei — du woast nit, was i denl. Juhuhuhu!“

„Du jucherst, weilst furt muast in Krieg?“ fragte Mirbei in vorwurfsvollem Tone, „wo's ung'wiß is, ob d' wieder lebendi z'ruck kimmst? Lenzl, wenn's di z'samm-schießeten — i flennet mi grad z' Tod um di!“

„Ja, Mirbei!“ rief jetzt Lenzl hoch erröthend, und es war ihm, als fielen plötzlich ein Schleier von seinen Augen, der Schleier, den das Bewußtsein seiner niedrigen Stellung gegenüber der reichen Bauerntochter um dieselben gezogen.

„Mirdei, du woanft um mi? Um 'n Sennerlenzl, um den arma Buam?“

Mirdei warf sich statt aller Antwort an die Brust des Jugendfreundes und ihr lautes Schluchzen ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Siabs Mirdei,“ schmeichelte jetzt Lenzl; „an die Thräna werd' i denken, so lang i leb. Du woanft, nig aaf der Welt halt i nebn mein' Bisei höher, als di, Mirdei, und in meine Gedankn, in meine G'fangln da herobn aaf der Alm bist du mei' Kinigin g'wen. G'sagt hon i nie Was zu dir — unfer Abstand is ja z' groß; iäh aba, weil i furt muaß und 's Wiederkemma ungewiß is, iäh, Mirdei, sollst es wiffn, daß i mi aaf di g'fehnt hon, wie d' Bleameln aaf'n Sunnaschei', wie d' austrockn't Alm aaf'n Regn, wie der Bua aaf's Dirndl, die eam 's Herzl g'schenkt und dem er's wieder g'schenkt, und daß mi nig aaf der Welt stolzer macht, als iäh dös Woana an meiner Brust.“ Und er küßte ihr Stirne, Wange und Mund, und Mirdei lächelte ihn unter Thränen an.

„Mei' liaba Bua!“ sagte sie.

„Is's wahr,“ rief Lenzl fast zitternd vor Freude, „mi nennst dein' Buam? Nacha is ja mei' Glück so woltern großmächtig, wie 's ganz Boarnland, wie r die ganz Welt!“ Und wieder hallte ein lautes „Juhu“ hinaus aus dem Rafer und wiederhallte an den steilen Felswänden des Berges.

„Aber, Mirdei,“ sagte er jetzt wieder, „schänd' di mei' Siab nit? Dei' Boda wird so Was niemals zuagebn, du woanft ja guat, daß 's längst austart't is, daß der Ausracherbauer di amal als Bäurin hoamführt.“

„Na, Lenzl,“ erwiderte Mirdei, sich fester an ihn schmiegend, „mi kriegt Roana, als du — trotz 'n Bodan und was 's ma aa anthoa mögn. Im G'hoama hon i mir



dds oft g'lagt, iäz woast es du aa, und die gantz' Welt soll's wissn, 's Seigacher Mirbei heirat 'n Lenzl oder Koan, und is's, wer 's will."

"A so geht der Wind!" rief jetzt die Stimme des Seigachbauern zur offenen Thüre herein. „Was muast i sehgn und hörn? Hat ma do' was g'ahnt, daß 's ma koa Ruah lassn hat, bis i 'n Dirndl nach bin. Aha dds hätt' i nit denkt, daß d' an solchn Plankn machst und di an 'n arma Sennerbuam wegwirfst, dds stolz' Seigachbauern Mirbei! Du aha," wandte er sich zu Lenzl. „Hast Zeit, daß d' von der Alm und mein Hof kimmst. Dds is der Dant von an solchn Bettelbuam, daß d' z'erst mei' Brod frist, und nacha mit meiner vanzign Tochter carrassir? Mit uns is's aus! Pack dei' Sach z'samm und no' heunt ruckst ein bei dein Regiment. Da is 's Schreibn, dds mir der Gmoandbeaner am Weg nach Neuhaus gebn hat und dds i selm aaffbringa wollt, weil i unt' in Hof erfahrn hon, daß 's Mirbei so mir nix dir nix aaffa is. Kimmst aha wieder z'ruck, so gibt's für di koan Seigachbauern mehr, verstanden? Dein Lohn kannst unt'n holn. Und iäz marsch di furt, du undankbarer Bua du!"

Die beiden jungen Leute waren bis jetzt sprachlos vor Schrecken dagestanden. Jetzt aber ermannte sich Lenzl und antwortete mit fester Stimme:

„Ddd, es is nit wahr, i bin nit undankbar für all' dds Guate, was d' mir und meiner Schwester than hast, und wenn d' mi aa iäz 'n Bettelbuam schimpfst, so hast du mir's selber g'lernt, wie d' Arbeit, Treu und Redlichkeit 'n Arma grad a so ehrt, wie r 'n Reichn, und drüber wirft mir nix vorwerfn kinna!"

„So, freche Redn traust dir aa no' z' fñhrn?" schrie der Bauer.

„Boda," sagte jetzt Mirbei besänftigend, „was is's  
M. Schmidt, Im Hochlande.

iäh nacha, daß i 'n Benzl gern hon! Von Jugend aaf war dös der Fall, und du selm hast die Wurzeln einwachsn lassn in Bodn. Willst es aufhareißn, so geht's mir an's Leb'n. Probitn konnt'st es scho', aba es wird dir nix nußn!"

„Ja, was is denn dös für a Sprach?“ rief der Bauer. „Woanst du, dernthalb'n hat der Reizachbauer sei' Leb'n lang g'hampert, daß er sei' Dirndl an so an Sennerbuam hinwirt?“

„I kaan ja aa no' reich wern,“ sagte Benzl, „i kann mi auszeichna im Krieg und als Ang'fehna wiederlemma. Hast ja oft zu mir g'sagt: Sei nur fleißi, Benzl, und brav, nacha find'ft aaf der Straßn Geld und Guat und Edelwerth, so vielst brauchst zu dein' Glück!“

„Dös is a G'schmaag!“ sagte der Reizacher ärgerlich, aber doch etwas ruhiger, da er mit seinen eigenen Worten und Lehren bekämpft wurde. „Aber es soll dabei bleibn,“ fuhr er fort, „kimmst wieder und legst mir an Saß Edelwerth, der dei' Eigenthum is, vor d' Füaß, nacha kannst um mei' Mirdei anhalt'n und nacha sollst es aa kriegn; anders aber mach dir koan Gedant'n — verstehst mi! Und ehnda soll mi der Teufi quintelweis z'reißn, als daß i an dem Ausspruch ebbas änder.“

„Nacha sollst's a ledige Tochter b'halt'n,“ rief Mirdei, „und nimmst du 'n Teufi zum Schwur, so nimm i unsern Herrgott, und der soll mi strafa, wenn i jemals vom Benzl laß!“

„Jäh hon i gnua!“ schrie der Reizacher, durch den Widerstand der Tochter auf's Neue gereizt. „Du bleibst glei herobn aaf der Alm, bis i Ebban Andern dafür b'stimmt hon. Und iäh will i 's Vieh visitirn, weil i grad da bin und du, Benzl, hast nix mehr da herobn z' schaffa.“

„Gib ma dengerst dein Segn, Döb,“ hat der Bursche;

„i hon ja funst aa Neamad, der mi segn't, und wer woaf 's, ob i wiedertimm.“

Mirdei schluchzte laut.

„Pflat di Gott, Lenzl,“ sagte sie. „Mei' Diab und mei' Herz nimmt mit und b'haltst es, ob di der Woda segn't oder nit.“

Der alte Leizacher wurde jetzt weicher und blickte besänftigter nach dem seines Segens harrenden Burschen, und sagte: „I will vergeffen, was in dera Stund vorg'falln is. Sei brav, mach unsers Hoamet loa Schand; für's Waterland si opfern, is dös schönst', was 's gibt aaf der Welt.“

Lenz eilte jetzt auf Mirdei zu, drückte ihr herzlich die Hand, und mit einem „Pflat di Gott, Mirdei!“ eilte er hinweg.

„Lenzl, mei' Lenzl, pflat di Gott!“ rief ihm das Mädchen nach. Sie eilte hinaus aus der Hütte und winkte ihm mit ihrem Hute nach, so lange sie ihn sehen konnte.

Wie er den grasigen Hang hinabschritt, da schauten die Kühe verwundert nach ihm hin; es mochte ihnen sonderbar vorkommen, ihren Herrn zu so ungewohnter Zeit fortgehen zu sehen. Lenz nahm von jeder Abschied, er streichelte sie und sagte ihr einige freundliche Worte; dann eilte er weiter. Jetzt hatte er die umgrenzende Mauer übersprungen — ein „Juh!“ — und er war Mirdei's Blicken entschwunden.

Der alte Leizachbauer war selbst etwas gerührt, denn er hatte Lenzl gern gehabt, aber er bemühte sich, diese Regung vor Mirdei zu verbergen. Er gab ihr den strengen Auftrag, auf der Alm Alles in Ordnung zu halten und entfernte sich dann.

Mirdei überließ sich ganz ihren Thränen und hatte es gar nicht beachtet, daß Peterl in den Kaser eingetreten war.

Er war dem Vater begegnet, aus dessen aufbrausenden Worten er bereits Alles ahnen konnte, was in der letzten Stunde hier vorgefallen. Dem Peterl hatte er mitgetheilt, daß er sofort nach Nibling hinausfahre, um für die Pferde einen Habervorrath zu kaufen, da dieser jedenfalls von Tag zu Tag im Preise steigen werde. Wahrscheinlich, meinte er, könne er vor morgen Abend nicht wieder zurück sein, während dessen er Peterl die Obhut des Hofes an's Herz legte. Die Frage nach Zenzl schnitt er mit den Worten ab: „Neb mir nimmer von dem! Der kimmt mir nimmer aaf'n Hof!“ Dann entfernte er sich.

Als jetzt Peterl die Schwester in Thränen sah, hätte er am liebsten selbst mitgeweint.

„Mirbei,“ jagte er, nachdem er sie lange betrachtet, „laß 's guat sei' — i hilf dir zum Zenzl, Woda aaf oder Woda ab.“

„Wie kaantst du dös?“ fragte die Schwester. „Mit amal Abchied kann i mehr von eam nehma, weil i da herobn bleibn muaß.“

„Woast,“ sagte Peterl, „heunt und morgn bin i der Herr vom Hof, weil der Woda aaf'n Haberhandl fahrt, und i verhilf dir dazua, daß d' 'n Zenzl morgen no' amal siehst. I schid scho' Ebban aassa und laß dir's sagn, wo d' hintemma sollst. I moanat, wir lassen's bei Birkastoa, wie's scho' ausg'macht war. D' Buachenbauern Urtschi, unser Basl, muaß mit dir gehn. Dörf ihr's anvertraun, was i woast von dir und 'n Zenzl?“

„Alles dörfst ihr sagn — die ganz' Welt dörf dös wiffn.“

„Also bleib't's dabei,“ sagte Peterl. „Wenn heunt alle Dirndln so woana, wie du und 's Bisei obn, nacha is loa G'fahr, daß d' Brunna austrickan. Jäh, wenn erst i furt

müßst, nacha gebet? ja schier a Hochwassa! Da siehgt ma' 's, was wir Buama werth san!"

Mirbei hatte zu weinen aufgehört.

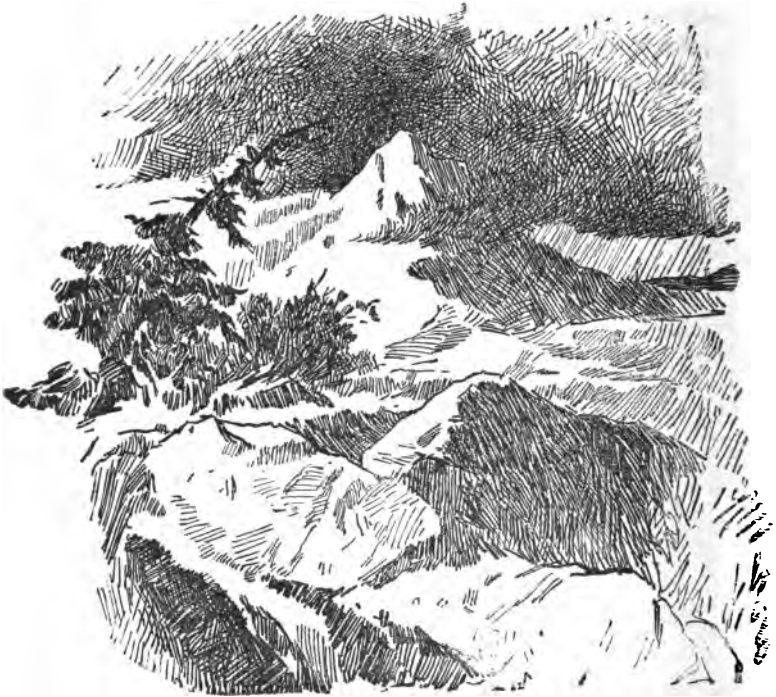
„Moanst, d' Urschi woanet nit grad a so um di, als wie r i um 'n Dengl?“ fragte das Dirndl.

„D' Urschi? — Geh ma weita, die is und bleibt bloß mei' Basl. Mit dera blamirt si der Boda so guat, wie r bei dir mit 'n Bentnernazi, denn a alt's Sprichwort is's: „'s Diabn und 's Betn laßt si nit danöthn.“ — Und als er Mirbei nochmals Muth zugesprochen und ihr in jeder Weise seinen Beistand zugesagt, verließ er anscheinend heiter die Hütte und sang im Abgehen wie tröstend:

Zwoa schneeweisse Läubeln  
 Flieg'n über mei' Haus,  
 Der Schatz, der mir b'schaffa is,  
 Bleibt mir nit aus!



V.



Die Mittagssonne brannte heiß hernieder und Sindl hatte sich in einer Felsenhöhlung vor ihrem sengenden Strahl

zu schützen gesucht. Sein Haupt ruhte auf dem erlegten Wilde, und alsbald überkam ihn ein tiefer Schlaf. Er ruhte hier so gut, wie in einem Bette, die wilden Schroffen waren ja seine Heimat; hier, geschieden von den Menschen, allein mit sich selbst, freute er sich seines Lebens. Sein Schicksal, wie er es nannte, hatte ihn frühzeitig in die Berge getrieben, er hielt es in keinem ruhigen Dienst lange aus, er fand nur Geschmack am freien Leben auf den Felsenbergen. Theils ernährte er sich vom Haschen, theils vom Wildern. Für das erlegte Wild hatte er seine geheimen Absatzquellen und damit ernährte er sich und seine Mutter. Die Gemse verfolgte er bis zur schwindelnden Höhe und konnte sie keine Kugel erreichen, so gehörte sie ihm. Das war seine einzige Freude, andere waren ihm nicht vergönnt. Er fühlte sich ausgestoßen aus der Gesellschaft, er fühlte sich oft so elend. Vor wenig Tagen war er aus der Haft entlassen worden, die ihm der Wildfrevel zugezogen, aber in die Berge zurückgekehrt, fing er das alte Leben wieder an. Zur Arbeit hatte er keinen Sinn; mit den Elementen zu kämpfen, war seine Freude, er scheute keine Gefahr und war vertwegen bis zum Verbrechen. Nichts war ihm verhasster, als der Zwang, ein geordnetes Leben zu führen. Deshalb hatte er sich auch vom Militärdienst losgelauft, denn er wußte es, daß sein Freiheitsdrang ihm hier verderblich werden mußte. Man sprach von ihm nie anders, als von einem lächerlichen Loder, und hätte er es auch mit der Arbeit versucht, kein Bauer würde ihn in Dienst genommen haben. So zwang man ihn förmlich zu seinem verwerflichen Leben, und sein Herz wurde kalt und hart, wie der Fels, auf dem er sich herumtummelte. Nur der Gesang übte eine ungewollte Macht auf ihn aus und Lisei's muntere Jodler drangen warm hinein in dieses sonst so kalte Herz. Seit seiner Rückkehr hielt er sich viel in der Nähe der Hochalm

auf und betrachtete aus seinem Versteck in den Felsenklüften mit seinem Perspektiv, das in den Bergen keinem Jäger fehlt, das fröhliche Thun und Treiben der Sennerinnen auf den grünen Matten zu seinen Füßen. Da gefiel ihm denn Sisei vor allen anderen, und als sie einmal, ein Kalb suchend, an ihm vorüberkam, da sah er tief in ihre dunklen Augen, so tief, daß er seitdem Tag und Nacht an dieselben denken mußte. Und als er jetzt hinter dem schützenden Felsen schlief, da waren es diese Augen, die ihn im Traume entzückten.

Lange lag er so im Schlafe, da ward er durch einen fürchterlichen Donner aufgeschreckt. Ein heftiges Gewitter zog dem Wendelstein entlang. Bintl sprang auf, nahm seinen Rucksack um, verbarg seinen Stutzen in einer Felsenkluft und suchte dann, bergab zu kommen. Unwillkürlich trieb es ihn der Hochalm zu. Der Donner brüllte um den Berg und die Blitze fuhren zuckend nieder und hinauf zu den felsigen Klüften.

Bintl stand mitten in den Gewitterwolken. Undurchdringliche Finsterniß umgab ihn plötzlich, obschon über den Wolken die Sonne noch am Himmel stand. Er war in ein Dickicht von Regföhren gerathen, die so über den jähen Abhang hingen, daß er sich mit beiden Händen an ihren Aesten und Stämmen halten mußte, um nicht überzustürzen. Der heftige Regenguß, mit Hagel untermischt, zwang ihn, längere Zeit in dieser gefährlichen Lage zu verharren. Da näherte sich, im dichten Wolkennebel kaum erkennbar, ein ganz junges Kalb, welches das Gewitter von der Heerde getrennt und hierher verschlagen hatte. Machte das Thier noch einen Schritt, so lag es zerstückelt im Abgrunde. Es machte aber diesen Schritt nicht, sondern blieb, als es den sich am Baume haltenden Bintl erblickte, ruhig stehen und ließte zitternd und schmeichelnd an dessen Händen. Sobald das



Gewitter nachgelassen und die Wasser weniger mächtig herabgeschossen von den hohen Graten, erhob sich Lindl und das Kalb folgte ihm jetzt wie ein Hund.

„Kalberl,“ sprach er, das Thier streichelnd, „i bring di hoam zu deiner Muattakua; i moan alleweil, du g’hörst aaf d’ Alm vom Bisei!“

Und er hatte recht gerathen. Bisei war in größter Angst um das schöne Thier, das der Bauer ihrer Sorgfalt ganz besonders empfohlen, weil er es sammt der Kuh zum Oktoberfest nach München bringen wollte, wo er sich schon im Voraus preisgekrönt sah. Vor lauter Kummer um ihren Franzl hatte sie das herankommende Gewitter nicht rechtzeitig bemerkt und der Hüterbub, unter den Latzchen sitzend, ebenfalls nicht.

Das arme Bisei weinte jetzt vor Kummer und neuer Sorge und suchte überall umher. Da sah sie Lindl mit dem Kalb durch die Gestrüppe hervorbrechen. Sie kannte Lindl nicht, aber wäre das auch der Fall gewesen, in diesem Augenblicke wäre er ihr doch eine freundliche Erscheinung gewesen.

Lindl dagegen kannte, wie wir wissen, Bisei recht gut. Vermied er es auch sonst, seine wie er recht wohl fühlte unwillkommene Erscheinung der schönen Sennlerin aufzudrängen, heute konnte er einem Zusammentreffen nicht ausweichen, that er ihr doch einen Gefallen, indem er ihr das Kalb zurückbrachte, dessen Verlust ihr großen Verdruß bereiten mußte.

Bisei sah nicht auf die schlechte Kleidung des Ankommenden; die Räffe derselben ließ darüber kein Urtheil zu. Aber das Erste nach dem herzlichem Danke war eine Einladung an Lindl, in ihre Hütte zu treten, seine Toppe zu trocknen und etwas Warmes zu essen. Lindl folgte gerne

dieser Einladung; er ließ es sich gut schmecken, während seine Toppe über dem Herdfeuer zum Trocknen hing.

Es war wieder lichter Tag geworden. Die Wolken wogten tief unten, oben war der blaue Himmel, und die schon tief stehende Sonne beleuchtete mit zauberischem Lichte die nassen Felsen und Grate.

„I hon scho' oft dazähl'n hörn,“ sagte Lindl unter Anderm, „du bist die best' Joblerin in unsern Bergen. Du muast ma heunt scho' Was vorsinga.“

„Mir waar's zum Singa heunt!“ antwortete Bisei. „Der Leitinger Franz, mei' Bräutigam, muast wahrscheinlich morgn jurt in Krieg. — Mei' liabe Zeit — wann werd' i wieder lusti jodeln kinna!“

„Mei' Gott,“ entgegnete Lindl, „wer halt Soldat is, der muast 's nehma, wie's kummt, und der Franzl hat ja 'n schön' Einstand kriegt vom — Kürnberger Lindl.“

„Dös is ja grad sei' Unglück g'west,“ fiel Bisei ein, „daß er si verleitn hat lassn, für den Loder einz'stehn. Dem sei' Geld kunnt ja loa Glück bringa! Der Franzl hat mir wohl den Gedankn erst heunt ausredn wolln, aba es sagn's halt alle Leut, es waar a unrechts Guat und an 'n solchen hängt der Fluach!“

„D' Leut sagn dös?“ rief Lindl erregt. „Hat's Dana b'hauptn kinna? Hat nit 's G'richt furtg'schriebn aaf Tirol und woast Gott wohin, und nix, nit so viel, habns außerkriegt, daß 's anders is g'wen, als wie's der Lindl z'Protokoll gebn hat. D' Leut? — was san denn d' Leut? Wohlbeana sans und Ehrabschneider, und grad aaf's Unglück habn si's abg'sehn; da werfen's danach mit Roth und Stoana — wend't si aba 's Blattl, nacha wendn si a d' Leut, nacha grinnsens eam an so freundli und falsch! Drum veracht i's allz'samm, drum sag i mi los von eahna, und

je weiter i aaffsteign kann aaf d' Berg, um so liaba is's mir, wenn i nur loa Menscheng'sicht siehg."

„Und wer bist nacha du, daß d' di um den Loder a so annimmst?“ fragte Eisei.

„I nimm mi an um eam, weil i 'n kenn, weil i woaf, daß eam d' Leut unrecht thean, und aa du, Eisei, sollst nit verächtli von Ebban rebn, den d' gar nit kennst.“

„Nit verächtli?“ fragte Eisei. „Von an Menschen soll ma' nit verächtli rebn, der 's Tagaliacht scheut, der M's, was er thuat, verberg'n muaf? Was is der Bintl, dem ma' nachsagt, daß er d' Jaga hinterrucks daschießt und davonlaaft, wenn's Aug in Aug geht, gegen unsere Buam, die idz aaf Frankreich ziagn müaf'n, um durt ihr Bluat z' opfern für's Bataland und für unsern Kini! Segn die is der Loder ja grad a feiger, a verächtlicher Mensch, der fi für sei' Lebn fürcht, dös loan Landerling\* werth is.“

„Dös is nit wahr!“ rief Bintl. „Ganz g'wiß nit wahr! Neamadn schießt der Bintl hinterrucks z'famm und Neamadn weicht er aus. Sei' Lebn gilt eam nit so viel,“ dabei schmalzte er mit den Fingern, „aba loan Zwang kann er leidn, er will frei sei'. Er kann nit mit die Mensch'n hau'n, die eam jed's G'fühl habn unterdrückt scho' als Kind. Neamad hat'n gern g'habt aaf der Welt. 'N Bodan habn eam d' Aufseher daschoffn in an G'fecht mit die Pascher, 'n Bruada d' Jaga, weil's 'n beim Wildern dawischt habn. D' Muatta is drüber narrisch worn, und im Turnus habns fi's danährt mit ihren kloan Buam, 'n Bintl. Den kloan Buam aba habn d' Leut aa scho' veracht', wohin er kemma is zum schlechtn G'fraaf, dös habns eam hingestellt wie r an Hund — loan Gräafgott hat er kriegt. In der Schul habn 'n Bauerkinder g'hanselt, daß er a so an armer, ver-

\* Landerling — nichts werthe Sache.

ächtlicher Schluder is, und wie er größer worn is und er si gwihrt und aaf harte Nebn harte Schläg austheilt hat, habens 'n eing'sperret. So habns eam 'n schlechtn Leumund von vornherein scho' gebn. Drauf is er außer Lands, hat spekulirt. Im sechsundsechziger Jahr, vor 'n Krieg, is der Pferdhandl in Schwung g'wen; er hat bei an Pferdhandler in Tyrol deant und 's Glück is eam g'wogn g'west; so hat er redli sei' Geld verdeant, so redli, wie alle andern Leut, die a Handelschaft treibn. Der Bindl is nit feig, er hat scho' a Courage, fürcht' si vor Neamad. Aba er hat si 'n Einstandsmann laast, weil er woaf, daß 's sei' Unglück waar, wenn er in d' Kasern einimlaast. So, und iäg pfliat Gott, gelt's Gott für mein Schmarrn, und wenn di Ebba fragt, wer dir d' Kalbn g'rett't und hoambracht hat, so sagst eam: Der Klirnberger Bindl war's, der Loder."

Damit riß er seine Joppe von der Stange und schickte sich zum Gehen an.

Lisei stand überrascht und entsetzt da. Sie sah in Bindls Auge eine Thräne schimmern und sie bereute, dem Burfchen so unrecht gethan zu haben.

"Du bist der Bindl?" sagte sie. "Dös hon i nit g'ahnt. Verzeih mir mei' G'schmaach, i hon's halt die andern Leut nachg'reb't; aba i woaf iäg, daß 's dir Unrecht thean!" Sie reichte ihm dabei ihre Hand, welche Bindl erfaßte und drückte. Ihr trauriger Blick drang tief in sein Inneres, es war ihm, als schmelze die Eiskruste von seinem Herzen; fragend und sinnend starrte er in ihre Augen und fand kein Wort, ihr zu erwidern.

"I geh," sagte er endlich. "Sag's Neamad, daß i dir d' Kalbn bracht und mei' Joppn bei dir tridat hon, mei' Hoo'gast bringt Neamad an Ehr'. Pfliat Gott, und fluach ma nit, Lisei — du sollst mi so bald nit wieder sehgn!"

„Geh, nimm dir'n Kaas mit und a Brod,“ sagte Lisei und steckte ihm schnell von Beidem in den Rucksack. „Und morgn bet' i für di in Birlastoa. Verzeih mir mei' Red, nig schlechts soll mehr über di über mei' Zunga kemma — pfluat di Gott!“

Rindl eilte thalabwärts. An einem Felsenvorsprung machte er Halt. Die Wolken hatten sich vollständig verzogen, die Sonne war im Untergehen begriffen. Amethystfarbenen öffneten sich in Coulißenflucht die wildreichen Berge: die Brecher Spitze, der Jägerkamm und der hohe Niesing. Das Haupt des Wendelsteins glühte in zauberischer Pracht und die Ortschaften im Aurach- und Leihachthale lagen klar und dustig zu seinen Füßen.

Rindl, der schon viele hundert Mal dieses herrliche Schauspiel der Natur gesehen und es unbeachtet gelassen, konnte sich heute nicht satt daran sehen. Die Schatten der Berge hatten längst das Thal verbüffert, nur das kahle Haupt des Wendelsteins, dieses Königs unter den Bergen, war noch mit Purpurglanz übergossen, und wie ein glitzernder Diamant schimmerte von seinem Gipfel das kleine Kapellchen. Jetzt klangen die Glocken herauf von Aurach und Fischbachau, von Geitau und Bayrischzell, ja selbst das Glöcklein von Birkenstein glaubte Rindl deutlich unterscheiden zu können. Es klang so zauberisch zu ihm herauf, es war ihm so feierlich zu Muthe — unwillkürlich nahm er seinen Hut ab, alle seine Gedanken aber vereinigten sich in dem Einen Ausruf: „s Lisei bet' für mi morgn in Birlastoa!“

Und keinen Weg einhaltend, flog er über den ihm wohlbekannten Bergabhang zu Thal. Das Sternbild des Orion im Gesichte behaltend, konnte er die Richtung nicht verfehlen, die ihn alsbald hinabbrachte nach Bayrischzell. —

Franz war, als er von Lisei ging, auf dem kürzesten Wege nach Bayrischzell geeilt. Dieses kleine, auf drei Seiten

von himmelhohen Bergen umschlossene und von Obstbäumen fast ganz verdeckte Alpendörflein ist der eigentliche Ort ächt alpenhaften Treibens, Dichtens und Singens. In diesem abgelegenen Gebirgswinkel hat sich noch das urwüchsigte Alpenleben mit seinem Fensterln, Jodeln, Zitherspielen und Schuhplatteln, mit seinen Sennerinnen, Wildschützen und Schnadahüpfeln erhalten. Auch das alte Bauernhaus im Alpenstyl schaut hier noch in stiller Gemüthlichkeit aus den Obstbäumen hervor mit seinem Schindeldach und den Gensgeweißen am Giebel, mit den grünen Läden an den Fenstern, den Nelken und Fuchsen auf den langen Laubgängen (Saaben) und den Bieneustöcken an der Seite.

Wenn die Abendsonne hoch auf den Zinnen des vielgefeierten Wendelsteins liegt, das Kirchlein glänzt, in den Baumkronen die Vögel zwitschern und das laue Wasser der Leigach lärmt, da fühlt man, wie viel Herrlichkeit in diesen Bergen und wie viel Treuherzigkeit in diesen Menschen liegt.

Aber heute war die Fröhlichkeit auch aus diesem heiteren Dörflein gewichen. Vormittags jubilirte es noch auf den Saaben und an den Hängen, da hörte man noch Zitherklang im Garten des Wirthshauses, das sich von Einheimischen und Fremden eines lebhaften Zuspruchs erfreut und welches vorzugsweise die Raststätte für viele Tyroler ist, welche über Landl den Weg in ihre Heimat suchen. Als aber die sichere Nachricht der Kriegserklärung eintraf und zugleich per Staffette vom Bezirksamt sämmtliche Urlauber zum Einrücken bei ihren Abtheilungen aufgefordert wurden, die Gemeindevorsteher selbst überall zu den Beurlaubten Eilboten sandten, da folgte der sonst gewohnten Fröhlichkeit eine bange Unruhe. Die Postexpedition ward heinahe gestürmt, als der Post-Andler mit seinem scheppernden Karren von Schliersee herangekommen war. Einer der Anwesenden stellte sich auf den Tisch und las Alles genau vor, und

jetzt — da man es schwarz auf weiß hatte — jetzt war die Sache richtig. Die Burschen eilten, ihre Sachen in Ordnung zu richten, die blauen Uniformen wurden aus den Truhen geholt und von Seite der Frauen die nöthige Wäsche zusammengestellt. Das war ein Hin- und Herrennen, ein Fragen und Antwortgeben, da muthiges Aufjauchzen der Burschen, dort Weinen der Angehörigen!

Gegen Mittag hin wurde das Dörfchen durch eine weitere Neuigkeit aufgeregt. Der Oberförster war auf dem Wendelstein, in der Nähe der Kirchwand, von einem Wilderer geschossen worden. Erst hieß es, er sei todt; dann, als man ihn auf einer Traggahre nach Hause brachte, fand es sich, daß dessen rechter Oberarm durch eine Kugel zerschmettert worden war. Ein Ameiser\* fand ihn im Holze blutend liegen und veranlaßte dessen Herabtransportirung.

Weder der Verunglückte noch sonst Jemand hatte eine Ahnung davon, wer der Verbrecher gewesen sein könnte. Als aber jetzt Franz nach Hause kam und von dem Unglück hörte, da war sein Erstes Wort: „Dös war der Lindl!“

Franzens Annahme ward sofort für richtig erkannt. Der Förster hatte seiner Zeit Lindls Bruder an der uns bekannten Stelle erschossen, weil er sich zur Wehre gesetzt. Außerdem war er daran schuld, daß Lindl wegen Wildfrevel jüngst eingesperrt wurde, und erst vor wenigen Tagen kehrte dieser ja von Erstehung seiner Strafe zurück. Was war natürlicher, als ein Racheakt Lindls? Und Franz hatte beim Abgang von der Alm den Jubhschrei nach vorausgegangenem Schusse gehört und Lindls Stimme erkannt. Man fragte und erwog gar nicht genau, in welcher Richtung der Schuß gefallen, denn auch der Forstmann war der gleichen Ansicht, daß Lindl der Thäter sein müsse. Die

\* Ameiseneier: Sammler.

Gensdarmen wurden davon verständigt, und man zweifelte nicht, daß der Verbrecher Nachts zu seiner Mutter heimkehren würde, wo man ihn dann bequem aufzuheben vermeinte.

Hierin hatte man sich auch nicht verrechnet. Es war Nacht, als Lindl in Bahrischzell anlangte. Dort gab er in einem Hause schweigend das erlegte Wild ab und erhielt eben so schweigend den normalen Preis dafür. Er vermied alsdann die belebtere Straße und kam bald zu einem kleinen Häuschen außerhalb des Ortes, welches als das Gemeindeguthaus oder Armenhaus bekannt war. Hier wohnte die „Schleßernandl“, Lindls Mutter. Man hatte sie heute überall mit Scheltworten fortgeschafft, wo sie sich zeigte. Die Erbitterung über ihren Sohn, den vermeintlichen Frevler an dem Forstmanne, trug man auch auf dessen arme, halb verrückte Mutter über. Diese verstand nur die Hälfte von dem, was die Leute ihr vorhielten; ihr war nur klar, daß ihr Sohn zurückgekehrt sein müsse aus der Strafanstalt, und so fragte sie Jedermann, wo denn der Lindl sei. Der einzige Lichtstrahl in dem verdüsterten Gemüthe der Ärmsten war ja die grenzenlose Liebe zu ihrem Sohne.

Erst nach und nach erfuhr sie, daß man dem kaum in die Heimat Zurückgekehrten schon wieder ein neues Verbrechen andichtete, denn sie glaubte nicht an seine Schuld. Hungrig legte sie sich zu Bette, und noch jetzt weinte sie laut über die Ungerechtigkeit der Menschen. Da klopfte es am Thüre. Sie horchte — es klopfte wieder.

„Muatterl!“ hörte sie von außen rufen.

„Mei' Lindl!“ rief die Frau, und sie sprang aus dem Bette, warf rasch einige Kleidungsstücke über und öffnete die Thüre.

Lindl trat ein. Seine Mutter fiel ihm, laut weinend, um den Hals.



„Grüß Gott!“ sagte Lindl, „da bin i wieder.“

„Daß d' nur wieder da bist!“ lachte jetzt die Alte, auf alle anderen Sorgen vergeßend. „Mei' oanziga Bua! Mei' Gott, wenn i iäg nur a Geld hätt', daß i dir ebbas z' Eßn und a Bier aufwartn kunnt, — aba i hon selm no' nix über's Maul bracht — d' Leut warn heunt wieder so hart mit mir. Mei' Lindl, es geht mir recht load!“

„So? Nacha bin i ja grad recht kumma. Ziag di an, Muatta, im Wirthshaus drent geht's no' lebendi zua heunt, hol' a Eßn und a Bier; i bin selm recht hungri und durfti.“

Die Alte kleidete sich lachend an. „Krieg i dengerft no' an Kaffee heunt,“ sagte sie.

„So viel d' willst, und iäg soll's dir wieder besser gehn. Krieg gibt's, da fang i wieder mit'n Roßhandln an; nacha bleibt mir der Verbeanst — i brauch's Geld nit wieder für'n Einstandsmann. D' Roth soll a End' habn und die Leut geh i aus'n Weg, daß i nimmer raffa muaf, nacha wird wohl aa für mi a bessere Zeit angehn.“

„Lindl,“ warnte die Alte, „laß di nit sehgn, daß d' da bist.“

„Warum nit? Mei' Straf is aus, Gott sei's dankt.“

„I sag dir's glei, wenn i wieder kimm,“ antwortete die Mutter und eilte fort, dem Wirthshause zu. Dort ließ sie sich einen Krug Bier geben und was sonst zu essen noch vorrätzig war, und bestellte für sich eine Maß Kaffee.

Als sie aus dem Hause schritt, da hörte sie Jemanden sagen: „Dös muaf ma' glei die Gensdarm sagu, daß der Lindl iäg dahoamt is.“

Die Alte ließ vor Schrecken fast das Geschirr aus ihren Händen fallen, und so schnell sie es vermochte, eilte sie nach Hause.

„Sindl,“ rief sie dem die Thüre Oeffnenden entgegen, „aus is's! D' Gensdarm wern glei da sei und di arretirn.“

„Mi? Warum?“

„No, hast denn nit heunt aaf'n Förster g'schoffn?“

„J — wahrhafti nit!“

„G'wiß nit?“ fragte die Alte beruhigter.

„So wahr Gott is, Muatta!“

„Heunt fruah am Wendlstoa obn z'nachst der Kirchwand is er g'schoffn worn,“ berichtete die Alte, „und ma' fürcht' für sei' Leb'n. Ueberall sagen's, du bist es g'wen, aus Rachfucht hast es tho'.“

„Dös is a falscha Bobacht,“ sagte Sindl. „Aber,“ fuhr er fort, indem ihm plötzlich einfiel, in welcher verdächtigen Erregung er dem Rentnermucl begegnet, „i woaß, wer dös tho' hat. J will Neamad verrath'n, wann's nit nöthi is. Uba arretirn kann i mi iäh nit lass'n, iäh, wo i a G'schäft ansanga, wo i a reicher Mann wern kann.“ Und hastig riß er den Kasten auf, dem er seine dort aufbewahrten besseren Kleider entnahm, kleidete sich rasch um und griff nach Rockfaß und Bergstock.

„Wo willst hin?“ fragte die Mutter.

„Da gib her, dös Fleisch, i verzehr's außern Haus. Wenn s' mi suacha, sagst, i bin über d' Grenz in's Tirolische ummi und in acht Tag kimm i wieder.“

„Sindl,“ rief die Alte weinend, „so soll i di scho' wieder furtlass'n — soll i wieder alloa und veracht' bleib'n?“

„Muatta, pfuat di Gott! Du sollst bal von mir hör'n. Da hast a Geld — bal schid i dir mehr.“

Nachdem er diese Worte hastig gesprochen, umarmte er seine Mutter und eilte aus dem Hause. Es war die höchste Zeit gewesen; schon hörte man Schritte nahender Männer. Sindl warf sich zu Boden und kroch auf Händen und Füßen

die Stauden entlang von dem Hause fort. Wenige Sekunden Versäumniß, und die Gäscher hätten ihn gesehen. Deutlich hörte er den Befehl des Commandanten: Ein Mann habe vor dem Hause Wache zu halten. „Will er entfliehen, so wird Feuer auf ihn gegeben — ohne viele Umstände — der Keel ist gefährlich!“ lauteten die vernichtenden Worte. Gleich darauf hörte er das Knacken eines Fahnes. Die Andern gingen in das Haus, aus dem man bald lauten Wortwechsel vernahm.

Rindl lag keine zwanzig Schritte vom Hause, regungslos und still, denn er getraute sich nicht, eine Bewegung zu machen, da das Knacken des Laubes ihn leicht verrathen konnte.

Die Gensdarmen durchsuchten das ganze Haus. Der Commandant drohte Rindls Mutter mit Arretirung, wenn sie nicht bekenne, wo ihr Sohn zu finden sei.

„I selm habn g'warnt, weil i g'hört hab, wie ma' in Wirthshaus von Ent g'reb't hat,“ sagte die Frau. „Der Rindl hat aber 'n Forster nit g'schoffn, er hat mir's beschworn.“

„Dem sei' Schwur hat Ioan Werth,“ meinten die Andern.

„Grad so viel, wie der Enka is er werth!“ rief die Mutter gekränkt.

„Wo is er hin?“

„Wohin?“ entgegnete die Alte. „In's Throl is er, Sandl zua!“

„Wie lang ist's her?“ fragte der Commandant barsch.

Die Alte ward durch die barsche Frage eingeschüchtert.

„Koa Viertelstund,“ stotterte sie. „Aba, was wollt's denn mit eam,“ fragte sie ängstlich, und bittend setzte sie

hinzu: „Daß't's 'n Laaja, er is's g'wiß nit g'wen, der 'n Förster g'schoffn hat. Gibt's denn aaf der Welt Neamad mehr als die Rürnberger, wenn's a Schandthat gilt?“ Und die Frau jankte und weinte.

Da die Hausfuchung ohne Erfolg blieb, zogen die Häjcher ab. Ein Mann blieb jedoch zur Bewachung des Häuschens jurück und erhielt den Auftrag, zu beobachten, ob sich während der Nacht Niemand in oder aus demselben begebe. Die Andern zogen fluchend weiter. Der Posten aber nahm eine solche Stellung an, daß Bintl kriechend sich weiter vom Hause entfernen konnte.

Als er sich sicher genug glaubte, stieg er die Halde des Wendelsteins empor. Sobald er den Wald erreicht, ruhete er aus und aß den zu sich gesteckten Imbiß. Dann steckte er sich sein Pfeifchen an und studirte sich seinen Plan aus. Er wollte morgen die Zusammentunft mit Peterl an der Steinwand bei Birkenstein noch riskiren, um in den Besitz des ihm versprochenen Geldes zu gelangen, dann aber wollte er im Unterlande sofort den Pferdhandel beginnen. Er rechnete dabei mit großer Wahrscheinlichkeit auf reichlichen Gewinn.

Er hoffte, daß inzwischen der wirkliche Thäter ohne sein Zuthun entdeckt werde; sollte dieses nicht der Fall sein, dann konnte ja Peterl beweisen, daß er Morgens um acht Uhr, zu welcher Stunde der verhängnißvolle Schuß gefallen, mit ihm bei den Bildstöckeln am Lehmgraben verweilte.

Der Mond war über die Höhe des Breitenberges heraufgezogen. Sein Licht gleißte wunderbar auf dem Berge, dessen Spitze man deutlich sah. Wie Geisterchein lag es über der stillen Welt. Ueberall herrschte tiefes Schweigen, nur vom Rauschen der Leizach unten im Thale und dem

fernen Tosen der Sturzbäche in den Bergen unterbrochen. Es waren die Wasser, welche von den Höhen zum Flusse hinabrauschten. Sie mußten fort aus dem schönen Thale, ruhelos, unerbittlich, in der Heimath war nicht ihres Bleibens, gerade wie bei Lindl. Jene trieb der Drang zum Weltmeere, ihn aber die schlechte Meinung seiner Mitmenschen und, wie er es nannte, sein böses Schicksal.



## VL



Peterl fand sich, wie verabredet, am Nachmittage des folgenden Tages bei der Steinwand, zunächst des liebergeseierten Birkensteins, ein. Ein schwarzer Raubvogel hatte sich soeben mit mächtigem Flügelschlag über die Felsen-

wand hingeschwungen und Peterl nicht wenig erschreckt. Als er seinen Blick wieder der Erde zuwandte, stand Lindl vor ihm. Obwohl er ihn erwartete, erschrak er nun doch bei dessen Erscheinen.

„Peterl,“ rief der Kürnberger, „hast a Geld?“

„Ja,“ antwortete dieser, „hundert Guldenstückeln.“

„Sagen di! Krieg i aa Loan Gaul drum, i werd's dengerst durinander treibn!“ sprach Lindl erfreut.

„Da fans!“ Peterl übergab ihm in einem alten Beutel aus Schweinsblase das Geld, welches Lindl sogleich nachzählte. Dann nahm er aus seiner alten Briefftasche ein Blatt Papier, schrieb darauf einen Empfangsschein über die hundert Gulden und händigte denselben Peterl ein.

„Du hast mir aba no' Was versprocha,“ sagte Peterl lachend, „woaft, z'wegn die Dirndln.“

„Ah so!“ machte Lindl, „draaf hätt' i bald vergeffn.“

„So? Und i bin grad z'wegn dem Lemma,“ meinte Peterl.

Ein Anflug von Heiterkeit machte sich auf dem Gesicht Lindls bemerkbar. Dann riß er ein Papierchen aus seiner Briefftasche, schrieb darauf einige Worte, rollte es zusammen und verpappte es mit der klebrigen Masse einer der Pechnelken, welche buschweise aus dem unteren Gestein der Felsenwand wucherten.

„So,“ sagte er, das Papier dem jungen Seizacher übergabend, „in dem Zetterl steht a Sprüchl, dös i amal von an Galgnmandl g'hört hon. Wenn ma' dös Sprüchl bei sich tragt, so kann ma' sei' zukünftige Hochzeiterin da-fenna.“

„Ja, wie denn?“ fragte Peterl, mit weit offenem Munde gespannt der Antwort harrend.

„S erst' Dirndl, dös zu dir sagt: Du dallata Bua! — die is's,“ versicherte Lindl.

„Was?“ rief Peterl, „a so Was traut si ja dengerst Roane zu mir z' fagn — zu mir, 'n Sohn vom Leigachbauern! I moan, in's G'sicht. Hinterrucks, da gilt's halt nit?“

„Na, in's G'sicht muaß f' dir's einisagn,“ erwiderte Rindl.

„Und von an Galgnmandl is dös Sprüchtl da drinn?“ fragte Peterl.

„So is's,“ lautete die Antwort. „Dös g'lieha Geld schia i dir, so bal i kann, z'ruck. Und Peterl, wenn's dir recht waar, schia i dir Alles, was i g'winn', heb mir's aaf, bis i wieder kimm; bei dir is's guat verwahrt. Und meina Muatta tragst nacha aa diermal sobiel eini aaf Zell, was f' braucht, daß f' kua' Noth leidn muaß. Versprich mir dös, Peterl, i bin dir g'wiß dankbarli dafür.“

„Is recht!“ sagte Peterl mit etwas ungläubiger Miene. „Was i über die hundert Gulden g'schia krieg, laß i deina Muatta zuakemma.“

„Nit Alles und nit z' viel aaf oamal,“ meinte Rindl. „Woast ja, wenn mei' arme Muatta ihra böse Zeit hat, nacha verschlechts Alles, wie r a floans Kind. I schreib dir scho', wie's d' es macha sollst. Und no' Was! Sag Neamab, daß d' mi heunt g'fehgn hast. Woast es no', um wie viel Uhr als ma gestern bei die Martertafeln mitanand g'reb't habn?“

„Schlag achte,“ sagte Peterl. „Was liegt denn da dran?“

„Da dran liegt viel. Vergiß 's nit, wenn i di wieder amal drum frag oder Ebba Anderer die Frag an di richt'. Und iah b'hüt Gott. Du dallata Bua! muaß f' fagn, die is's!“

Und eiligst entfernte er sich.

Peterl sah ihm verblüfft nach. Er drehte das kleine



Röllchen mit dem Zaubersprüchlein zwischen den Fingern. Alles kam ihm so schauerlich vor — der schwarze Raubvogel — dieses Zettelchen — Lindls Verschwinden — und er schaute jetzt wirklich drein, wie ein „dallata Qua.“

Seinem Versprechen gemäß ging er nach Marbach, um dort mit Lenz und Mirdei zusammen zu treffen.

Dort ging es lebhaft zu. Sämmtliche Urlauber hatten sich da versammelt vom ganzen Leihachthal, um von hier nach Miesbach zu fahren, wo sie der letzte Zug nach München bringen sollte. Mehrere Leiterwagen standen vor dem schönen, am Fuße des Breitensteins gelegenen Wirthshause. Es herrschte unter den jungen Kriegern eine gehobene Stimmung. Einige fangen und jauchzten und stießen an auf einen glücklichen Krieg, Andere sahen ernster darein und besprachen sich angelegentlich mit ihren Verwandten, die Mütter und Dirndl aber brachten ihre Taschentücher und Schürzen nicht von den weinenden Augen.

Lenz, in der Uniform eines Sanitätsfolbaten, saß mit Mirdei und ihrer Base Urschi an einem Tischchen in dem schönen Obstgarten. Mirdei ließ es geschehen, daß Lenz ihre Hand in der seinigen festhielt; es kümmerte sich heute auch Niemand darum. Ihre Begleiterin, merkwürdiger Weise dem Peterl, was Kapazität und Wiß anbelangt, ganz ähnlich, war die Tochter des Buchenhofbauers. Urschi's und Peterl's Väter waren Geschwisterkinder. Die Basl kannte auf der Welt nichts schöneres und geschheidteres, als den Peterl, aber dieser fand an ihr weniger Gefallen. Sie war ihm nicht geschaidt genug und oft, wenn der Vater anspielte und meinte, Peterl solle sich an die Basl machen, sagte er: „Na, die is mir z' dumm!“

Aber Mirdei war ihr sehr gewogen und hatte sie auch jetzt in's Vertrauen gezogen, ihr die Liebe zu Lenz gestanden und sie gebeten, mit ihr nach Birkenstein zu gehen, wo,

ohne eigentliche Verabredung, alle in den Krieg Ziehenden aus dem Zeller- und Leizachthale zusammentrafen, da ja Jeder „der lieben Frau vom Birkenstein“ noch sein Leben und Schicksal im Kriege anheimstellen wollte. In dem nahen Marbach wurde dann, freilich in verschiedenster Weise, Abschied gefeiert.

Lenz war sehr verzagt; die gestrige Erklärung des Leizachbauers hatte ihm den Muth sinken lassen.

„Und was is's aa, wenn i wieder kimm!“ sagte er traurig. „In Leizachhof dörf i ja dengerst niernals wieder, und — wo sollt' i den Reichthum hernehma, den bei' Boda von mir verlangt!“

„O Kümmer' di nit um dö's,“ sagte Mirdei. „Gott gib's, daß d' g'sund wieder kimmst, 's ander liegt ja in unserer Hand, und i laß nimmer von dir. Wennst mir schreibst, so adressir' den Brief an's Eisei. Rit wahr? Und i schreib dir g'wiß aa. 'N Kopf von mein Bodan richt i scho' z'recht mit der Zeit.“

Jetzt kam Franz in der schmucken Uniform eines Chevauxlegers mit Eisei herbei. Sie kamen vom Pfarrer in Fischbachau, bei welchem Franz eine Art Testament hinterlegt hatte bezüglich seines Einstandsgeldes, das nebst all' seinem Ersparten Eigenthum seiner Braut sein sollte, falls er im Kriege bliebe. Eisei weinte bittere Thränen bei diesem Anlasse. So nahe am schönen Ziele und jetzt auseinandergerissen, vertröstet auf eine ungewisse Zukunft! So kam sie recht traurig herbei zu dem Plage, wo Lenz mit den beiden Mädchen saß.

Natürlich war es für Eisei ein neuer Schmerz, auch von ihrem einzigen Bruder Abschied nehmen zu müssen. Sie hing ja an ihm mit der denkbar zärtlichsten Geschwisterliebe. Er war ihr bester Freund und Vertrauter gewesen, und es war ihr, als müsse sie ein Stück ihres Herzens

hingeben bei dem Gedanken, daß auch er fortziehen müsse in den Krieg.

Bald kam auch Peterl von der Steintwand zurück. Er dachte jetzt an nichts Anderes, als an seinen Talisman. Als er das Gejohle und Zitherpiel, das auf- und abwogende Gefumme, das Hochrufen und überhaupt den Spektakel in und vor dem Markbacher Wirthshause hörte, mußte er sich wirklich erst besinnen, was denn da los sei. Doch ein Blick in die roth geweinten Augen seiner Schwester machte ihm rasch wieder Alles klar. Lenzl mußte ja für ihn fort in den Krieg, und daß dies dem Mirdei nicht recht war, das wußte er ja seit gestern gewiß.

Auch Difei's Augen, von deren Schönheit gestern Sindl ihm so viel vorge schwätzt, waren heute nichts weniger als himmlisch; sie waren roth und geschwollen.

„Wenn da nur z' helfa waar,“ sagte er, an dem Tische Platz nehmend, mitleidsvoll und nachdenkend. „Wißt's Was, Franzl und Lenzl, fangt's 's Kassa an und schlagt Dana 'n Andern a Loch in Kopf, nacha werd's alle Zwoa eing'sperrt und drüber geht der Krieg z' End.“

Franz und Lenz lachten über diesen Einfall, die drei Mädchen aber riefen wie aus einem Munde: „Du dallata Bua!“

Peterl sprang erschrocken auf.

„Was? Dallata Bua? Wer von Ent hat dö's z'erst g'sagt?“ Und mit großen Augen sah er bald Difei, bald Urchi an, die lächelnd nach ihm blickte.

„I muafß 's wiffn, wer dö's z'erst g'sagt hat,“ fragte er wieder. „Nit als wenn was g'schehget, — es verdrückt mi aa gar nit, aaf Ehr und Seligkeit. Aber i bitt Ent da Gottswilln, sagt's mir's, wer's z'erst g'sagt hat.“

„I hon's z'erst g'sagt,“ sagte Mirdei.

„Na, na, bei dir gilt's nit!“ rief Peterl. „Wer war's

von Ent Zwoan?" wandte er sich zu den beiden anderen Mädchen.

„I glaab, i,“ sagte Lisei.

„I hon denselbn Gedanken g'habt und ausg'sprochn,“ antwortete Urschi; „damit habn ma a Paar Seeln dalöst.“

„Du, Lisei?“ fragte Peterl mit eigenthümlicher Betonung, ohne auf Urschi weiter zu achten.

„Bist mir dengerst nit firri bernthalb?“ Und sie reichte ihm versöhnend die Hand hin.

„Na — na, firri nit, aba — no ja, es is scho' recht; was i idz denk, geht Ent nit an.“

Man dachte auch nicht mehr an diesen Zwischenfall; es gab heute Ernsteres zu thun, als Peterls „Fragen“ nachzuhängen.

Nur er allein machte sich so seine Gedanken. Er blickte fast mit wehmüthigen Gefühlen nach Franz. Hatte sein Talisman recht, dann „o weh, Franzl!“ dachte er, „dann is's um di g'schehn.“

„I wollt, i kunnt aa mit,“ sagte er dann zu Lenz.

„Was thaatst du im Krieg,“ meinte dieser.

„Dreinschlag'n thaat i — d' Franzosen wäreten's scho' seh'n, wenn i kummet.“

„Es is scho' gnuag, wenn i furt muaf,“ sagte Lenz, „willst mir aba an rechtn G'fall'n thoa, so nimm di um mei' Schwester, um's Lisei an. Der Franzl is ja aa furt und wer woaf's denn, ob ma' wieder kimmt aus so 'n Krieg. Drum bitt i di, Peterl, trag d' Diab, die's zu mir hast, aaf's Lisei über und laß ihr nit g'schehn.“

„Da hast mei' Hand drauf, Lenzl,“ erwiderte Peterl, „es soll ihr g'wiß nizi seihln. Lenzl,“ fuhr er dann weiter, „da hon i dir extra a Paar Banknoten eing'wickelt, da kaafft dir an Kausch von lauter Schampani drinn in Frankreich.“

„Is recht!“ sagte Benzl; „dabei werd i aaf's Wohlfeil' von dir und 'n Mirbei und Ent Alle trinka.“

Jetzt glaubte auch Peterl Franz einen Trost mit auf den Weg geben zu müssen, und er sagte daher zu ihm: „Franzl, i schwör dir's, i nimm mi um's Bisei an, und sollst aa nimmer z'ruck kemma, im Leisachhof kanns bleibn, so lang's lebt. I laß ihr nix abgehn.“

Franz kannte den Gedankengang Peterls so wenig wie Bisei, aber Beide reichten ihm auf diese Worte hin gerührt die Hand.

„Du kimmst nimmer z'ruck!“ dachte Peterl bei sich, als er Franzens Hand etwas länger in der seinigen hielt und ihm treuherzig in die Augen sah — „denn wenn i 's als Hochzeiterin krieg, wie's mei' Talisman verrath, nacha bleibst du drinn in Frankreich.“

Jetzt kamen Mehrere herbei und baten Mirbei und Bisei, dem Abschied der Krieger zu Ehren das Lied vom Wendelstein zu fingen, denn die beiden Mädchen waren in der ganzen Gegend als die besten Sägerinnen gepriesen. Es kam ihnen zwar schwer an, jetzt zu fingen, aber da Franz und Benz sie ebenfalls darum baten und sich bereit erklärten, ihren Gesang auf der Zither zu begleiten, willigten sie ein. Alles drängte sich herzu, und als Franz und Benz ihre Instrumente vor sich auf den Tisch legten, trat lautlose Stille ein, nur hie und da von dem Schluchzen eines alten Mütterleins unterbrochen, das seinen Sohn hieher geleitet. Selbst innen im Hause wurde Alles still, die Leute lugten fast andächtig zu den Fenstern heraus, es sollte ja das Abschiedslied sein für die fortziehenden Krieger. Mirbei und Bisei aber sangen im Duett das nachstehende Lied und ihre Zabler hallten weit hinaus in wunderbaren Lauten.

Glaubt's mir's, daß i oft moa',  
 Ueber mein Wendlstoa  
 Geht mir loa andra Plaz,  
 Er is mei' größter Schaz.

Drobn da thuat's mi freun  
 Singa und Zuchhe schrein,  
 Drobn, wo 's kloa Kircherl sicht  
 Und 's Wölkerl ummigeht.

Wann i erst außi schau,  
 Wo 's Lüfterl is schö' blau,  
 Siehg i die Stadt drin schö'  
 Mit die zwoa Kirchturm steh'.

Dort is der Kini z' Haus,  
 Schaugt wohl in d' Berg oft 'naus,  
 Sollt amal kemma 'rei,  
 Wur eam nit z'wider sei'!

Sie fangen das Lied mit Innigkeit und Reinheit, und zitterte auch das Weh ihres Herzens in dem weichen Gesange nach, so erhöhte das nur die weihevollte Stimmung, es bewegte Aller Herzen, und als die letzten Jodler hinaus- hallten in die Abenddämmerung, war auch nicht Ein Auge trocken geblieben.

Das Gejohle und Gejauchze hatte längst aufgehört. Es war Zeit zur Abfahrt nach Miesbach. Ein Wagen nach dem anderen fuhr ab, es war ein Grüßen und Winken.

„Und iäh furt!“ rief Lenz, das Zeichen zum Aufbruch auch den Seinigen gebend. Der letzte Leiterwagen wurde bereits bestiegen. Lenz umarmte seine Schwester und schaute ihr lange in das liebe Gesicht. Dann nahm er von Mirbei Abschied, die, Alles vergessend, sich von Lenz umhalsen ließ, während Franz und Lisei sprachlos und schmerzbewegt sich küßten. Es war für die Scheidenden ein fast trostloser

Zustand, denn in solchen Momenten verschwimmt alle Zukunft vor den weinenden Augen der Seele und des Körpers. In der nächsten Minute fauste der letzte Wagen von dannen. Laute Jubus ertönten aus den Reihen der fortziehenden Burfchen und von den Almen auf den Bergen hallte es herab wie Abschiedsgrüße. Die Berge glühten im Abend-schein, als wollten auch sie den abziehenden Söhnen dieses Thales ihr Lebewohl sagen.

Bald waren diese den Augen der Zurückbleibenden entschwunden, die ihnen nachwinkten und nachriefen, so lange sie glaubten, daß man sie höre. Dann ward es still und deutlich tönte das Glöcklein von Birkenstein herab, das zum Ave Maria läutete. Der Pfarrer von Fischbachau benutzte diese feierliche Stimmung und sagte: „Laßt uns unsere braven Krieger der Fürbitte der lieben Frau von Birkenstein empfehlen und unser Herrgott wird's dann schon recht machen!“

Da lagen sie nun Alle auf den Knien, das Gesicht dem Wallfahrtskirchlein zugewandt. — Als das Glöcklein verstummt war, erhob sich eines nach dem andern und schlug den Weg nach Hause ein. Jeder hatte mit sich selbst und seinen Gedanken zu thun.

Trotz der vorgerückten Tageszeit schlugen Mirdei und Eisei den Weg zu ihren Almen ein, während Peterl mit Urschi nach Hause fuhr. Der Mond stand hoch am Himmel, als die beiden Mädchen auf dem ihnen wohlbekannten Wege emporstiegen. Sie sprachen wenig. In ihrer Sennhütte angelangt, lagen sie noch bis spät in die Nacht hinein vor ihrem Hausaltar auf den Knien und beteten für das Wohl der in den Krieg ziehenden Geliebten.



## VII.



**M**it Stolz und Freude marschirten die Oberländer  
gleich den anderen tapferen Söhnen Bayerns dem Erbfeinde



der deutschen Nation entgegen. Sie wußten ja, daß es von ihrem Muth und ihrer Tapferkeit abhing, dem Feinde den Einfall in die deutschen Lande zu wehren und die Gräueltathen des Krieges von ihnen abzuwehren. „Mit Gott für König und Vaterland!“ war ihr Wahlspruch, unter dem sie siegen oder sterben wollten.

Die ersten Schlachten wurden geschlagen und schon drang der Ruf des Sieges deutscher Waffen durch die Welt. Da schlugen stolzer die Herzen, da leuchteten kühner die Blicke, und die deutschen Jünglinge verließen Amt und Brod, um hinaus zu ziehen und treue Fechter und Hüter Germania's zu sein. So zogen die Schaaren nach dem Rheine und hinein in's wälische Land, ihren Brüdern nach, sie reichten ihnen die Hand und ergänzten die Lücken in ihren Reihen, und wo ein Kämpfer fällt und ein Herz stille steht, da nimmt ein Anderer das Schwert aus der erstarrten Hand und geht mit neuem Muth und neuen Kräften dem Feinde und dem Tode entgegen.

Franz hatte die ersten Kämpfe glücklich bestanden und er war einer unter den Ersten, die wegen ihrer Tapferkeit mit dem eisernen Kreuze decorirt wurden. Zwei Briefe kamen von ihm in die Heimat zu seinem Visei, die für ihn betete und bangte; der letzte war von St. Menehould am 28. August 1870 datirt und lautete, wie folgt:

### Herzallerliebstes Visei!

Unser Escadron ist heut im Hauptquartier beim Kronprinz und da kann ich schnell ein Paar Zeilen an dich schreiben, weil die Feldpost im Ort ist. Es geht mir gut. Wir haben bis jetzt lauter Sieg erfochten und alle Tage erwarten wir wieder eine große Schlacht. Wir laufen den Franzosen schon acht Tag nach, aber die lassen sich nit

M. Schmidt, Im Hochlande.

erwischen, wir kriegens aber doch. Wir seind mit preußischen Husaren beisammen, das seind zünftige und schneidige Kerls. Die Preußen seind nit so z'wider, wie man's bei uns z' Haus immer machen will, die seind alleweil fidel vom Gemeina bis zum Kronprinz auffi. Den wennst sehgest, der raucht alleweil sein Stummelpfeiferl und er red't mit unser oan, als wärn wir schon mitanand am Wendlstoa ummanganda g'stiegn. Erst heunt hat er mi auf'n Marsch ang'red't, i hab eam von unsere Berg erzähl'n müssen und nacha hat er dös G'sangl vom Wendlstoa von mir hör'n woll'n. I und der Hofbauern Hans von Schliers, der in meiner Eskadron is, hams dann g'sungen und g'jodelt ham wir und g'juchezt, als stand ma' noch amal obn beim Kircherl am Wendlstoa. „Herr Kronprinz,“ hab i g'sagt, wenn's Lisei da wär, nacha wäret's schaugn, a so wie die kann loana singa im ganzen Oberland.“ „So grüß mir's schön, dein Lisei,“ hat er g'sagt, „recht schön grüßt mir's. Nacha hat er mir a Hand voll Cigarren geben, hat mir die Hand drückt und is weiter geritten. Das hat mi schon recht g'freut und i muß dir's schon sagen, es is a recht a lustigs Leben, wenn man den großmauligen Franzosen a so nachilaufa kann. Lang kann's nimmer dauern, denn die mehrern ham ma schon g'fangt und z'sammg'schossen, demnach wird die G'schicht bald an End' haben und i kimn bald wieder hoam zu dir, mein liaba Schatz. Woast no', wie ma z' Marbach mitanander zum Abschied g'flemnt ham — in Kurzem wern wir wieder fröhli dort beisammen sein und i freu mi schon drauf, wenn i wieder mit dir dös Lied vom Wendlstoa singen kann. Mein brabs Kößl hab i auch Lisei tauft, damit i dein Nama recht oft laut aussprechen kann, und wenn i dös Thierl streichel, so kannst dir wohl denken, an was i dabei denk, halt alleweil an di, herzlichster Schatz. Jetzt blast's schon wieder zum Ab-

marck — also b'hüt di Gott, mein Rifei. Die liebe Frau von Birklastoa, die mi bis jezt g'schügt hat, wird mir aa weiters helfen; sollt's aber sein, daß mi a Kugl trifft, so dann in Gottsnam, es is a schöner Tod für's Waterland, und du, mei Rifei, brockst mir an Straußn Almarösln und bringst es der lieben Frau von Birklastoa, weilst ja nit her woast zu mein Grab im fremden Land. Aber es wird nit so. Bald sehgn wir uns wieder, bis durthin schmaz i di in Gedanken, und nomal b'hüt di Gott!

Dein

bis in den Tod getreuer Franz.

Als Nachschrift stand darunter:

Denk dir nur, der Kürnberger Bintl ist auch da, er ist mit einem Pferdtransport kommen. Er ist nicht so aus, als ich gebentt und schlecht ist er gewiß nicht. Sag aber Niemandem, daß ich dir davon schrieb. Er sagt, es brauch'ts Niemand zu wissen, aber den Förster hat er nicht geschossen, sagt er, und i glaub's auch.

Auch Benzl hatte glückliche Nachrichten nach Hause gelangen lassen.

Die letzten Tage des August waren herangekommen, feste Plätze waren gefallen, große Siege errungen. Jetzt galt es, den Hauptschlag zu führen, die feindliche Armee in ihrem eigenen Neze zu fangen.

Die Bayern und Sachsen waren es, welche am 30. August den fürchterlichen Reigen eröffneten; aber sie hatten auch gleich zu Anfang gute Beute gemacht, indem sie General Fajlly's Corps im Bivoual bei Beaumont überraschten und es nach kurzem Kampfe über die Maas zurückwarfen, dann aber unaufhaltsam vorwärts drangen, die Höhen stürmten und den fliehenden Feind verfolgten, welcher sich auf Maucourt zurückzog, das die Deutschen im Sturme nahmen. Als bald

flatterte die weiß-blaue Fahne auf dem Thurme von Raucourt und schimmerte, von dem Golde der scheidenden Sonne übergossen, durch das Grün der Bäume hindüber zu den Kameraden, ihnen den Sieg zu verkünden.

Am 31. August wurden die Franzosen auf der ganzen Linie bis hinter die Maas zurückgeworfen. Von Westen her hatten die Bayern die Umgehung so gut wie vollzogen. Bazailles, ein fester, etwa eine Stunde von Sedan gelegener Flecken, in dem sich die Feinde verschanzt hatten, wurde mit Brandgranaten beworfen und stand alsbald in Flammen. Von elf Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends erdröhnte die Luft vom Geschützdonner, durch den das knatternde Krachen der Kugelsprizen unheimlich hindurchdrang. Aber der Sieg gehörte wieder den Deutschen.

Noch war aber das große Werk nicht beendet. Man traf alle Vorbereitungen für eine dritte entscheidende Schlacht auf den morgigen Tag.

Für Franz hatte der heutige Tag nicht glücklich geendet. Im Verfolgen der fliehenden französischen Dragoner und Mobilgarben erhielt er gegen Abend einen Schuß in die Brust und stürzte mit dem gleichfalls tödtlich getroffenen Pferde, seinem Rißel, zu Boden. Sein Kamerad und Landsmann, der Hofbauern Hans, hatte ihn fallen sehen, aber er mußte zurück, um nicht selbst durch einen Hinterhalt aufgehoben zu werden. Offiziere und Mannschaft bewaarten den wackeren Reiter.

Sindl, welcher, wie wir schon aus Franzens Brief entnommen, mit einem Pferdetransport zu dessen Regiment kam und sich gerne dazu gebrauchen ließ, die Wartung der nicht sofort in Dienst gesetzten Pferde einstweilen zu übernehmen, hatte sich schon gestern vom Oberst des Regimentes die Erlaubniß ausgewirkt, die in Folge des Gefechtes ledig gewordenen Pferde einzufangen zu dürfen, da er darin während

feines Dienstes als Kofshirte große Uebung erlangt und besonders den Laffo zu werfen verstehe, welche Kunst er von einem ungarischen Kofshirten erlernt habe. Dabei hoffte er manchen Verwundeten aus der feindlichen Sphäre zurückbringen zu können, und dann, meinte er, wäre sein Leben doch auch zu etwas nütz auf dieser Welt. Der Oberst genehmigte ihm diese Bitte recht gern, erlaubte ihm zum Zeichen seiner Zugehörigkeit zur deutschen Armee die weiße Binde mit dem rothen Kreuze zu tragen, und er hatte es nicht zu bereuen, den Wunsch des verwegenen Burfchen erfüllt zu haben. Mit seltenem Geschick wußte dieser die herrenlosen Pferde einzufangen und rubelweise führte er sie zu dem Regiment zurück, darunter oft prächtige Thiere aus der feindlichen Armee. Gegen Abend des zweiten Tages brachte er sogar einen gefangenen Spahi herbei, der auf Bintl eingedrungen war, durch die sonderbare Uniform des wild Dahinjagenden, die in einer grauen Joppe und einem grünen Miesbacherhute mit Spielhahnstoß bestand, aber so verdukt wurde, daß er seine Waffe von sich warf und sich gefangen gab. Bintl ließ ihn einige Pferdelängen vor sich reiten und brachte ihn so zum allgemeinen Ergötzen zu dem im Bivouak ablockenden Regiment.

Aber Bintl's Freude währte nicht lange. Durch seinen Landsmann, den Hofbauern Hans, erfuhr er, daß Franz in einen Hinterhalt gerathen und sammt dem Pferde gefallen sei. Sofort erwirkte er sich vom Obersten die Erlaubniß, den Gefallenen auffuchen zu dürfen, der vielleicht nur verwundet sei und in diesem Falle elendiglich zu Grunde ginge. Hans bat, ihn begleiten zu dürfen, und es war schon Nacht, als die Beiden sich zu Fuß über die Vorpostenkette hinaus begaben und der Stelle zuschlichen, welche Hans ziemlich genau anzugeben wußte.

Sie krochen, als sie in die Nähe der feindlichen Vor-

posten zu kommen glaubten, auf Händen und Füßen. Aus seinem Schmuggler- und Wildschützenleben wußte Rindl genau, wie man dem Gegner unentdeckt bleiben könne, und ungehindert kamen sie zu mehreren einzeln stehenden Pappelbäumen, in deren Nähe Franz liegen mußte.

Da hörten sie plötzlich in geringer Entfernung einen Hilferuf und der Schein einer Blendlaterne fiel in ihre Augen. Gleich darauf war es wieder ruhig. Zwei Gestalten schlichen dort hin und her, dann sah man sie auf Augenblicke wieder verweilen und die Laterne am Boden stehen. Es war kein Zweifel, es waren Leichenträuber, die sogenannten Hyänen des Schlachtfeldes, welche die Gefallenen beraubten und die noch lebenden Verwundeten auf die gräßlichste Weise verstümmelten und mordeten.

Rindl flüsterte dem Hans zu, sie müßten trachten, zu den Bäumen zu gelangen, und nachdem sie noch eine kurze Strecke kriechend zurückgelegt, hörten sie schon das leise, schmerzliche Stöhnen eines am Boden unter dem Pferde liegenden Mannes.

„Mei' arm's Lisei!“ tönte es deutlich an ihr Ohr.

„Er is's!“ sagte Hans leise.

Aber den Ruf hatten auch die zwei Gestalten vernommen und sie eilten mit ihrer Laterne herbei. Sie wechselten erfreut einige französische Worte und lachten. Es war ein Weib und ein Mann in blauer Blouise, blutige Messer bligten in ihren Händen und jedes trug einen Sack über dem Rücken. Bei Franz angekommen, warfen sie den Sack zu Boden und warfen sich über ihr neues Opfer her. Aber sie hatten sich kaum über dasselbe gebeugt, so fühlten sie sich von rückwärts gepackt — ein Schrei und beide Verbrecher lagen zu Boden, der Mann durch Rindls Messer getroffen, das Weib betäubt durch den kräftigen Schlag von

Hansens Faust. Dann nahm Lindl die auf dem Boden stehende Laterne und sie erkannten Franz, der unter seinem Pferde lag und anscheinend mit dem Tode rang. Rasch war er unter dem Pferde hervorgezogen, Hans goß ihm etwas Wein aus seiner Feldflasche in den Mund und der Verwundete erholte sich etwas. Er erkannte seine Befreier und kaum hörbar sagte er: „Vergelt's Ent Gott, Hans und Lindl! Grüäkt's ma mei' Difei.“

Die Kameraden nahmen ihn, nachdem sie noch den Mantelsack vom Pferde geschnallt, auf ihre Arme und trugen ihn, begünstigt durch die Dunkelheit der Nacht, anstandslos zurück zum Regimente, wo man mit Spannung auf ihre Rückkehr wartete. Der Oberst hatte eine große Freude, als er die Rettung des Verwundeten aus den Mörderhänden der Feldhünen vernahm und versprach Lindl, zum Lohne für seine brave That, nach eingetretenerm Frieden sich das schönste von den gefangenen Pferden als Eigenthum auswählen zu dürfen.

Franz wurde in ein Feldspital verbracht. Lindl blieb ihm zur Seite; leider war Franzens Zustand hoffnungslos. Aber er kam wieder vollständig zur Besinnung und bat Lindl, seine Uhr und Alles, was er im Mantelsack finde, seinem Difei heimzubringen, ja er schrieb sogar mit Bleistift noch einige Zeilen auf ein Blatt Papier und gab es seinem Landsmann zur Besorgung an Difei. Wohl sah er den Ehrentag Deutschlands, den 1. September, noch andrücken, aber schon bei den ersten Kanonenschüssen hauchte er seine tapfere Seele aus in den Armen einer barmherzigen Schwester, welche die christliche Nächstenliebe hinausgetrieben in die Gefahren des Krieges, um sich in uneigennützigster Weise dem Wohle der Verwundeten und Sterbenden zu opfern, mit schwesterlicher Liebe und Hilfe, tröstend und Hoffnung spendend, einer jener heroischen Frauen, deren segensvolles Wirken

in diesem großen Kriege den größten Heldenthaten gleich zu achten ist.

Als die fromme Schwester ein kurzes Sterbegebet betete für den Dahingefahrenen, kniete Bndl zu den Füßen des Todten und betete andächtig mit. Seine Augen standen voll Thränen, es war seit langer Zeit zum Ersten Male, daß er weinen konnte, und er schwur sich selbst, sein Leben von nun an nutzbringend anzuwenden und das zu werden, was ihn der Oberst nannte, „ein braver, wackerer Kamerad.“

Er eilte vom Plage hinweg zu der Sanitätsabtheilung, bei welcher Benzl stand. Er verschwieg diesem zwar vorerst Franzens Geschick, um ihn am heutigen Schlachttage nicht zu entmuthigen, dagegen bat er Benzls Hauptmann, als freiwilliger Bleistrentträger sich an der Seite seines Landmannes verwenden lassen zu dürfen, was ihm gerne gewährt wurde.

Der Morgen des 1. Septembers brach trübe an, als träge er Trauer um die vielen gefallenen Helden. Bald begann der Kampf und wogte um ganz Sedan, am heftigsten bei dem Dorfe Bazailles, das genommen werden sollte. Die Bayern stürmten mit „Hurrah“ hinein in die Gassen des Dorfes und kämpften Mann an Mann um jeden Fuß breit Erde. Aber nicht nur vor ihnen war der Tod, sondern auch hinter ihnen, ober und unter ihnen. Aus den Fenstern der Häuser, von den Dächern und aus den Kellerlöchern wurde auf sie geschossen.

Mehr als einmal wurden die Tapferen zurückgedrängt, und wehe dann den Verwundeten, welche in den Händen der erbitterten Bewohner zurückblieben; an diesen kühlten letztere ihre Rache, man bereitete ihnen Qualen, welche jeder Beschreibung spotten. Dank der muthigen Aufopferung des



Sanitätspersonals waren es nicht zu Viele, welche dieses schreckliche Loos traf.

Auch Lenz war mit seinem Kameraden Lindl hinausgeeilt, versehen mit Tragbahre und Medicamenten, um den Gefallenen Hilfe und Rettung zu bringen. Sie fürchteten nicht das Zischen der Kugeln, die um sie her einschlugen, und drangen muthig vorwärts. Mit immer neuem Eifer suchten sie ihre unglücklichen Brüder auf und brachten sie zurück nach dem Verbandplatze und manch dankbarer Blick lohnte sie für ihre Aufopferung.

Da, als Lenz eben an einer Straßenecke anlangte, bot sich seinen Augen ein gräßliches Bild dar. Ein Weib, geschwärzt vom Pulverdampf, mit zerzausten Haaren, furienhaft anzusehen, den rauchenden Stutzen in der Hand, kam eine Seitengasse herauf, gefolgt von mehreren Bauern, welche unter Fußtrittten und Kolbenstößen einen schwerverwundeten preussischen Husaren-Offizier heranzerrten. Wo die Lohse eines niedergebrannten Hauses noch mächtig unter Schutt und Asche emporloderte, dahin nahmen sie ihre Schritte, und mit ausgestrecktem Arme deutete die Megäre in die Flammen und befahl ihren Begleitern, den Offizier in die Gluth zu werfen.

Einen Augenblick stand Lenz wie gelähmt vor Schrecken, als er dieses schreckliche Beginnen erkannte, im nächsten Momente aber sprang er hinzu, riß sein Pistol aus der Tasche und streckte mit einem Schusse einen der Unmenschen nieder, der, schon zum Wurfe gerichtet, den Offizier wieder fallen ließ. Jetzt aber fielen die Andern über Lenz her, der zwar mit seinem Seitengewehre tüchtige Hiebe auf die Köpfe der Glenden austheilte, aber doch verloren gewesen wäre, wenn nicht in diesem Augenblicke Lindl herbeigeeilt wäre. Als dieser seinen Kameraden in Gefahr sah, hob er die

nächst beste Waffe vom Boden auf und schlug damit wie ein Wilder auf die Feinde ein.

„So wachsens an der Leihach! Dös san Boarischzeller Birn!“ rief er, wuchtige Hiebe austheilend, so daß Einige blutend zu Boden sanken, während die Anderen, erst starr vor Schrecken, eiligst die Flucht ergriffen. Aber schon waren, durch die Schüsse herbeigerufen, einige bayerische Soldaten erschienen, welche den Mördern nachsetzten, sie gefangen nahmen und gleich darauf standrechtlich erschossen.

Das Rettungswerk war gelungen, aber Lenz hatte bei dieser Gelegenheit einen Säbelhieb über die Brust erhalten und war nun ebenfalls dienstunfähig. Er dankte Lindl für seinen muthigen Beistand, ohne den er sicher zu Grunde gegangen wäre.

„Gel, da schaugst, wie i zuahau?“ sagte Lindl lächelnd. „Woast, i bin bloß a Nachgangla, aba heunt hat's se ferentirt.“

Lindl brachte nun mit Hilfe der Soldaten die beiden Verwundeten nach dem Verbandplaz. Lenz ließ sich dort verbinden und fühlte sich nach wenigen Stunden wieder kräftig genug, seinen Dienst abermals anzutreten, und so hatte er an der Seite Lindls noch manche Gelegenheit, zur Rettung unglücklicher Kameraden beizutragen.

Der verwundete Husaren-Offizier war bald nach seiner Rettung aus Mörderhänden in eine tiefe Ohnmacht gefallen, aus welcher er erst gegen Abend wieder erwachte, zu einer Zeit, da Lenz und Lindl längst wieder in voller Thätigkeit waren. Da er bald darauf in ein weiter vom Kriegsschauplaze gelegenes Feldspital verbracht wurde, so gelang es ihm trotz seiner Nachfrage nicht, die Namen seiner Retter zu erfahren. Nur an Lindls Worte erinnerte er sich: „Dös

fan Boarischzeller Birn!" und diese Worte sollten ihn später die Spur seiner Retter finden lassen.

Diese dachten nicht weiter an den Verwundeten; sie hatten ja vollauf zu thun, überallhin Hilfe zu bringen und die Bleefirten den ihnen drohenden, noch schrecklicheren Gefahren zu entreißen, denn der Kampf wurde noch immer mit gleicher Erbitterung geführt. Von Neuem stürmten die Deutschen vor, und jetzt blieben sie Sieger. Die Schlacht war entschieden. Die geschlagene Armee hatte sich hinter die Mauern und Wälle von Sedan gestücht, aber hier erwartete sie kein besseres Loos. Die ehernen Schlände der Geschütze waren von allen Höhen ringsum auf sie gerichtet und bald drang aus ihren Mündungen das Verderben.

Nun widerstanden die Belagerten nicht länger. Bald erschienen die Parlamentäre und die Verhandlungen begannen; das Resultat machte die Welt staunen. Kaiser Napoleon und die Armee gab sich gefangen.

Die Nachricht drang wie ein Lauffeuer durch die Linien der Sieger und rief überall unbegrenzten Jubel hervor. Als König Wilhelm Abends nach dem Hauptquartier, das zu Wendresse war, zurückfuhr, wurde er auf der ganzen Linie mit stürmischen Hurrahs empfangen und die Nationalhymne wurde von allen Musikcorps gespielt. Was an Lichtern aufzufinden war, ward angezündet, die Fenster der meist von Offizieren bewohnten Häuser waren sämmtlich erleuchtet und die Soldaten, welche Spalier bildeten, hatten Stücke brennender Talglichter in den Händen. Diese improvisirte Illumination leuchtete dem König auf dem ganzen Wege.

Schon am nächsten Morgen trug der Telegraph die Freudenbotschaft durch die ganze Welt und der Jubel über den gewonnenen Sieg erfüllte die Herzen aller Deutschen. Napoleon verließ sein Reich, um niemals wieder dahin zurückzukehren. Langsam, wie das Gejolge eines Trauer-

zuges, bewegten sich Wagen, Pferde und Reiter durch den strömenden Regen.

Nun war noch eine traurige Pflicht zu erfüllen. Viele tapfere Helden lagen auf dem Felde, und ihnen mußte die letzte Ehre erwiesen werden. Die Kameraden standen um die offene Gruft. Unter den Klängen eines Trauermarsches und dem dumpfen Schläge der Trommeln nahte der Leichenzug. Als die Gefallenen hinabgesenkt wurden in das Grab, ertönte der Fahnenmarsch und die üblichen Ehrensalven, und die Soldaten präsentirten das Gewehr. Thränen schimmerten in vieler Augen.

Auch von anderen Seiten ertönten die Trauerklänge, und Hügel um Hügel erhob sich rings um die Festung. Die Lebenden aber lehrten zurück, froh des Glückes, dem Tode entronnen zu sein. Neue Thaten und neue Siege warteten ihrer.

Senzls Wunde war bald wieder geheilt und freudig konnte er, wie bisher, seinen Pflichten nachkommen. Rindl aber hatte sich noch am Tage von Seban von ihm verabschiedet, um sich wieder zu dem Chevaulegersregiment zu begeben, dem er schon so viele Pferde eingefangen. Auch jetzt gab es hierzu wieder Gelegenheit und er erwarb sich wiederholt das Lob und die Anerkennung des Obersten, welcher ihm auch mit Freuden ein Zeugniß über seine der Armee geleisteten freiwilligen Dienste ausstellte. Damit wollte Rindl in die Heimath zurückkehren, aber schon auf der Rückreise begriffen, fand sich Gelegenheit, sich bei Provianttransporten ständig verwenden zu lassen, und er widmete sich gern diesem neuen Dienst, um sich etwas zu verdienen und sich und seiner Mutter künftighin eine unabhängige Stellung schaffen zu können.

Er schickte an Peterl in die Heimat namhafte Beträge, womit er seine Schuld decken und seiner Mutter eine Unter-

flüßung zufließen lassen konnte. Dieses Bewußtsein erweckte in seinem Inneren eine unaussprechlich befriedigende Empfindung, es verschwand nach und nach die gewohnte Bitterkeit, der Fluch auf sein böses Geschick und machte der Freude am Leben Platz, die er vor Allem in unausgesetzter Thätigkeit und dem Bewußtsein fand, daß auch er seine Schuldigkeit in diesem großen Kriege gethan und sich den Namen eines „tapferen und braven Kameraden“ verdient hatte.



## VIII.



**I**n der Heimat harrete man mit ängstlicher Spannung der Berichte über den Verlauf des Krieges. Wie allerwärts ward auch dort von Seite der Frauen und Mädchen die regste Thätigkeit entfaltet in Anfertigung von Verbandzeug, Wäsche, Charpie und anderer für die Armee nöthiger Bedürfnisse. Jedes trug nach Mög-

Nächtlein Schürlein bei und gar manche Thräne fiel von der Mutter, der Schwester oder der Geliebten auf die Arbeit in ihren Händen.

Das Leben auf den Alm war auch ein anderes geworden, wie sonst. Wenn, wie herkömmlich, dort des Sonntags Gesellschaft war und die Nachbarfennnerinnen mit ihren „Buabn“ bei einer bestimmten Sennhütte zusammentrafen, belustigte sich das junge Volk nicht mehr wie sonst mit heiteren G'sangln und Zitherspiel, sondern die Hauptunterhaltung bildete der Krieg. Die Zeitungsblätter wurden vorgelesen, die Sieg auf Sieg meldeten, aber auch die Opfer bezeichneten, womit diese errungen wurden. Die Schlachten von Weißenburg und Wörth hatten auch aus dem Zeller- und Leigachthale ihre Opfer gefordert; voll banger Ahnung wartete man nun Ende August auf neue Berichte.

Mirdei besuchte häufig Bisei auf der Alm, und da plauderten sie dann so gern von dem abwesenden Lenzl und Franzl. Beide hatten schon einige Male geschrieben. Lenzl adressirte die Briefe für Mirdei an seine Schwester, die Briefe wurden im Leigachhose abgegeben und so erhielt sie immer zuerst Nachricht. Mit dieser eilte sie dann immer freudig hinauf zur Freundin auf die Alm, um ihr des Bruders Brief und seine Grüße zu bringen.

Am letzten Tage des August erschien sie auch wieder zur Alm, aber mit keinem Briefe, dagegen mit der Nachricht, ihr Vater hätte heute in Bayerischzell gehört, daß die bayerische Armee am gestrigen Tage eine große Schlacht gehabt hätte, die auch heute noch fortbauere. Auch zu den andern Sennhütten mußte diese Nachricht gedrungen sein, denn man hörte keinen frohen Laut weit und breit. Es war Kirchhofsrube um den ganzen Stoß des Wendelsteins, weinend trösteten sich die Mädchen und Mirdei versprach, am

nächsten Tage wiederzukommen, wenn sie neue Nachrichten erfahren hätte.

Es war an diesem Abend Lisei so eigen zu Muth, Eine böse Ahnung durchzitterte ihr Inneres, und die Ahnungen eines liebenden Herzens sind oft die sichersten Prophezeihungen. An diesem Abend war Franz gefallen. — Eine unerklärliche Unruhe hatte sich des Mädchens bemächtigt; noch niemals war dies in so hohem Grade der Fall gewesen. Sie wollte sich selbst erimuthigen und unwillkürlich fiel ihr Blick auf die Zither, welche seit Franzens Abschied auf der Alm unberührt geblieben war. Leise griff sie einen Akkord und leise, fast flüsternd wiederholte sie den letzten Vers des hier auf der Alm in der letzten glücklichen Stunde mit Franz gesungenen Liedes:

Möcht nit mit ihm geh,\*  
 Möcht's um soa Geld,  
 Moanet schier gar, i müast  
 Glei aus der Welt.  
 Runt i mei' Dorf und  
 Die Berg nimmer habn,  
 Waar ma wahrhafti, als  
 Wur i eingravn.

Bei den letzten Worten sprangen plötzlich die drei oberen Saiten — ein greller Ton vibrirte durch den stillen Raum.

Lisei war in den Tod erschrocken, ihrem Munde entfuhr ein Angstschrei. Der kleine Hüterhub, welcher vor der Thür mit Wohlbehagen wieder einmal Lisei's Gesang lauschte, klopfte an und fragte, was geschehen sei.

Lisei beruhigte ihn und hieß ihn in den Stall zu seinem Nachlager gehen; sie selbst konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Schon beim Morgengrauen lag sie vor ihrem

\* nämlich mit dem Wasser der Leizach.



Hausaltar und betete für das Wohl ihres Franzl. Sie wußte nicht, daß ihr Gebet bereits einem Todten galt, daß vielleicht in diesem Augenblick die Seele des Geliebten zum Himmel entschwebte. Mit dem kommenden Morgen fühlte sie sich auch wieder beruhigter, und als in den Vormittagsstunden sich Mirdei mit einem Juchzer ankündigte und schon von weitem einen Brief in die Höhe hob, wich alle Sorge von ihr und sie eilte freudig der Freundin entgegen. Es war der Brief, welchen Franz von St. Menchoult aus geschrieben. Jede Zeile machte ihr ein unaussprechliches Vergnügen, und wäre die Zither nicht theilweise unbefaitet gewesen, sie hätte jetzt mit Mirdei das Lied „vom Wendlstoa“ gefungen und fröhlich hinausgejubelt in die weite Welt. Auch Mirdei hatte von Lenz glückliche Nachrichten erhalten und so war ja für heute alles gut.

Einige Tage darauf sah Lisei den Peterl auf ihre Sennhütte zuilen; sein beschleunigter Gang ließ sie eine Neuigkeit vermuthen. Gewiß, dachte sie, ist der Friede eingetreten. Aber Peterl machte nicht das Gesicht eines Ueberbringers froher Kunde, er sah ganz verstört aus.

„Is was g'schehgn?“ rief ihm Lisei entgegen.

Peterl sekte sich erschöpft auf die Bank.

„Glei wirft es hörn,“ sagte er; „'s Mirdei hat mir auftragn, i soll di kloa'weis vorbereitn.“

„Auf Was?“ schrie Lisei erbleichend. „Sag's nur schnell, was 's is. I sehg dir's an, daß 's was Gräßlichs is. Is 'n Franzl, is 'n Lenzl Was passirt? I bitt di, marter mi nit und red.“

„Von Lenzl is's nix,“ sagte Peterl, „aber — i hörf dir's nit so gach fagn, es kunnt dir schadn.“

„Mit dem hast mir's scho' g'sagt — da Franzl is todt! Sag, is's nit a so?“

„Von mir hättst es so bald nit aufbracht, wennst es nit selba darathn hättst,“ erwiderte Peterl in mitleidigem Tone.

Eisei stieß einen Schrei aus, Todtenblässe bedeckte ihr Gesicht und wankend begab sie sich in ihre Kammer. Dort saß sie, den Kopf in die Hand gestützt, lange schweigend. Peterl hatte ihr nicht zu folgen gewagt, er wartete in der Kuchel, bis sie wieder von selbst herauskäme. Auch er überließ sich da eigenthümlichen Gedanken, vor Allem aber gedachte er des ihm von Lindl gegebenen Talismans. Der Weg zu Eisei war jetzt frei.

„Jäh glaab i's,“ sagte er zu sich selbst, „daß 's mir wirkli b'stimmt is,“ und da er schon jetzt ein gewisses Anrecht an sie zu haben glaubte, meinte er, es wäre seine Schuldigkeit, der Aermsten Trost zuzusprechen, damit sie sich von ihrem Schmerz erhole. Deshalb klopfte er auch mehrere Male an die Thüre, bis endlich Eisei schluchzend herauskam. Sie trat laut jammernd vor die Thüre. Die Felsen des Wendelsteins hallten wieder von ihrem Klagen und Weinen.

Peterl wendete all' seine unbeholfene Beredsamkeit auf, Eisei zu trösten, aber diese hörte nicht auf ihn. Plötzlich verstummte sie von selbst.

„Was steht im Brief?“ fragte sie. „Wie und wo is er g'storbn, mei' arma Bua?“

Peterl zog den Brief aus der Tasche, der von Benzl an Mirbei gerichtet war und las ihn der Sennerin ziemlich geläufig vor, da er ihn auf dem Herwege schon öfters durchbuchstabirt hatte. Der Brief lautete:

Mein liebstes Mirbei!

Gestern am 1. September sind die Franzosen von uns geschlagen worden und die ganze Armee gefangen, der

Napoleon damit. Und so wird's wohl zu End sein mit dem Krieg. Ich hab gestern eine unbedeutende Wunde über die Brust kriegt, als ich mit dem Kürnberger Sindl in Bazailles einen preußischen Offizier rettete, den die Franzosen, Weiber und Männer, in's Feuer werfen wollten. Es hat aber keine Bedeutung. Aber jetzt muß ich dir eine andere traurige Nachricht mittheilen. Der arme Leitinger Franzl ist auf dem Feld der Ehre geblieben. Am 31. August ist er Abends verwundet worden und am 1. September in der Früh im Feldspital, wohin ihn der Sindl und der Hofbauernhans von Schliers gebracht, ruhig gestorben. Er hat bis zum letzten Schnaufser von Lisei g'reb't und dem Sindl allerlei an sie mitgebn. Von dem hab ich's erst heut erfahren. Du kannst dir denken, daß mich der große Sieg nur zu halbet so freut, weil 'n der Franzl nit mit dalebt hat. Aber er und Alle, die g'falln sind, haben heut eine Leichenfeier kriegt, daß kein König eine schönere haben kann. Grüß 's Lisei von mir und bring ihr die Trauerbotschaft nicht z' gach zu — tröst's in Gottsnamen. Es ist a schöner Tod auf 'n Feld der Ehr! aber lieber ist's mir dengerst, daß i dir das selber noch sagen kann und daß du 's nit von Andern hörst. Adressir dei' nächsts Brieff nur an das . . . te Feldspital beim I. bayerischen Armeecorps in Frankreich. Auch einen recht schönen Gruß an mein' Peterl. Ich verbleibe

Dein

herzinniggeliebter Senzl.

Peterl reichte Lisei das Schreiben hin; sie suchte die Stelle, welche von Franz handelte.

„Am einunddreißigsten Abends,“ sagte sie halblaut vor sich hin. „Dös hat also do' ebbas bedeut', wie r die Zithernsoatn g'sprunga san. Ja, ja, mei' Bua, deine Letzn

Gedankn warn bei mir!“ Und wieder weinte sie, aber doch etwas gefasster.

„Der recht scho' Gruaß an mi steht aaf der lehtn Zeisn,“ sagte Peterl, als er sah, daß Eisei das Blatt umwandte. „I wollt, i waar bei eam; aaf a so an Fang, wie 'n Napoleon, sauffatn wir uns an Fegenrausch an von Schampani. Aba brunt in Boarischzell geht's heunt aa nit laar 'ra. Eisei, pfliat di Gott! Daß mir's nit entgeltn, daß i dir a so a traurige Botschaft bracht hab, 's Mirbei, die Feinspinnerin, hat's brav mir überlassn, sie wird aba z' gegn Abend no' aaffatemma zu dir. Da Woda woaf 's aa scho', dem ham ma weiß g'macht, der Lenzl hat's an di g'schriebn. Vor dem bist heunt aa nit sicher, daß er kimmt, di z' tröfn.“

Eisei war froh, als er sich endlich zum Fortgehn anschickte, um allein ihrem Schmerz und ihren Gedanken nachhängen zu können.

In der That kam während des Tags auch der Reihachbauer mit Mirbei zur Alm und tröstete die Sennerin. Sein Haupttrost bestand darin, daß er Eisei vorredete, wie großartig es sei, für's Vaterland geopfert zu werden, und nannte seinen Urödl als leuchtendes Beispiel. Dann suchte er sie aber auch wirklich durch die Versicherung zu trösten, daß er für ihre Zukunft nach Thunlichkeit sorgen wolle.

Mirbei weinte dann noch einige Stunden mit der Freundin, denn Lenzls Verwundung, so wenig er auch daraus machte, konnte doch bedeutender sein. Aber alle diese Trauer contrastirte seltsam gegen die laute Lust, welche sich überall in der ganzen Gegend auf die erhaltene Siegesbotschaft hin geltend machte und sich theils in hallenden Jubus auf Bergen und in Thälern, theils durch Böllerschüsse kund gab, während in Bayrischzell und anderen Orten die Häuser beslaggt wurden. Nachts loberten von allen

Spitzen der Berge, selbst von der Spitze des Wendelsteins, mächtige Flammen empor zum wolkenlosen Sternenhimmel, zu Ehren der deutschen Siege und deutschen Ruhmes.

In Bährschzell war in Folge dieses freudigen Ereignisses am nächsten Feiertag große Harmoniemusik, zu der die Bauern aus den Nachbarorten zahlreich herbeiströmten. Auch der Lentnernaçi von Aurach fand sich mit seinem Bruder, dem Muckl, da ein; der Leihachbauer machte dort mit Mirdei und Peterl nach der Abendvesper gleichfalls einen kurzen Besuch. Mirdei hatte sich vom Vater erbeten, sie mit Heiratsangelegenheiten nicht zu behelligen, so lange der Krieg dauere. Aber sprach er auch nicht davon, so suchte der Alte doch den Lentnernaçi bei jeder Gelegenheit herauszustreichen und dem Lenzl, so oft es anging, einen Hieb zu verfehen. So machte er sich über dessen Dienst im Felde lustig, so oft Peterl über Lenzls Befinden Befürchtungen äußerte.

„Was soll denn so an Spitaler passirn?“ sagte er. „Der is ja nit wie r a Feldsoldat, der 's eiserne Kreuz kriegt; die Sanitäterer san ja weit weg vom Schuß, steigen wie z' Minka im Lazareth mit weiße Schürz und Pantoffel 'rum und machn die Krankn Ueberschläg. So hon i 'n Lenzl selba in Minka drin im Lazareth troffa und so is's aa drauß im Feld.“

Wußte es der Bauer nicht oder wollte er es nicht anders wissen, kurz, Lenzls Beschäftigung im Kriege sehte er herab, so oft sich eine Gelegenheit dazu fand. Auf den letzten Brief von Lenz hin aber konnte Mirdei nicht an sich halten, dem Vater zu sagen, daß die Sanitätsoldaten derselben Gefahr ausgesetzt seien wie die anderen Truppen und daß der Lenzl am letzten Schlachttag sogar einem preussischen Offizier das Leben gerettet habe.

Der Bauer meinte, das wäre halt ein Zufall gewesen und wollte nichts weiter mehr von der Bravour des „Spitalers,“ wie er Lenz boshaft nannte, wissen. Dagegen suchte er Nazi in jeder Weise hervorzuheben und auch heute wieder dessen Werbung zu begünstigen. Aber das war vergebene Mühe, zumal der Lentner und sein lächerlicher Bruder, der Muckl, heute eine sonderbare Art an den Tag legten, den allseitigen Jubel über die Erfolge der deutschen Armee zu dämpfen. Der Bursche, nur stolz auf seine Reichthümer, aber bar alles persönlichen Muthes und jeglicher Vaterlandsliebe, entblödete sich sogar nicht, als einmal auf die allirten deutschen Truppen ein donnerndes Hoch ausgebracht wurde, zu sagen: „I wollt, die Preußn hätten Schläg kriegt und die Unfern dazu!“

Offenbar hatte er dabei nur Lenz im Sinne, dessen zärtlicher Abschied von Mirbei in Marbach ihm bekannt geworden war. Aber die Bayrischjeller verstanden es dem Wortlaute nach und wenige Minuten später war Nazi und sein Bruder nicht auf die sanfteste Weise aus dem Rayon der Gesellschaft entfernt. Der Ortsvorstand verbot ihnen für heute den weiteren Aufenthalt im Orte, da das schöne Fest durch solche „Verräther,“ wie er die Lentner nannte, nicht gestört werden dürfe.

Der Leizachbauer konnte natürlich nicht umhin, sein Mißfallen über Nazi's Aeußerung an den Tag zu legen, und Mirbei sagte ungenirt zum Vater, sein Urödl müßte sich im Grabe noch umbdrehen, wenn er es noch einmal versuchte, sie zu einer Heirat mit diesem vaterlandslosen Menschen zu drängen.

Nazi durfte sich in der nächsten Zeit nirgends öffentlich blicken lassen, im ganzen Zeller- und Leizachthale sprach man mit Abscheu von dessen Gefinnung und man respektirte ihn trotz seines Reichthums eben so wenig wie

seinen überlichen Bruder, den er trotz aller Vorkommnisse in Schutz nahm. Es konnte deshalb auch gar nicht Wunder nehmen, daß eines Tages im Lentnerhose ein Briefchen gefunden wurde, adressirt an Nazi und Muckl Lentner, welches die wenigen, aber die Empfänger erschreckenden Zeilen enthielt:

Wenn Ihr Euer Vaster nicht lasset bleiben,  
So muß es halt kommen zum Haberfeldtreiben.

Im Namen Kaiser Karl des Großen,  
der Haberfeldmeister.

Ohne daß sonst Jemand von diesem Briefchen Kenntniß erhielt, munkelte man doch in der ganzen Umgegend, daß die Lentner Brüder heuer nicht ohne „Haberfeldtreiben“ durchkämen und allgemein gönnte man ihnen diese öffentliche Brandmarkung.

Der Schauplatz unserer Erzählung war ja der eigentliche Boden dieser eigenthümlichen Volksjustiz, dieser geheimnißvollen Behme, in welche in früheren Jahren nur verheiratete Männer zugelassen wurden, späterhin aber auch junge Burschen Aufnahme fanden.

Der Name „Haberfeldtreiben“ soll von dem in früheren Zeiten an vielen Orten Bayerns herrschenden Gebrauche stammen, daß zu Fall gekommene Mädchen des Abends von den Burschen des Dorfes unter Geißelhieben in ein Haberfeld und von da wieder nach Hause getrieben wurden, wobei der Verführer selbst mitmachen mußte. Nach einer andern Deutung soll dieses sogenannte Sittengericht seinen Namen davon herleiten, daß dasselbe nur in der Zeit geübt wird, wenn die Feldfrüchte eingeheimst sind. Das Haberfeldtreiben ist die bäuerliche Fortsetzung des Klügergerichts, welches Kaiser Karl der Große durch geistliche und weltliche

Sendboten in den einzelnen Ortschaften eingeführt hatte, was schon dadurch Bestätigung finden dürfte, als die Haberfeldtreiber noch immer Kaiser Karls erwähnen und sich als dessen Gesandte ausgeben.

Dieser Geheimbund macht es sich zur Aufgabe, gleichsam als Behme, nicht allein geschlechtliche Sünden zu rügen, sondern auch vorzüglich alle Diejenigen nach seinen besonderen Befehlen strengstens und öffentlich zur Rechenschaft zu ziehen, welche bekannt sind durch ihr geiziges, wucherisches oder sonst anstößiges Leben nach außen oder in der Familie. Auf die Reichen und Angesehenen wird es besonders abgesehen. Wer jedoch die Behmrichter sind, weiß Niemand, und selbst die strengsten Untersuchungen, die in dieser Richtung schon geführt wurden, kamen zu keinem Resultate. Strengste Verschwiegenheit und Beobachtung der Sakungen wird mit einem hochheiligen Eidschwur gelobt. Zwölf Haberfeldmeister sollen den verschiedenen Bezirken vorstehen. Wie aber dieser Bund organisiert ist und regiert wird, ist ebenso unbekannt, wie Zeit und Ort, wo die betreffenden Besprechungen und Berathungen gehalten werden. Man glaubt, das Treiben werde in der Regel auf den Jahrmärkten zu Miesbach verabredet. Die Vertrauten sitzen im Wirthshause beisammen und nach kurzer Berathung ist das Strafgericht beschlossen. Die Namen der Hauptleute und Theilnehmer sind übrigens unter den Bauern kein Geheimniß.

Ist nun in diesem geheimen Bunde beschlossen, daß ein solches Strafgericht vor sich gehen soll, so wird der hiezu Verurtheilte Tags zuvor hievon durch einen Anschlagbrief, den er irgendwo im Hause oder im Stalle finden muß, in Kenntniß gesetzt, mit dem Befehle, daß sich Alles im Hause ruhig verhalte, Läden und Thüren verschlossen zu halten und das Vieh im Stalle wohl zu versorgen sei, damit



es durch den Lärm nicht wild und scheu werde. Gleicher Befehl ergeht auch an die Nachbarschaft des Verurtheilten. Bei einer solchen Exekution befinden sich übrigens niemals Mitglieder des Bundes, welche der Gemeinde angehören, in der diese stattfindet, sondern stets Bundesgenossen entfernter Gemeinden, wenn diese auch fünf bis sechs Stunden an den Ort zu gehen haben, woselbst die Behme Gericht hält. Alle Vorbereitungen hiezu sind mit kluger Berechnung angeordnet, so daß selbst die entferntest wohnenden Treiber in derselben Minute an dem Exekutionsplatze eintreffen. Wie von ungefähr finden diese Treiber die nöthigen Werkzeuge und Lärminstrumente vor den Bauernhöfen, an den Gartenzäunen oder an sonst leicht zu gelangenden Plätzen in Bereitschaft liegen, deren sie sich beim Treiben bedienen und welche sie nachher wieder gewissenhaft an Ort und Stelle niederlegen, wobei jeder zufällig entstandene Schaden, selbst bei dem Verurtheilten, voll vergütet wird.

Ist nun Jemand, der öffentliches Mergerniß gibt und auf vorausgegangene Drohbriefe keine Besserung zeigt, zum Habersfelddreiben verurtheilt, so erscheinen im Dunkel der Nacht plötzlich an der betreffenden Stelle ein Paar hundert vermummte und mit Ruß geschwärzte Gesellen mit Waffen und allerlei lärmenden Instrumenten, gleichsam als ob sie aus der Erde gewachsen wären. Posten sind nach allen Richtungen ausgestellt, um Fuhrwerke und Fußgänger so lange aufzuhalten, als das Treiben dauert. Neugierige aber, die aus der Nähe herbeieilen, werden keineswegs verschüchelt, sondern nur angewiesen, sich nicht unter die Treiber zu mengen, denn das Habersfelddreiben ohne Zuhörer würde eigentlich seinen Zweck verfehlen.

Hierauf beginnt das Verlesen der Treiber im Namen Kaiser Karls des Großen im Untersberg, wobei jedes der

Mitglieder einen fingirten Namen trägt, wie z. B. Herr Landrichter von Miesbach, Herr Pfarrer von Schliersee, Herr Posthalter von Holzkirchen, der bayrische Hiesel, der Schinderhannes und so fort. Die Betreffenden haben sodann mit „hier!“ zu antworten. Würde einer der Theilnehmer fehlen, so ginge die ganze Gesellschaft unverrichteter Dinge wieder auseinander. Jedes Mal aber, so behaupten verlässige Leute, sei Eine Person mehr da, als aufgerufen worden, und diese sei der „Gottseibeius“.

Nach diesem Verlesen wird der Verurtheilte herausgerufen und er muß, wenn auch im Hemd, sofort erscheinen, und merkwürdiger Weise können sich auch die ältesten Leute nicht erinnern, daß sich jemals Einer geweigert oder Widerstand geleistet hätte.

Hierauf wird nun dem Opfer der heiligen Behme vom „Gesandten Kaiser Karls“ das Sündenregister bei unheimlicher Fackelbeleuchtung mit so erhobener Stimme vorgelesen, daß die Worte weithin schallen und auch den Zuhörern deutlich verständlich sind. Es sind Knittelverse derbster Art, welche die Sünden und Laster des Uebelthäters enthüllen und verurtheilen. Bei jedem Verse, der getroffen, brechen die schauerlichen Gefellen in ein furchtbares Hohngelächter aus und verursachen mit den Instrumenten, die sie bei sich führen, mit Pfannen, Peitschen, Ratschen, Gloden, Trommeln, Trichtern und so weiter einen entsetzlichen Lärm. Auch fließen mitunter einige Sprüche nicht gerade lobenswerthen Inhalts auf die Herren vom Landgericht, auf Pfarrer und andere Beamte in das Sündenregister ein. Zum Schluß erhält der arme Sünder eine wohlmeinende Mahnung, sich zu bessern und eine Andeutung der Person, bei welcher, falls nicht bald eine Aenderung eintrete, das nächste Gericht gehalten werden wird. Hierauf ergeht ein feierlicher Aufruf an Kaiser

Karl, das Protokoll zu unterschreiben, dem ein betäubender Spektakel sämmtlicher Instrumente folgt. Auf einen grellen Pfiff tritt tiefste Ruhe ein, die Rote löst sich auf und verschwindet lautlos, als ob sie in die Erde versunken wäre. Derjenige aber, welcher mit einem solchen Gericht heimgesucht worden, hat eine öffentliche Schande erlitten, die zeitlebens auf ihm haften bleibt.

Diese Volksjustiz hat die verschiedenartigste Beurtheilung erfahren. Viele erachten sie einem „Tugendbunde“ gleich, weil dadurch Handlungen und Vergehen öffentlich gezeißelt und bestraft werden, welche sich dem weltlichen Richter entziehen, ähnlich wie bei den Ehrengerichten der Offiziercorps; Andere verdammen sie als Landfriedensbruch und argen Unfug, und von Seite der Regierung wurde Alles aufgeboten, demselben zu steuern. Der unglückliche aber rühmenswürdige Bauernaufstand von 1705 war übrigens auch nur ein Werk des seit uralten Zeiten bestehenden Habersfeldbundes. Seit Einführung der öffentlichen Schwurgerichte, bei welchen ja ohnehin das Volk zu Richtern mit berufen ist, dürfte für das Habersfeldtreiben ein moralisches Bedürfnis nicht mehr vorhanden sein. Gleichwohl, und trotz der abgeschickten Expeditionstruppen in die Ortschaften der verdächtigen Gemeinden, tritt diese Volksjustiz noch hin und wieder vereinzelt auf, und es scheint, daß die Abwesenheit der Truppen in Frankreich die Haberer ermuthigte, diese Gelegenheit zu benutzen, um von ihrem alten Bestande noch einmal ein Lebenszeichen zu geben.

Die Lentnerbuben glaubten aber nicht recht an die ihnen gemachte Androhung. Sie erinnerten sich an das vor einigen Jahren vereitelte Habersfeldtreiben in Rosenheim, wobei sich an zwölfhundert Haberer betheiligten, die aber durch ein großes Gensdarmerie-Detachement zer-

streut und Mehrere gefangen wurden. Die jener Gemeinde auferlegte mehrmonatliche Exekutionsmannschaft hatte gute Folgen gehabt und die Lentnerischen glaubten nicht daran, daß ihre Gemeinde sich einer solch empfindlichen Strafe aussetzen würde.

Wie sehr sie sich in dieser Annahme täuschten, wird die Folge zeigen.





Die Zeit des Abzuges von der Alm war herangekommen. Gegen die Mitte Septembers wurde die niedere Alm, der sogenannte Niederleger, bezogen und einige Wochen später ging es ganz dem Thale zu. Gleich dem Almenaufzug ist auch die Heimkehr ein Feiertag für die Sennnerin und den Bauer.

Die Heerde ist mit grünen Kränzen geschmückt, die Sennnerin trägt ihren Sonntagsstaat und der Bauer erwartet sie mit

all' den Seinigen vor dem Hofe und begrüßt sie auf's Freudigste. Nicht so freudig ziehen aber die geschmückten Kühe hinein in den alten Stall, und wenn man ihnen hier die helltönende Glocke abnimmt, schauen sie ganz wehmüthig darein; auch will ihnen Anfangs das vorgelegte Futter in der Krippe nicht so munden, wie das in der goldenen Freiheit selbst gesuchte duftende Almengras; doch auch das gewöhnt sich und bald ist wieder Alles im alten Geleise.

Lisei fühlte sich die erste Zeit nach der Heimkehr auch nicht recht heimisch im Leisachhose. Ihr Herz fühlte sie jetzt doppelt bedrückt. Oben auf den Bergen linderte die Schönheit der Natur ihr selbst unbewußt einigermaßen das Leid, dort oben war sie allein mit ihren Gedanken an Franz; hier unten aber ward sie in das allgemeine Interesse des Hauses gezogen, und sie hatte Anfangs für nichts Sinn. Erst allmählig fand sie sich wieder zurecht, und Mirbei war es, die ihr mit Schwesterlicher Liebe zur Seite stand.

Der Herbst hatte im Lande seinen Einzug gehalten. Das Blau des Himmels war feiner, die Luft schärfer. Die Buchen und Ahorne, die Birken an den niederen Hängen schüttelten bereits ihre bunten Blätter von den Bäumen, und stellenweise glitzerte von den obersten Graten und Spitzen der Berge das Weiß des Schnees hernieder. Die Straße war nicht mehr von Sommerfrischlern und Touristen belebt und der Postwagen, welcher täglich von Schliersee nach Bayrischzell hin- und zurückfuhr, oft das einzige Fuhrwerk. Außer diesem Postwagen machte aber noch Jemand täglich wenigstens einen Theil dieses Weges hin und zurück, und das war Lindls Mutter, die Schleckernandl.

Peterl hatte ihr nämlich von dem Gelde, welches ihm Lindl überschickte, einen Theil zukommen lassen. Weil er aber nicht wissen lassen wollte, daß er mit Lindl in irgend

einer Beziehung stehe, da dieser wegen des ihm zur Last gelegten Verbrechens steckbrieflich verfolgt wurde, die halbverrückte Frau aber sicher es absichtslos einmal verrathen hätte, wo ihr Sohn sei, so brachte er ihr das Geld dadurch zu, daß er sich öfters bis in die Nacht im Wirthshause zu Bayrischzell aufhielt und dann zum Fenster des Huthauses schlich, die Schlecternandl wach klopfte und ihr als Unbekannter das Geld, als von Lindl kommend, zum Fenster hineintwarf.

Die Nandl hoffte von Tag zu Tag auf einen Brief von Lindl und täglich wanderte sie dem von Schliers kommenden Postwagen entgegen und fragte den Postknecht, den sogenannten Postanderl, ob der Lindl im Wagen sitze oder ob er keinen Brief habe; auch andere Leute fragte sie, ob sie nicht wüßten, wo ihr Lindl sei.

Wie Lindl im Voraus befürchtet, suchte die arme Frau die vielen Bitterkeiten ihres Lebens dadurch auszugleichen, daß sie den Magen reichlich mit Süßigkeiten beobachtete, so oft es nur anging. Dabei wurde sie aber auch gar bald wählerisch und heikel. Die süßen Waaren vom Kramer in Bayrischzell behagten ihr bald nicht mehr, sie sehnte sich nach Besserem, und dieses konnte sie in reicher Auswahl vom sogenannten „Conditor in der Wüste“ haben, dessen kleines Häuschen am Fuße des Jägerkamms, wo die Straße von Neuhaus. in das stille Aurachthal herabführt, stand.

Dieser „Conditor in der Wüste,“ unter welchem Namen er in der ganzen Gegend bekannt war, lebte hier gleich einem Einsiedler und bot den müden Pilgern und Pilgerinnen von und nach Birkenstein freundliche Einkehr an, um sie mit irdischen Süßigkeiten, mit Lebkuchen, Mandelbägen und Meth zu laben. Seine süße Einsiedelei war viel besucht, und er erzählte seinen Gästen gern von den vielen weiten Reisen und Irrfahrten seiner früheren Jahre. Kein

Liebespaar ging an diesem Häuschen vorüber, ohne daß der Bua seinem Dirndl ein lebzelternes Herz oder sonst eine Süßigkeit kaufte, auf welchen oft die verfänglichsten Devifen angebracht waren, oder daß sie miteinander ein Gläschen Meth nippten, um sich gegenseitig „Stärk in der Lieb“ zuzutrinken.

Dieses Häuschen war denn auch der Magnet für die Schleckernandl. Die Mandelbögen und der Meth des Conditors in der Wüste übten eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf sie aus. Täglich machte sie nun, einen alten grünen Hut auf dem Kopfe, in einen ausgewaschenen Rock und eine alte Toppe von ihrem Lindl gekleidet, in der einen Hand einen Gebirgsstock und in der andern die Methflasche haltend, bei jedem Wetter den nicht unbedeutenden Weg, eine gute Chauffee-Meile, über Geitau und Aurach hinaus, in dessen Nähe die Aurach in die Leizach mündet, zum „Conditore in der Wüste.“ Hier stärkte sie sich dann mit Meth und Süßigkeiten und nahm jedes Mal einen Vorrath mit, um für die nächsten Tage damit versorgt zu sein. Aber diesen Vorrath vertraut und verzehrte sie schon auf dem Heimwege, ihr Gelüst war erst dann beschwichtigt, wenn der letzte Tropfen getrunken und der letzte Bissen aufgezehrt war. Am nächsten Tage wurde dann genau dasselbe Manöver wiederholt, der Vorrath für die nächsten Tage fand stets schon unterwegs vorzeitige Verwendung.

Oft machte sie den Weg über den nahen Hammer, woselbst sich neben dem an der Leizach liegenden Eisenhammerwerke ein vortreffliches Gasthaus befindet. Hier nahm sie dann eine Maß Kaffee zu sich und hörte oft stundenlang dem dumpfen, gleichmäßigen Schläge des Eisenhammers zu; fragte man sie, warum sie dafür so viel Interesse habe, sagte sie, das sei der Herzschlag der Zeit, die mit mächtigen Schlägen weitererschreite, und wohl hatte sie Recht,



noch niemals mag für Deutschland die Zeit wichtiger vorwärts geschritten sein, als in jenen Tagen.

Man that der armen Frau, der narrischen Schlecternandl, wie die Leute sie nannten, nichts zu Leide, nur der Lentner Muckl, welcher sich oft in angetrunkenem Zustande im Hammer-Wirthshause befand, machte sich über sie lustig, frug sie höhniſch nach dem Lindl und reizte sie zum Aergerniß der übrigen Gäste in jeder Weise. Dann fing die Frau laut zu weinen an und eilte von dannen.

Ließ man sie aber unangefochten ihres Weges gehen, dann gab sie sich der fröhlichsten Laune hin, welche der Geist des Methes in ihr hervorrief. Sie sang dann auf dem ganzen Wege, was ihr gerade in ihren wirren Sinn kam und es klang eigenthümlich, wenn die nächtliche Wanderin mehr oder weniger confuse Melodien in grellen Tönen singend, einsam auf der stillen Landstraße hinschritt. Kam sie dann vor dem Wirthshause in Bapriſchzell vorüber und jankten sie die Bauern aus und hießen sie nach Hause und in's Bett gehen, dann sang sie denselben die wichtigſten aber auch die größten Trugs'angln zu.

Mancher der aufgebrachten Bauern lief ihr dann mit dem Stocke nach, ohne sie jedoch zu erreichen, sie schickte ihm nur ihr schallendes Gelächter zurück und eilte in ihre Behausung. Durch das offene Fenster sang sie dann noch lange ihre Weisen heraus, besonders wenn der Mond am Firmamente dahinzog, dem sie dann Grüße auftrug an ihren lieben Lindl.

Natürlich fielen diese Gänge nach und nach den Leuten auf und sie fragten sich, woher denn die Schlecternandl die Mittel zu ihren täglichen Ausgaben herbekomme und man forderte sie endlich energisch zur Rechenſchaft. Sie gestand, was sie wußte, daß ihr Lindl durch einen geheimen Boten von Zeit zu Zeit Geld sende, daß sie aber weder den Auf-

enthalt ihres Sohnes, noch den Ueberbringer des Geldes kenne, da er nur Nachts zu ihr an's Fenster komme. Das war für die Sicherheitswachmannschaft ein gewichtiger Grund, das Huthaus bei Nachtzeit auf's strengste zu bewachen, um des geheimnißvollen Ueberbringers habhaft zu werden und so dem verfolgten Rindl auf die Spur zu kommen.

Niemand dachte daran, daß er sich in Frankreich befinden könnte, und Peterl, Mirdei und Eisei bewahrten darüber das größte Geheimniß. Der Förster hatte allerdings einen steifen Arm davongetragen, sonst aber befand sich derselbe bereits wieder wohl. Und Peterl hatte schon deshalb alle Ursache, Rindl nicht zu verrathen, weil er einmal, als von dem verhängnißvollen Schusse die Rede war, vernahm, daß dieser Schuß an dem fraglichen Tage gegen acht Uhr Morgens abgefeuert worden sei. Er erinnerte sich jetzt ganz genau, daß er zu dieser Stunde mit Rindl bei den Martersköckeln am Lehmgraben gesessen und geplaudert habe, er erinnerte sich sogar, den Schuß in der Richtung der Kirchwand gehört zu haben und begriff jetzt, warum ihm Rindl so dringend ermahnt, diese Stunde nicht zu vergessen. Er theilte dies auch Eisei und Mirdei mit, welche Erstere ohnedieß nicht mehr an Rindls Schuld glaubte, seit ihr Franz geschrieben, daß derselbe mit dem Schusse in keinem Zusammenhang stehe.

Peterl hatte im ersten Augenblicke vor, seine Wissenschaft hiervon bei Gericht anzuzeigen; aber dann mußte er wahrscheinlich auch Rindls jetzigen Aufenthalt kund geben. Er hielt es deshalb für besser, zu schweigen, bis Rindl selbst zurückkomme, wo sich dann Alles ausklären mußte.

Er hatte erst vor einigen Tagen wieder vom Briefträger geheimnißvoll, wie er es mit diesem verabredet, einen Geldbrief aus Frankreich erhalten. Derselbe enthielt außer dem Gelde keine Zeile; Peterl hatte keine Informationen ja

ohnehin. Einen kleineren Theil des Geldes bestimmte er für Lindls Mutter, das Uebrige verwahrte er in seinem Kasten. Gegen Abend begab er sich nach Bayrischzell in's Gasthaus, scheinbar, um Nachrichten vom Kriegsschauplatz zu hören, an denen kein Mangel war, sein Hauptzweck war aber heute, der Schlecternandl wieder Geld zukommen zu lassen, denn da man sie seit einiger Zeit Abends nicht mehr findend auf der Straße traf, nahm Peterl an, daß ihr die „Magen“\*, wie er sich ausdrückte, ausgegangen seien.

Er war eben im Begriffe, nach dem Verlassen des Wirthshauses und bevor er den Weg nach Hause antrat, zum Huthause des Dorfes zu gehen, um der Schlecternandl das Geld wie gewöhnlich zum Fenster hinainzuwurfen, als sich ihm, ehe er sich's versah, der Orts Hüter mit langer Hellebarde angeschlossen. Beide kannten sich gut und der Orts Hüter nahm keinen Anstand, Peterl die Ursache seiner Pastrouille anzuvertrauen.

Er erzählte ihm, daß er beauftragt sei, zu erspähen, wer wohl der Schlecternandl das Geld vom Lindl bringe, um dadurch auf des Letzteren Spur zu kommen, und daß ihm ein gutes Douceur in Aussicht gestellt sei, wenn er zu einem Resultate gelange. Peterl überzeugte sich bald, daß man in der Erbitterung gegen Lindl so weit ging, ihm sogar einen Raubansall zur Last zu legen, der jüngst in der Nähe von Rosenheim vollführt worden.

Peterl nahm nun Lindl derart in Schutz und behauptete so fest dessen Unschuld sowohl an dem Schuffe bei der Kirchwand als an dem jüngsten Verbrechen in Rosenheim, daß der Orts Hüter beinahe stutzig wurde und Peterl fragte, woher er das Alles so genau wisse.

\* Magen, von den Goldmünzen mit dem Bildnisse des alten Königs Mag abgeleitet, volkstümliche Benennung für Geld.

Peterl, schon in Schrecken, sich verplappert zu haben, half sich durch seinen Mutterwitz wieder heraus und sagte, es habe ihm das Alles geträumt und seine Träume gingen immer in Erfüllung. So hätte ihm auch in vergangener Nacht geträumt, Schlag acht Uhr käme heute ein Bote vom Lindl in's Bayrischzeller Wirthshaus und brächte für die Schledernandl einen großen Haufen Geld.

„Schlag acht?“ fragte der von Branntwein duftende Sicherheitsmann. „I halt 's Traama für nizi seit der Lotterizeit her, wo mir's alleweil von an Bärn traamt hat und i mein ganzn Bodeanst auf 'n Bärn seine Nummern versetzt hab. Wa a Nachtwachta muaf dös Unmögliches für mögli halt'n, d'rum Lehr i lieber um und spionier, welcher Gast Schlag acht in's Wirthshaus kimmt, der wird packt, is er, wer er will. Es muaf jedn Augenblick schlag'n.“ Und ohne weiteren Aufenthalt stolperte er zurück. Peterl lachte für sich und dachte: „Der heunti Bär wird dir aa nit viel eintragn.“ Er konnte jetzt anstandslos an Nandls Fenster klopfen.

„Glei kimm i,“ rief es von innen und sofort öffnete sich auch das Fenster. Peterl reichte ihr das in Papier eingewickelte Geld hinein.

„Da bring i wieder vom Lindl a Geld,“ sagte er mit verstellter Stimme.

„Wo is er denn, mei' Lindl?“ fragte die Frau. „Kimmt er nit bal, mei' liaba Bua?“

„Dös woaf i nit,“ lautete die Antwort; „b'hüt di Gott!“ Und eiligst entfernte sich Peterl gegen den Leigachhof zu. In der nächsten Minute aber befand sich die Schledernandl schon auf dem Wege nach dem Wirthshause, um sich dort ihren einige Tage so hart entbehrten Kaffee machen zu lassen.

Der Nachtwächter hatte sich am Wirthshause dicht hinter

einen vorspringenden Pfeiler postirt. Vom Thurne dröhnte die achte Stunde. Wirklich nahte sich ein Mann, ein Erkennen desselben war jedoch bei der tiefen Dunkelheit nicht möglich.

Der Ortschaftler sprang aus seinem Verstecke hervor und rief, die Gestalt am Kragen packend: „Halt, Kerl, du bist arretirt!“

„Was soll's?“ rief der so plötzlich Angefallene. „Alle Teufel, kennst du mich denn nicht? Laß mich los!“

Der Dorfhüter aber machte, da ihm des Sprechenden Stimme unbekannt schien, keine Anstalten hiezu.

„Kerl,“ schrie er im Gegentheil, „di hon i in Verdacht, daß d' der Schleckernandl 's Geld vom Lindl bringst. G'steh's nur glei ein, 's Laugna nußt di nix; du bist 'n Lindl sei' Freund — furt aaf d' Gendarmerie!“

„Du hast wohl 'n Rausch?“ rief der Andere erzürnt.

Durch diesen lauten Wortwechsel aufmerksam gemacht, eilte der Hausknecht mit der Laterne herbei und beleuchtete die beiden Männer. Der Dorfhüter glaubte, es müßte ihn der Schlag treffen, als er in dem Arrestanten den Förster erkannte, der, den einen Arm in der Binde, sich mit dem andern Loszumachen suchte.

„Nun, was ist's jetzt?“ fragte der Förster, den mit weitaufgesperrtem Munde dastehenden Dorfhüter.

„Der Herr Förster!“ entgegnete dieser voll Ueberraschung. „Ja is's denn mögli?“

„Mir scheint, du hast zu tief in die Schnapsflasche geschaut,“ sagte dieser verweisend, „ein anders Mal sieh dir die Leute erst genau an, eh du solche Dummheiten machst.“

Der Dorfhüter wollte seinen Gedanken nicht Ausdruck geben, denn er glaubte fest, daß Peter's Traum die Wahrheit enthüllt habe. Er versetzte sich in des Försters vermeintlichen Jdeengang, der wohl jetzt darüber grübeln

mochte, wie der Nachtwächter hinter seine Schliche gekommen, die diesem allerdings ein Räthsel waren.

„Ja, ja, Herr Förster,“ sagte er jetzt mit eigenthümlichem Tone, „i woaß's aaf's Haar, was 's Ent Des iß denkts!“

„Desto besser!“ meinte der Förster, „aber ich will dir's doch auch laut sagen; ich denk mir, daß du ein rechter Esel bist!“ Damit schritt er in's Haus hinein.

Der Dorfhüter schüttelte bedenklich den Kopf. Dann sagte er zum Hausknecht: „Geh, bring mir a Glasl Schnaps außa, damit mei' Verstand g'schärft wird; es gibt Dinge, die der Mensch nit begreifen kann, außer der Geist vom Schnaps hilft mit. So viel is mir aber klar, entweder bin i dös, was si der Förster mit salva venia denkt hat, oder die Sach is do' nit ganz ohne. I will sehgn, was mir traamt, wenn i mi in's Bett leg — die Nummern seh' i in die östereichisch Lotterie draußen z' Sandl, wenn's nur koane Bärnummern fand.“

Jetzt hörte er Gelächter aus der Wirthsstube schallen, und der Hausknecht, welcher ihm den Schnaps und dann sein Brisilglas reichte, sagte ihm, daß über die Arretirung gelacht werde und der Förster ihm dieses Gläschen heraus-schicke, damit seine Augen wieder klarer würden und er den Förster auf dem Heimwege nicht noch einmal anhalte.

Der Dorfhüter trank den „Geist“ aus und nahm eine tüchtige Prise Brisil, dann schritt er, die Hellebarde als Gehstoc benützend, schweigend von dannen.

„Es is g'scheida, i red nix mehr!“ meinte er bei sich selbst, und alsbald verschwand er in der Dunkelheit der Nacht.

Die Schledernandl hatte sich durch die hintere Thüre, durch welche sie in's Wirthshaus eingetreten mit dem Kaffee auch wieder entfernt. Es begannen jetzt für sie wieder schönere

Tage. Gleich am nächsten Morgen fand man sie wieder auf dem Wege gegen Murach zu.

In der Nähe dieses Ortes setzte sie sich, dort, wo der bewaldete Hagenberg bis nahe an die Straße herabreicht, an den Saum des Waldes nieder und zählte mit Wohlgefallen die Guldenstückel, welche sie gestern Nachts erhalten hatte, in ihren lebernen Beutel hinein. Sie achtete nicht darauf, daß auf dem Fußwege, welcher aus den Bergen durch die enge Schlucht gegen das Thal führte, der Rentnermucl herankam, der, als er die Randl Geld zählen sah, sich zu ihr heranschlich und sie lange schweigend beobachtete, bis sie sich wieder entfernt und ihren Weg zum Conditore in der Wüste eingeschlagen hatte.

Mucl war heute sehr mißgestimmt; er hatte gestern in Hammer all sein Geld im Kartenspiel verloren und nicht allein das seinige, sondern auch eine Summe, welche er eigenmächtig aus dem Kasten seines Bruders genommen, und wehe ihm, wenn dieser es entdeckte. Unwillkürlich lenkte auch er seine Schritte zum Häuschen des Conditors. Er stand zwar mit diesem nicht gut, weil er schon einige Male seinen Wünschen, ihm Geld zu leihen, nicht nachgekommen war, trotzdem Mucl wußte, daß der Conditore gut bei Kasse sei. Oefters schon hatte er sehnlichst nach dem Wandkästchen in der Stube des Conditors geschickt, wo dieser seine kleinen Kapitalien aufbewahrte.

Als er in's Häuschen trat, fand er die Schledernandl, Meth trinkend. Das Töchterlein des Conditors war im Nebengemache, um in einer zinnernen Kanne frischen Meth zu holen, der Conditore selbst in Hammer, dort ein Glas Bier zu trinken.

Als Randl den Mucl kommen sah, nahm sie ihren Stock und eilte aus dem Häuschen. Sie wollte mit dem bösen Burschen nicht eine Minute beisammen sein.

Muckl faßte jetzt schnell einen Plan. Er eilte zu dem Wandschränkchen, nahm den Schlüssel, welcher, wie er früher schon bemerkt, über demselben lag und sich auch heute dort befand, öffnete das Schränkchen und that einen Griff in das hölzerne Geldschüffelchen. Jetzt hörte er Geräusch; er hatte keine Zeit mehr, den Schrant wieder zu schließen. Rasch sprang er zur Thüre und stellte sich, als käme er soeben zu derselben herein.

„Wo is denn d' Schleckernandl?“ fragte das kleine etwa zwölfjährige Mädchen.

„G'rad is's an mir vorüberg'lossa, wie r i an's Häusl kemma bin,“ antwortete Muckl scheinbar gleichgiltig.

„Sie hat ja ihren Meth no' gar nit,“ sagte das Mädchen; „no' sie wird glei wieder kemma.“

Jetzt fiel ihr Blick auf das offene Wandschränkchen.

„U Gottes!“ rief sie, „wer hat's Kasl aufg'macht? Himmlischer Boda, es wird do' nit g'stohl'n worn sei?“

„Ah so!“ sagte Muckl lachend, „drum hat's der Randl so preffirt.“

Das Mädchen hatte inzwischen in die Geldschüffel geschaut und laut weinend schrie sie: „'s ganz Geld is g'stohl'n worn! Mei' Boda daschlagt mi, wenn er's siehgt.“

„Dös hat Keamad anders tho', als d' Schleckernandl,“ sagte Muckl. „Schau, da kimmt g'rad dei' Boda.“

Weinend theilte diesem die Tochter mit, was geschehen war und auch sie konnte nichts anderes denken, als daß Randl das Geld gestohlen und dann eiligst die Flucht ergriffen habe. Der Conditor mußte das glauben, obwohl er den überlichen Muckl mit eigenthümlichen Blicken betrachtete.

„Sie is mir g'rad begeg'n't aaf'n Weg nach Hammer,“ sagte der Conditor. „I laaf ihr glei nach und wir werns ja sehgn, ob sie's Geld hat. Es müaßn über zwanz'g



Gulden sei," sagte er, schnell in der Schüssel nachzählend. Dann nahm er das Mädchen bei der Hand und ersuchte Muckl, sich zu entfernen, da er das Haus schließen werde.

Muckl ging langsam von dannen. Sobald er jedoch dem Conditior aus dem Gesichte war, eilte er nach Hause und versteckte das gestohlene Geld.

Die arme Schleckernandl, welche in Hammer soeben ihren Kaffee trinken wollte, schrie auf, als der Conditior ihr vorwarf, sie hätte bei ihm eingebrochen und ihm sein Geld gestohlen. Ein auf der Patrouille soeben nach Hammer gekommener Gendarm befahl sofort, daß die Frau ihre Taschen ausleere, und man fand richtig über zwanzig Guldenstücke in ihrem ledernen Beutel.

Der Conditior hielt das Geld für das seinige. Es war kein Zweifel, Nandl war die Diebin. Vergebens bat und weinte sie, vergebens beschwor sie ihre Unschuld. Da Alles nichts half, geberdete sie sich wie wahnsinnig, so daß der Gendarm es für gut fand, sie zu schließen und vom Wirth ein Wägelchen zu requiriren, auf welchem er sie nach Miesbach zur Untersuchungshaft eskortirte.

Die Schleckernandl kannte sich vor Schmerz gar nicht mehr aus. Die Wirthin von Hammer erbarmte sich der Aermsten und suchte ihr Vergehen durch den Einspruch, die Unglückliche sei ja gar nicht zurechnungsfähig zu mildern. Aber andere Leute, besonders der Rentner Nazi, welcher herzugekommen war, um zu erfahren, was der Spetaktel bedeute, verdamnten die Aermste und behaupteten, sie stelle sich nur verrückt; die ganze Familie taue nichts und sei nur ein „Fressen für's Zuchthaus." Es kam deshalb zu einem Streite zwischen den Anwesenden, welchem der Gendarm damit ein Ende machte, daß er mit der Gefangenen auf dem Wägelchen in schärfstem Trabe abfuhr.

Lange hörte man noch das Wehegeschrei der armen

Randl. Von den Armen tönte es fröhlich herab in's Thal, weil man die Schmerzenslaute für Freudenrufe hielt, und dies fiel der armen Frau um so schwerer auf's Herz. In ihre Wehklagen mischte sich der Ruf: „Wenn nur mei' Lindl da waar; der liehet mir nix thoa'.“

Während die Schledernandl zu Gericht transportirt wurde, saß der wirkliche Verbrecher, der Lentner Mucll, in Neuhaus bei einer Flasche Wein, machte sich groß mit der Hand voll Guldenstücke, welche er in seiner Tasche durch die Finger klingen ließ und sang dazu die herausforderndsten Schnadahüpfern, so daß er gegen Abend betrunken und mit blutigem Kopfe nach Hause geschickt wurde. Der Conditior sah ihn in solchem Zustande an seinem Häuschen vorüber gehen und er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß nicht Randl, sondern Mucll der Thäter gewesen sei, denn er wußte bestimmt, daß dieser noch am Morgen kein Geld besessen hatte und daß ihm sein Bruder, mit dem er gerade zerfallen, nicht ausgeholfen habe. Darin bekräftigte ihn die Aussage des Wegaufsehers, welcher in der Nähe seines Häuschens Steine klopfte und erzählte, daß die Schledernandl erst dann aus dem Hause gelaufen sei, als Mucll in dasselbe schon eingetreten. Aber er wagte es doch nicht, diesem Verdachte Ausdruck zu geben. Am Ende täuschte er sich doch und er hätte sich dadurch unveröhnliche Feinde gemacht.

Wenige Tage darauf mußten der Conditior und Mucll bei Gericht ihre Aussagen eidlich erhärten. Man hielt die Schledernandl des Diebstahls für überführt, trotz all' ihrer Bethuerungen, daß sie das Geld von Lindl durch einen Unbekannten erhalten habe. Doch recherchirte man in der Gemeinde nach Demjenigen, welcher der Frau Geld überbracht haben sollte.

Das erfuhr auch Peterl, und nachdem er sich mit den

beiden Mädchen, seinen Vertrauten, berathen hatte, ward beschlossen, daß er sich unverweilt bei Gericht als Ueberbringer angebe, um die Schleckernandl von der Schande, einen Diebstahl begangen zu haben, zu befreien. Dem alten Leigacher wollten sie vorerst noch nichts enthüllen und Peterl gab irgend einen Vorwand an, warum er am nächsten Morgen nach Miesbach wolle.

Während er Nachts bei Laternenchein die Äxsen des Wägelchens, welches er am nächsten Morgen benützen wollte, mit Schmiere bestrich, ward er auf einen Gesang aufmerksam, der sich von der Straße aus gegen den Lehmgraben am Wendelstein zu verlor. Hätte er nicht gewußt, daß die Schleckernandl eingesperrt sei, er würde sofort auf sie gerathen haben. Er rief seine Schwester und Lisei herbei und letztere, die mit der armen Frau inniges Bedauern hatte, rief sogleich erschrocken: „Die Aermste wird si do' nig anthoa?“

Sange lauschten sie, vor dem Hofe stehend, ob sich nichts mehr hören lasse, da ward es ihnen wieder, als tönte von der Höhe herab ein mehr und mehr sich entfernender Gesang. Er verlor sich in der Richtung des Lehmgrabens, dort, wo die Martertafeln von Rindls Vater und Bruder standen.

Peterl erinnerte sich jetzt, an allen Gliedern zitternd, der Prophezeihung Rindls, daß noch eine dritte Martertafel dorthin kommen werde. Sollte dessen Ahnung sich bewahrheiten? Sollte Mandl dem Fluche ihres Hauses zum Opfer fallen?

Tiefe Stille war wieder eingetreten, nur aus der Ferne hörte man die durch einen leichten Westwind hergetragenen dumpfen Töne des Eisenhammers bei Murach — „den Herzschlag der Zeit“ nannte ihn die arme Schleckernandl noch vor wenigen Tagen; in diesem Momente aber hatte ihr eigener Herzschlag aufgehört. Dort oben an der Unglücksstätte ihres Hauses hatte sie sich in geistesverwirrtem Zustande,

befreit von der Unbill der Welt und unter jener Tanne, unter welcher vor einigen Monaten Rindl dem Peterl sein Geschick erzählte, lag jetzt von Blut umflossen der Leichnam der unglücklichen Schleckernandl mit durchschnitener Pulsader.

Sie hatte sich aus der Krankenstube ihres Gefängnisses, in welcher sie untergebracht war, zu befreien gewußt und war über Hundham, Ellbach und Aurach in's Zellertthal gelangt. Die Wärterin des Krankenzimmers hatte ihr zuweilen vom Kriege erzählt, der so viele Menschenleben koste, da entstand in der Kranken plötzlich die fixe Idee, ihr Rindl sei auch im Kriege, und da man ihr früher gesagt, der Franz habe sich für Rindl müssen erschießen lassen, meinte sie, jetzt ginge es über Rindl selbst her, und eines Morgens erwachte sie mit dem Ausrufe: „der Rindl ist todt!“ An diesem Tage gelang es ihr auch, sich zu befreien. Sie vermied es sorgfältig, von Jemandem gesehen zu werden, nur in der Nähe von Geitau begegnete ihr ein alter Bauer, der sie ansprach und fragte, seit wann sie wieder frei sei und wohin sie gehe. Zu ihrem Rindl, gab sie zur Antwort, und als der Bauer sie fragte, wo denn ihr Sohn sei, erwiderte sie, man habe ihr gesagt, er sei todt und da gehe sie zu ihm, damit er es an den Tag bringe, daß der Lentner Mußl sie unglücklich gemacht habe. Der Bauer fürchtete sich vor der Irren und verabschiedete sich so rasch als möglich von ihr. Sie schlug dann die Richtung aufwärts zum Behmgraben ein und machte so den verhängnißvollen Gang zu ihrem todtgeglaubten Sohne und zu den andern ihr an dieser Stelle Vorangegangenen. —

Als am andern Morgen in Peterls Auftrag einer der Knechte hinaufflieg, um sich nach der nächtlichen Sängerin umzuschauen, fand er diese in bereits erwähntem Zustande. Er brachte die Nachricht eiligst auf den Leigachhof und dann nach Bayrischzell, wohin der Leichnam sofort geschafft wurde. Der dortige Pfarrer hatte keine Ursache, der Selbstmörderin,

die ihre That nur im Wahnsinn begangen, ein christliches Begräbniß zu verweigern.

Es war ein unfreundlicher Herbsttag, die Nebel hingen tief bis zum Fuß der Berge herab und ein kalter Wind strich durch das sonst so schöne Thal, als die Leiche der Unglücklichen zur letzten Ruhe bestattet wurde. Außer dem Geistlichen und dem Ministranten, glaubte man, werde sich wohl Niemand bei dem Leichenbegängnisse betheiligen; aber man irrte. Von allen Orten und Höfen waren Männer und Burtschen hergekommen, die ernst blickten, und hie und da hörte man von ihnen den Namen „Lentner Muckl.“ Auch der Conditor aus der Wüste fehlte nicht und Peterl fand sich mit Mirdei und Sisei ebenfalls ein.

Bei der Leichenrede wurden aller Augen naß. Peterl hatte es ganz offen erklärt, daß er aus Mildbätigkeit der Schlecternandl das Geld gegeben und sie jedenfalls an dem ihr zur Last gelegten Verbrechen unschuldig sei. Der Conditor wußte jetzt bestimmt, wer der Thäter war, aber er wollte nichts mehr in der Sache thun, er fürchtete sich vor den Lentnerischen und wollte lieber auf die geringe Summe verzichten, als sich neue gefährliche Feinde machen.

Aber auch die anwesenden Leidtragenden wußten, wie sie daran waren, sie setzten sich im Wirthshause zum Leichentrunke zusammen und besprachen sich leise, und den Eingeweihnten war es nicht schwer, zu errathen, daß ein Haberfeldtreiben ausgemacht wurde, dessen Ziel der Lentnerbauernhof in Aurach sei.

Hierin irrte man auch nicht. Ungefähr acht Tage später ging vor dem Lentnerhose ein Haberfeldtreiben vor sich, genau in der Weise, in welcher wir es im vorigen Kapitel beschrieben haben. Nicht leicht erinnerte man sich, eine so große Anzahl von Haberern versammelt gesehen zu haben. Die vermunnten, mit Ruß angeschwärzten Gestalten

erschieden fast plötzlich von allen Seiten um die zehnte Stunde in der Nähe des Lentnerbauernhofes. Es war eine stoßfinstere Nacht und unheimlich beleuchteten die angebrannten Pechfackeln die grausenerregende Gesellschaft. Es sah auf den ersten Blick aus wie eine Maslerade von lauter Teufeln.

Von den nächstgelegenen Ortschaften und von Aurach selbst waren eine Menge Leute herbeigeströmt, um Zuhörer zu sein, denn Alles gönnte den Lentnerischen diese öffentliche Brandmarlung. Ein furchtbarer Spektakel begann, Büchsenchüsse wurden abgefeuert, Glocken geläutet, Häfen aneinander geschlagen, Ratschen, Trommeln, Pfannen, Peitschen, und weiß der Himmel, was sonst noch Alles in Bewegung gesetzt, den Heidenspektakel zu vermehren. Jetzt gebot der Habermeister Ruhe und begann im Namen Kaiser Karl des Großen im Untersberge das Verlesen der Treiber. Die verschiedenen Namen, welche dabei genannt wurden, erregten oft ein schallendes Gelächter der in der Nähe stehenden Zuhörer. Auch Moltke und Bismarck mußten es sich gefallen lassen, daß die Aufrufe nach denselben mit einem „Hier“ beantwortet wurden. Nachdem Alles in Ordnung befunden, wurden mehrere der Haberer abgeschickt, um aus dem Lentnerhofe die beiden zum Habersfeldtreiben verurtheilten Brüder Nazi und Muckl heranzurufen. Diese zögerten lange. Sie hofften von dieser Schande durch die Ankunft der Gendarmerie befreit zu werden. Die Haberer hatten wohlweislich erst am heutigen Abend beim Eintreten der Dunkelheit im Lentnerhofe das Treiben angefangt, und als bald bemerkten die den Hof rings besetzt haltenden geheimen Posten, daß Boten nach den zwei zunächst liegenden Gendarmeriestationen gesandt wurden, um das Habersfeldtreiben zu verrathen und Hilfe herbei zu holen.

Natürlich hielt man diese Boten an und so lange

gefangen, bis das Treiben vorüber war. Den Sendboten war übrigens ihre Gefangenhaltung sehr erwünscht, denn sie hielten die ihrem Bauern und seinem Bruder zuge dachte derbe Lektion für wohl verdient.

Nachdem diese sahen, daß auf Hilfe vorerst nicht zu rechnen war, getrauten sie sich nicht, dem Rufe ungehorsam zu sein und erschienen mit trotzigem Gesichtern im Kreise der Haberer, welche bei ihrem Erscheinen einen ohrenzerreißenden Lärm erhoben. Nun gebot der Habermeister Ruhe und las einem nach dem andern der Verurtheilten, im Namen Kaiser Karl des Großen, das Sündenregister vor, jeden Knittelvers begleitete ein höllisches Gelächter und ein betäubender Lärm entstand.

„Du, Ignaz Lentner, stehst heut vor Gericht,  
 Weil du bist kein Freund vom Vaterland nicht,  
 Statt bayrisch und deutsch bist polnisch viel lieber,  
 Während uns're Brüder in's Frankreich hinüber  
 Und hergeben ihr Blut, und leiden Noth,  
 Und freudig sich opfern in den Tod.  
 Pfui Teufel, bist denn du auch ein Mann?  
 Dir soll man hundert Turlös in Hof eini than,  
 Daß d' sehgest, wie das ist gut gemeint,  
 Du elendiger Franzosenfreund!  
 Die ärmsten Leut, die tragn jetzt bei  
 Leinwand, Scharpie und gar Allerlei,  
 Was man hat nöthig für uns're Leut,  
 Aber der Lentner erstickt schier vor Reid.  
 Der sperrt halt die Sachn wahrscheinli ein,  
 So lang, bis's am End nimmer nöthi sein.  
 Wir sagn dir's im Ernst, jetzt is's no' Zeit,  
 Daß di dei' lumpige G'sinnung no' reut,  
 Willst aber lieber in's Frankreich einigehn,  
 Sollst loan Danzigen von uns woana sehn.“

Ein fürchterliches Halloh und Tutti aller Rärminstrumente folgte dieser Epistel. Auf ein Zeichen des

Habermeisters ward es wieder still und dieser begann von Neuem:

„So, und jetzt Nepomuk, komm ich zu dir,  
 Dich kann ich nicht nennen, so viel ich studir',  
 Du bist der Pazi vom Reizachthal,  
 Ein Fressen für den Galgen zumal,  
 Was dein braver Vater zusammeng'spartt,  
 Hast du verlumpt, verschlumpt und vernarrt,  
 Und weil dir dei' Erbtheil nicht war genu,  
 So stehst du jetzt da wie ein Bettelbu.  
 Kann di's Landg'richt no' nit zwinga,  
 Weiß 's Jeder, du machst lange Finga,  
 Und Andere müssen verdächtig sein,  
 Für deine Malefizlumperlein;  
 Und daß du gebracht viel Leut in Noth  
 Und gar in Verzweiflung und in den Tod.  
 Dir soll man nicht nur lärmn und rattchen,  
 Dich soll man ordentlich durchstarwatzen.  
 Ich rathe dir ernstlich, geh in dich,  
 Sonst kommst du in's Zuchthaus sicherlich,  
 Und laßt du dein sündhaft Leben nicht bleiben,  
 Kommen wir bald wieder zum Haberfeldtreiben.“

Auf diese laute und weithin vernehmbare Vorlesung erfolgte wieder Lärm, Pfeifen und Schreien, jeder Beschreibung spottend. Auf ein Zeichen des Habermeisters aber trat abermals Ruhe ein und dieser sprach nun zu der Versammlung:

„So, Leut, jetzt b'hüt Gott, und seid's fein g'scheid,  
 Wir müssen jetzt gehn, der Weg ist gar weit,  
 Und wenn unser Musi hat Vielen nicht g'falln,  
 So müßens halt denken, man braucht auch nichts z'zahl'n.  
 Von uns muß jetzt Einer in 'n Untersberg nein,  
 Und bitten halt Karl den Kaiser recht sein,  
 Daß er die G'schicht in's Buch thät aufschreibn,  
 Weil sonst so a Sach vergeßn könnt bleibn:  
 Ja, Kaiser Karl muß noch kommen und 's Protokoll unterschreibn,  
 Daß wir das nächste Mal in Miesbach Haberfeldtreibn.“



Nach dieser Rede ließ der Habermeister einen grellen Pfiff ertönen und lautlos verschwand die ganze Versammlung. Nur die Zuhörer lachten und wiederholten die Mittelverse, so weit sie ihnen im Gedächtniß geblieben.\* Nazi und Muckl aber eilten beschämt und unter Hohngelächter der Nachbarn in das Haus zurück.

Die Gendarmerie war inzwischen herangelommen, aber die wenige Mannschaft konnte sich unmöglich mit den Habern in einen Kampf einlassen. Sonderbarer Weise fiel ihnen auch kein Haberer in die Hände und die Arrestierungen, welche sie vornahmen, betrafen nur Zuhörer, deren Ausfagen zu keinem Resultate führten.

Trotz des Krieges war schon am nächsten Tage ein Exekutionsdetachement im Leizacher- und Zellerthale eingedrückt und die Bauern wurden mit Einquartierung empfindlich heimgesucht. Den Bitten einer eigens an die Regierung abgeordneten Deputation, zu welcher auch der Leizachbauer gehörte, gelang es aber, nach einigen Wochen den Abzug der Truppen zu erlangen, wozu besonders auch die Erklärung beitrug, daß die so bedrückten Gemeinden ihre Liebesgaben für die mobile Armee zu ihrem Leidwesen einstellen müßten, falls die Exekutionstruppen länger bei ihnen verblieben.

Die Vernünftigeren und Angeseheneren der Gemeinden aber glaubten die Zeit für gekommen, mit möglichstem Eifer dahin zu wirken, daß man das Haberseldtreiben allmählig zu Grabe trage, dessen innere Bedeutung, dem empörten Rechtsgefühl unter dieser Maske Geltung zu verschaffen und diejenigen zur Strafe zu ziehen, welche mit legitimen Mitteln nicht erreichbar wären, durch die neuen Einrichtungen und Befehle längst die Geltung verloren hat.

\* So erhielt sie der Verfasser überliefert.

Die Exekutionsmannschaft hatte es sich übrigens in dem Leihachthale recht wohl gefallen lassen und der Befehl zum Abmarsch kam ihr eben so unangenehm als unerwartet. Die hübschen Sennerinnen waren alle von den Almen zurück, und da auch von der Armee aus Frankreich stets gute Nachrichten eintrafen, so herrschte auch in dieser Gebirgsgegend bald wieder das gewöhnliche heitere Leben voll Zitherklang und Liedersang.



## X.



er Winter hat im Gebirge seinen Einzug gehalten. Die in ihrem frischen Schneegewande grell leuchtenden Berge stehen als zuckerweiße Pyramiden da und meilenweit entfernte Höhen vermeint man mit einem Steinwurf erreichen zu können. Alles ist so nah und deutlich. An den Bäumen und Sträuchern glitzern und blitzen die Frostkrystalle; in den sonst vom Gejodel der Hirten, dem Tosen der Wasserfälle und dem Gefange der Vögel belebten Waldungen und Almen herrscht feierliche, erhabene Stille; zwischen grotesk geformten Eissäulen sädern spärliche Tropfen herab von den sonst so

rauschenden Sturzbächen und ungeheure Schneemassen füllen die Schluchten und Rinnen und verwehren dem menschlichen Fuße den Zutritt. Mit Unrecht aber vergleicht man dieses weiße, prismatisch funkelnbe Winterkleid mit einem Leichentuche, denn in den vielfachen Gestaltungen desselben treten ungewohnte Reize zu Tage. Im Winter steht die Sonne niedriger, ihre Strahlen treffen alle Gegenstände seitwärts, die Luft ist mit Dünsten überfättigt und daraus entstehen Spiele des Lichts, wie sie während anderer Jahreszeiten nur ausnahmsweise wahrgenommen werden, ja die Berge erscheinen wegen der großen Unbeständigkeit des Winterwetters und des endlos mannigfaltigen Zustandes der Luft in weit verschiedenartigen Farben, als das zu andern Zeiten der Fall. Geradezu von unbeschreiblichem Zauber aber ist die Welt, welche der Mond in dem Schneeglanze des Hochgebirges beleuchtet. Das sind jene herrlichen Nächte, wo der Bua, trotz der äußeren Kälte innerlich warm, am Kammerfenster seiner Auserwählten „Gaffelreime“ singt und wo in neckenden Schnadahüpfeln Fragen und Antworten sich einander ablösen.

Nachdem sich der Bua an's Kammerfenster geschlichen, macht er einige „Schnaggler“ \* mit der Zunge und beginnt dann seinen Liebesgefang meist in der Weise, daß er seine guten Eigenschaften zu verringern, sich zu „verkleinern“ sucht. So jammert der Reiche, daß er arm ist, der Kräftige und Hübsche, daß er schwach und abscheulich, der Witzige, daß er dumm ist, und der Dumme macht sich noch „dalketer“, als er wirklich ist. Dann folgen die Versicherungen seiner Liebe, untermischt mit Drohungen, daß er sich eine andere suche, wenn ihn sein Liebchen nicht bald erhöre.

\* mit der Zunge schmalzen.

Alles dieses geschieht in einer eigenthümlichen Gefangensmalerei, wie denn überhaupt die Bewohner dieser Thäler es lieben, ihre G'sangln in Bilder von überraschend urwüchsigter Poesie zu kleiden.

Das vom Schläfe aufgeweckte Dirndl erwidert meistens durch den verschlossenen oder halbgeöffneten Laden in neckischen Antworten, von denen wir hier einige Beispiele folgen lassen.

Bal Sunna und Mond steht  
Und toa Wind nimmer geht,  
Und der Bach aufwärts rinnt,  
Aft\* Lieb i di g'schwind.

Büberl, i Lieb di;  
Wann d' mi mögst, kriegst mi,  
Treu bal d' mi liebst  
Kannst mi habn — bald d' mi kriegst.

Und wann d' mi nit magst,  
Bua, so sag mir's no' g'wiß,  
I spring in an Brunn,  
Wo toa Wassa drin is.

Bua, wann d' mi nimmer magst,  
Aft thuast ma Post,  
'N Botn, den zahl i scho',  
Daf 's di nig kost.

Der heimkehrende Bua sendet dann in einiger Entfernung seinem Dirndl noch einen Juchschrei als „Gute Nacht“ zurück, und der Nachtwächter in Bahrischzell hat seine Liebe Noth, bis es ihm gelingt, die nöthige Nachtruhe herbeizuführen, denn während er meint, hier Ruhe geschaffen zu haben, hallt es wieder da und wieder dort, bis er endlich mit dem Ausrufe: „Mit dem Diabsg'findel geht toa End

\* Aft = hernach.

her!" Fünf grad sein läßt, dabei vielleicht zurückdenkend an längst vergangene Tage, wo auch er ein „lustiger Bua“ war; und wenn er dann, in sein Häuschen zurückgelehrt, auf der Ofenbank ausruht, spinnt er diesen Traum weiter, der so schön ist, daß er darüber das Aufingen der nächsten vielleicht auch der übernächsten Stunde vergißt. Aber Europa schläft deshalb ruhig, trotz des träumenden Nachtwächters von Bayrischzell.

Das regte Leben entfaltet sich um diese Zeit in der Kunkelstube, wo die Frauen und Mädchen an dem schnurrenden Rade sitzen und den selbstgebauteu Flachs um die Wette zu Linnen bestimmtem Garn spinnen. Jetzt freilich wird nicht nur gesponnen, sondern auch gestrickt, genäht und namentlich Charpie gezupft, denn die Armee bedarf der Liebesgaben. Die sonst hier beliebten Sagen und Märchen, Spuk- und Gespenstergeschichten und lustigen Gefänge mußten ebenfalls zurückstehen und den Erzählungen aus dem Kriege den Vorrang lassen, denn die Berichte aus den Zeitungsblättern und der Inhalt der aus dem Felde angelangten Briefe bildeten das Hauptthema der Unterhaltung.

Als die Raubnächte herankamen, da war nichts natürlicher, als daß von den neugierigen Dirndl'n das Schicksal noch mehr als gewöhnlich mit vielerlei Fragen bestürmt wurde. Schuhwerfen, Bleigießen, Semmelbeißen und Holzschneidwerfen waren die Mittel, sich die Geheimnisse der Zukunft zu erschließen, und je nachdem der Zufall mit einem Ja oder Nein antwortete, gewann Hoffnung oder Furcht die Oberhand in den leichtbewegten Herzen.

Die Einzelhöfe und Häuser sind in dieser Jahreszeit meistens auf sich selbst angewiesen. Der oft haushohe Schnee stört wochenlang jeglichen Verkehr, und so abgeschlossen von der Welt führen die Bewohner eines solchen Hofes ein ganz eigenthümliches Leben. Wenn die häßliche

Sennerin, eingeschlossen von unübersteiglichen Schneemassen, drinnen sitzt in der Kunkelstube am schnurrenden Rade, da gedenkt sie wohl gern der grünen Matten auf den freien Bergen und der herrlichen Almzeit, und eine leicht erklärliche Sehnsucht nach jenen schönen Tagen überkommt sie. Doch gern lauscht sie auch den Geschichten, welche das alte Großmütterchen oder sonst eine geschickte Erzählerin zur Kurzweil zum Besten gibt.

Die Bewohner des Leizachhofes mußten sich auch zur rechten Zeit in die Welt hinauschaufeln, wenn sie nicht wochenlang durch hohe Schneewälle davon geschieden bleiben oder abwarten wollten, bis der Wind die Schneedecke durch Abschmelzen und Verbünnen wieder geschwächt hatte. Von schweren Nebeln sind diese Höhen am Hange der Berge oft tagelang bedeckt, gelingt es aber allmählig den Sonnenstrahlen, sie zu verflüchtigen und zu zerstreuen, dann schimmert's erst rötlich durch die trübe Hülle, die oben längst von der Sonne bestrahlten Schneeberge glimmen durch den kalten Brodel, bis ihre Gipfel und Zacken endlich unverschleiert mit blendender Glorie unter dem tiefblauen Himmel flammen und ihr goldiger Schein das ganze Thal durchdringt. Dann ist die Welt so schön und zu den leuchtenden Höhen grüßt es hinauf so hell aus jugendlichen Herzen; und hallt auch keine Antwort von den Felsengraten, die schnellfüßige Gemse auf den schroffen Wänden und den schmalen Felsenbänken lauscht doch diesen hellen Tönen. Ihr allein gehört nebst dem Geieradler, welcher sich einsam in dem Aethermeere wiegt, jetzt jene Region, und ist es auch eine Zeit der kargsten Nahrung, so wird doch diese Entbehrung von der Sicherheit aufgewogen, in welcher sie sich unbehellig vor ihren Feinden in unbeschränkter Lust ihres Daseins erfreuen kann.

Aber wenn sich die Sonne ihrem Untergange zuneigt,

zieht sich ein neuer Nebelvorhang über die herrliche Couliſſenpracht, und die traute Stube mit dem wärmependenden Kachelofen ist es wieder, die Alt und Jung zusammenführt zur Kunkel und zum Geplauder.

Die alte Ahndl im Leizachhose mußte dann dem stets wißbegierigen Peterl die alljährlich erzählten Geschichten wieder „aufwärmen,“ welche Peterl, der mit einem sehr schwachen Gedächtniß behaftet war, dennoch immer wieder neu erschienen. Während des Erzählens saß er mit seinem Vater auf der Ofenbank und schnitt Buchenspäne, in welche Arbeit sich auch der alte Leizacher theilte; oder sie ruhten auf der Bank liegend aus von den Strapazen des Tages, welche sie durch das Herbeifahren des Holzes mittelst Schlitten aus den dem Hofe zunächstgelegenen Waldungen reichlich zu bestehen hatten.

Mirbei und Rsei saßen am Spinnrade beim leuchtenden Späne und die alte Ahndl im lebernen Großvaterstuhle. Waren die Neuigkeiten des Tages erschöpft, dann mußte die Ahndl in die Vergangenheit zurückgreifen, und da war es die Sage vom Hungerturme auf der Insel Wörth des Schliersees und dem feurig blauen Lichtlein, welches über dem verfallenen Schlosse von Hohenwaldeck zu gewissen Zeiten schweben soll, was Peterl am meisten interessirte. Die Ruinen von Hohenwaldeck liegen auf waldbumdunsteter Höhe am Südenbe des Schliersees. Das Geschlecht der Waldecker, welches mit Wolfgang von Waldeck im Jahre 1483 ausstarb, herrschte einst über die ganze Gegend ringsumher, und von diesem Grafengeschlechte erzählt sich das Volk folgende sagenhafte Geschichte, welche auch die Ahndl dem Peterl zu öfteren Malen berichten mußte.

Vor vielen Jahrhunderten lebte zu Hohenwaldeck ein Ritter, tapfer und gottesfürchtig, der in seinem frommen Sinne das Kreuz nahm, um als Kreuzfahrer das gelobte



Hand von den Türken befreien zu helfen. Sein schönes Weib hinterließ er der Obhut seines Schloßvogtes, der, treulos seinem Herrn, sich in die Burgfrau verliebte. Durch gedungene Helfershelfer wußte er derselben die falsche Botschaft zu hinterbringen, daß ihr Gemahl im Kampfe gegen die Ungläubigen gefallen sei. Später freite er dann um die Hand der trauernden Wittwe und wurde auch erhört. Doch der bösen That folgte die Strafe auf dem Fuße in Gestalt des Waldeckers, der eines Tages ganz unvermuthet aus dem gelobten Lande in die Heimat zurückkam und, als er seine Gemahlin als die Frau eines Andern traf, über diesen Treubruch so in Wuth gerieth, daß er auf der Insel im See, welche der Burg gegenüberliegt, einen festen Thurm erbauen ließ und die ungetreue Gattin mit ihrem Buhlen sammt dem Diener und der Rose dort einkerterte und dem Hungertode preisgab. Die arme Waldeckerin konnte jedoch keine Ruhe finden, und noch jetzt sieht man zu gewissen Zeiten den Geist der Verwunschenen als blaues Lichtlein von der Insel nach dem verfallenen Schlosse schweben, wo sie vergebens den Geist ihres Mannes um Vergebung anfleht. Viele wollen das Lichtlein schon gesehen haben, aber Keiner war beherzt genug, demselben nachzugehen und so den Geist zu erlösen, denn die Ruine ist von einem großen Hunde mit feurigen Augen bewacht, die man sogar bei Tage oft durch die düsteren Lannengebüsche blißen sehen soll.

„I woaß Dan,“ meinte Peterl nach dieser Erzählung, „der si traut, dem Riachtl nachz'gehn, und dös is der Riraberger Rindl.“

„Was d' nur alleweil den in Kopf hast!“ sagte der alte Leitzacher. „Es is mir z'wider gnua g'wen, wie i g'hört hon, daß d' der Schleckernandl bei' Spargelb für's Fenster einig'worfa hast. Dös war grad so viel, als wennst

es für's Fenster außig'worfa hättst. Wie ma' nur so dallet sei' kann!"

„Der Peterl hat a guats Werk thoa' wolln,“ fiel die Mndl ein, „und es war a recht a chriftliche That.“

„Natürli,“ rief der Bauer, „Des halt's eam alleweil d' Stanga. Was aber dös Nachtl vom Hungerturm anlangt, so is dös nix, als a laars G'reb; i bin scho' an die hundert Mal zu jeder Stund in der Nacht durt vorbeig'fahn und ganga, hon aba nix g'sehgn. Dös san nur so Mandln. Denkt ma' an die fruaher Zeit, so bleibt alleweil 's Schönst die G'schicht von unsern tapfern Urödl und von die Marbacher.“

„'S Schönst is,“ antwortete Peterl, „a recht a schöner G'fang, von zwoa Dirndl g'fanga, und wenn die zwoa Dirndl Mirdei und Bisei hoasn, kann's nit leicht was Schöners gebn.“

Auf eine solche Anspielung hin sang dann Mirdei wohl einige Schnadahüpfeln oder sogar hie und da eine Romanze, aber Bisei war zum Singen nicht zu bewegen. Im Gegentheil brachte Mirdei's Gesang bei dem Mädchen nur eine erhöhte Traurigkeit hervor.

Peterl widmete ihr alle nur erdenkliche Aufmerksamkeit. So oft er nach Schliers fuhr, brachte er ihr ein zudernes Herz mit, und hätte man darin nicht ein Bestreben erkannt, Bisei von ihren traurigen Gedanken abzubringen, so hätte man wohl auf andere Vermuthungen kommen können. Traf es sich, daß Bisei zufällig allein mit Peterl in der Stube war und gerade die Zither auf dem Tische lag, so setzte er sich hin und sang mit besonderem Nachdruck:

„O du wunderliabs Dirndl,  
Hör auf mit dein' Woan',  
Und is's grad wegn an Buabn,  
So waß i dir oan.“

Selbstverständlich sah er dann die Sennerin mit eigenthümlichen Blicken an, sich selbst fragend, ob sie's wohl „g'spannt“ hat.

Aber Dizei achtete weder auf Peterls Gefang, noch auf seine Blicke.

Mirbei hatte die Zeit benützt, um für Lenz allerlei Wäsche zu nähen und brachte diese nebst andern Dingen, womit sie den vor Paris stehenden Geliebten zum Christkindl erfreuen wollte, nach Schliers, wo ihre Firmpathe, die Fischerlisl, ihr behilflich sein mußte, das Packet herzurichten und es mit der Post fortzuschicken. Peterl fuhr die Schwester nach Schliers hinaus und während Mirbei zu ihrer Godl nach Freudenberg ging, kaufte er beim Goldwaarenhändler eine doppelte Halskette mit stein- und perlenbesetztem Schloß, das er als Christkindl für Dizei bestimmt hatte.

Damit sollte der erste Anlauf auf das Herz des schönen Mädchens gemacht werden.

In Schliers war immer und zu allen Zeiten viel Freudigkeit, viel alpenhaftes Leben, unausgefehter Niederfang, manche Kauferei, tapferes Wildschützenwesen und andere Lustbarkeit. Unzertrennlich mit dem Namen dieses Ortes ist seit vielen Jahren der der „Fischerlisl,“ Elisabeth Schrädler, die Tochter eines Fischers, dessen Nachkommen noch heut das Anwesen hart am See besitzen und deren jugendliche Schönheit und Gefangfertigkeit seiner Zeit manchen Münchener Künstler begeisterte. Ihr Bild als schöne Schifferin prangt noch heute über der Thüre des Wirthshauses mit der Umschrift: „Alla donna del lago.“ Sie war Jahrzehnte lang in Wirklichkeit die Angel, um welche sich für die Vandlustigen aus der Stadt die Geltung des ganzen Dörchens drehte. Kulturhistorische Touristen besprachen sie und fahrende Poeten besangen ihre schalkhaften braunen

Augen, die so Manchen, den sie, lustig ihre Schnadahüpfeln fingend, über den See fuhr, bezauberten. Unter ihren vielen Verehrern und Freiern trug der Wirth Engelpraffer von Schliers den Sieg davon. Lisl wurde nun die wohlbestallte Wirthin von Schliers, blieb jedoch dessenungeachtet die „schöne Fischerlisl,“ welchen Namen das Gasthaus zur Post bis zur Stunde noch fortführt. Der Name Fischerlisl blieb ihr eben so treu, wie ihr schlichter Sinn und ihre gerade Offenheit, mit welcher sie jeden Gast, Hoch und Nieder, mit dem traulichen „du“ ansprach. Stets heiter und bei guter Laune, sang sie ihren Gästen mit ihrer frischen Stimme gern ihre Gebirgsweisen und Schnadahüpfeln vor, und recht heiter ging es in dem Wirthshause zu Schliers oft zu, wenn ein Tisch voll fröhlicher Gefellen, Künstler und Studenten, mit Guitarre und Zither den Gesang begleiteten und auch manchmal einen lustigen Schuhplattler tanzten. Lisl war ein ganz eigenes Geschöpf und eine patriarchalische Wirthin, wie sie etwa zu Abrahams Zeiten gewesen sein mag. Junglisl nahm's nie genau mit der Kreide, vielmehr führte sie meist gar keine, und wenn sie den Gast hochachten gelernt und lieb gewonnen, so wurde eigentlich Alles im Wege der Vereinbarung festgestellt, bei weitem mehr nach seiner Schätzung, als nach der ihrigen. Nahm Einer Abschied und fragte nach der Schuldigkeit, so sagte sie z. B.: „Ja, i woaß nit, was d' g'habt hast; wie lang bist denn da, und wie moanst denn, daß 's recht waar?“

So freundlich und vertrauensvoll war sie gegen Alle, denen sie den rechten Schick für das Schlierseer Leben beigebracht, die etwa ein schönes Lied gesungen oder mit ihr ein Tänzchen versucht, während sie allerdings Anderen, die ihr reich, hochmüthig und abgeschmackt erschienen, mitunter eine ganz tüchtige Rechnung zu machen verstand.

Nach dem Tode ihres Mannes übergab sie die Wirthschaft einer ihrer Töchter, sie selbst aber wählte sich ein heimliches Plätzchen auf dem Freudenberge, einem belaubten Hügel, der dem Dorfe gegenüber halbinselartig in den See vorspringt und von einem Bauernhause gekrönt ist, das früher als Jägerhaus diente. Hier führte sie, um nicht müßig zu sein, eine Kaffeeirthschaft aus und beherbergte auch manchen Bekannten aus alter Zeit in ihrer gewohnten Herzlichkeit.

Unmittelbar hinter dem Wirthshause liegt ein dichter Tannen- und Buchenwald, durch den kein heißer Sonnenstrahl dringt, in dem eine erquickende Waldesluft weht. Unter den schattigen Obstbäumen in der Nähe des Hauses aber genießt man eine wundervolle Aussicht über den See, zur Linken den Leitnerberg mit der Hohenwaldecker Schloßruine, weiter hinein den Hagenberg mit dem Jägerkamm, im duffigen Hintergrunde das Tiroler Sonnwendjoch, und läßt man hierauf den Blick rechts wieder zurückkehren, die Brecherspiz, den Dürnbachspizing, die Bodenalpschneide und den mehrkuppigen Westerberg, lauter Berge, die sich durch die Leppigkeit ihrer Vegetation oder durch die Form ihrer Felsengebilde auszeichnen und vereint zu einem Naturtheater sich gestalten, dessen Anmuth Ueberraschung erzeugt. Auf einem Rahne fährt man in wenigen Minuten zu dieser idyllischen Halbinsel.

Heute aber, wo Mirbei ihre Firmpathin zu besuchen kommt, ist der See gefroren und bequem geht sich's hinüber, wie auf einem weißen Tuche; heute blicken die umgebenden Berge silbern herab zu dem mit weißen Wimpern geschlossenen Auge des reizenden Gebirgssees und die Buchen am Freudenberge stehen als weiß kantirte, durch den Glanz der Sonnenstrahlen feenhaft leuchtende Krystalle da. Die vielbesungene Fischerlösl hat sich in Einklang mit der sie

umgebenden winterlichen Natur gesetzt. Wie frischgefallener Schnee blinken ihre Haare unter dem sorgfältig geschlungenen, schwarzseidenen Kopftuche hervor, ihre großen braunen Augen leuchten noch mit eigenthümlichem Feuer und über ihr ganzes, selbst im Alter noch schönes Gesicht mit der geraden Nase und dem kleinen Munde ist eine Milde, ein Frieden ausgebreitet, wie es nur bei denen der Fall, die ihr ganzes Leben lang von Gott begnadet waren mit des Lebens köstlichsten Gütern: Zufriedenheit und Heiterkeit. Ein braun- und schwarzgestreifter Spenser mit weiten Puffärmeln, ein seidenes Brusttuch in hellblauer und weißer Farbe, das in dem mit Silber Schnüren und einigen Schäumünzen gezierten, schwarzen Nieder steckte, ein schwarzer gewirkter Rock und eine weißleinene Schürze bildeten den sehr gefälligen Anzug dieser Matrone. Eine Sauberkeit lag in diesem ganzen Anzug, daß man glaubte, sie trüge heute ihr Feiertagsgewand; dem war aber nicht so; sie wußte sich immer gefällig zu kleiden und da sie sich innerlich stets jung fühlte, erschien sie bei weitem nicht so alt, als sie eigentlich war und nicht mit Unrecht zählten berühmte Schriftsteller das Alter der Frau nicht nach Jahren, sondern nach „Frühlingsen.“

Als jetzt Mirdei mit ihrem frischen, blühenden Gesicht und dem flotten, mit Goldschnüren umwundenen grünen Hütchen ankam, tönte es wie aus Einem Munde: „Grüß di Gott, Godl!“ „Grüß di Gott, Mirdei!“

Mirdei umhalsste die Bathin und diese streichelte ihr dann die Wange und sah sie lange wohlgefällig an.

„Ja, Mirdei,“ sagte die Alte, „du blühst ja, wie r an Alpenröslerl, und Neugerln hast, so schö' blau, grad wie r d' Bergigmeinnicht. Dirndl, du g'fallst ma!“

„Geh zua, Godl, wirst ma dengerst nit schmeicheln wolln?“

„Schmeichelt's di?“ lächelte die Alte, dabei noch zwei Reihen gesunder weißer Zähne zeigend, „da kunnt i dir scho' no' mehr sogn, wie's d' mir g'fällt und Was mir g'fällt. Aba iätz seß di vor allererst und glei sollst 'n frischn Kaffee und Röchel kriegn.“

„Na, na, Godl, demthhalb bin i nit lemna.“

„Dessel glaab i dir gern, aba seß di nur nieder und thua dös Packtl weg, dös d' in der Hand hast. Glei bin i wieder z'rud.“ Damit eilte sie in die Küche, einen guten Kaffee zu bereiten. Mirbei hatte das für Lenz bestimmte Paket auf den Tisch gelegt und ihr Hütchen abgenommen.

„Is dei' Woda ober der Peterl bei dir?“ fragte jetzt die wieder in die Stube zurückkehrende Lisl.

„Der Peterl is bei mir,“ antwortete das Mädchen. „Woast, was i heunt thua, dös g'schicht hinterm Ruckn von Wodan. Godl, i hon a G'heimniß.“

„A G'heimniß?“ fragte Lisl und blickte das über ihrem Geständniß selbst erröthende Mädchen an; „a G'heimniß, über dös ma' roth wird?“

„Bin i denn roth?“ fragte Mirbei, nach ihren Wangen greifend.

„I moan's schier — aba beicht mir nur, was d' aaf 'n Herz hast, denn um 's Herz handelt si 's g'wiß. Bist mit 'n Lentnernazi z'fammlemma?“

„Na, Godl,“ erwiderte Mirbei rasch, „zwegn dem wäret i höchstens vor Schand roth. Red nit von dem!“

„Dös g'freut mi, Mirbei — Des zwoa passets aa nit z'famm, dös hon i dein Woda scho' oft g'sagt; aba so g'scheidt er aa thuat, was d' Liab anlangt, versteht er nit so viel, wie 's Schwarz untern Ragl is. Also rud raus mit der Sprach, wer is's, der dei' Herzel g'stohl'n hat?“

„G'tohln hat's Neamad — i hon eams scho' freiwilli und recht gern g'schenkt, 'n Senzl, unfern Senner.“

„Dem arma Senner?“ fragte Lisl.

„Er is brav und fleißig, is a sauberer Bua und hat mi so viel gern und — kurz und guat, der Senzl is halt mei' Bua; iäk woafst es, Godl, und iäk hilf ma.“

„Ja, willst denn no' heunt mit eam zum Coplirn gehn?“ fragte Lisl lachend.

„Wenn's mögli waar, scho'“, erwiderte Mirbei, „aba der Bua is ja furt, er is beim Militär z' Frankreich brin und steht vor Paris.“

„Ja, Dirndl, da hast ja viel ausg'standn?“

„Wird wohl so sei'! Aha lauter guate Nachrichten fan von eam kemma und erst vor a etli Tag hon i wieder a Briefl von eam kriegt.“

„No, dös wenn der Boda wisset!“

„Der woafß 's. Alles woafß er, dernthalbn hat er 'n Senzl no' am lehtn Tag aus 'n Hof g'jagt und so oft er kann, setzt er 'n iäk runter so viel, wie er 'n fräher g'lobt hat.“

„No ja, dös is's G'scheidste, was er thoa' kann. Wenn ma' an Quellfluß verstopfa will, springt's anderswo mit stärkerer G'walt z' gen Tag. I woafß, so geht's mit der Diab und so wird's aa bei dir sei'.“ Und unwillkürlich sang sie:

„Dös Gernhabn, meine lieben Leut,  
Dös is scho' bert a rechte Freub!“

„In di setz i mei' Hoffn, Godl,“ fuhr jetzt Mirbei fort. „Du kannst es mit mein Bodan, bei dir traut er si nit, na' z' fagen nnd wenn er no' so firi wird, du lachst bajua. Geh jua, Godl, verhilf mir zu mein Senzl.“



„Ja, Dirndl, was kann I thoa? So lang er z' Frankreich is, prefftet ja a so nizi, und du wirft eam scho' rechtzeiti Botschaft zuaemma lassn, daß er woaß, wie 's um di g'steht is.“

„Dös is natürlü und dernthalb'n bin i heunt da. I mücht 'n Lenzl a Christkindl schickn. Siehgst, da hon eam a schön's Ringl kaast, dös schick eam, und a Wäsch hon eam g'macht und a Briefl schreib eam iätz bei dir da am Freudenberg. Gelt, du dalaubst mir's, Godl?“

„Freili dalaub i dir's; i kenn ja dein Lenzl selba als an recht'schaffna Buam, und hat er aa toa Geld, so is er reich an andern Stücken, die mehr Werth habn, als 's Geld.“

„Dös sieggt aba der Boda nit ein. Der geht nach an Geld und Ansehgn. An Saß Edelwerth hat er verlangt, soll er eam vor d' Fiaß legn, nacha kaant er mi hadn. I moan aba, 's schönst Edelwerth is er selber.“

„Ja, ja,“ lachte Bisl, „aba dei Boda will's halt nit einsehgn. No, schreib iätz; durt in der Schubladn find'st Tintn, Feder und Papier; i schau mi dierweil um 'n Kaffee um. Und vergiß nit, schreib eam an schön Gruaß von mir und er soll si nit forgn, es wird scho' recht wern.“

Mirdei setzte sich schnell an den bezeichneten Tisch und schrieb alsbald an dem Briefe, während sich Bisl in die Küche begab. Sie schielte oft durch's Fenster herein, ob die Schreiberin schon fertig, um sie ja nicht zu stören, und als sie endlich glaubte, daß dieselbe mit dem Briefe zu Ende, kam sie mit dem Kaffee und einer Schüssel voll goldfarbiger Mützel herein.

„Magst es hörn, was i g'schriebn hab?“ fragte das Mädchen, vom Tische aufstehend.

„Ja, setz ma uns her und beim Kaffee trinkt kannst ma dös Briefl vorlesn.“

Sie setzten sich an den blankgeschuerten Ahorntisch in der Stubenecke, auf welchem auch eine Zither lag, und während Lisl Mirdei's linke Hand in der ihrigen hielt, hob das Dirndl mit der rechten das Blatt und las:

„Mein herzerliebtester Dengl!

Dein letztes Briefl hat mich recht gefreut und daß mein Gebet ist erhört worden, daß du gesund bist. Ach kämst du halb wieder zu Hause! Meweil muß ich an dich denken. Zum Christkindl schick ich dir das Ringl mit dem rothen Stein. Denk, das ist meine Lieb, aber die leucht schon noch schöner und funkelt, wie das schöne Sternl, das man Nachts übern Miesing am Himmel glänzen sieht. Es glanzt gegen die Richtung, wo d' Sonn untergeht. G'wiß kannst es in Frankreich drin auch sehn, und denk dir dann, dein Mirdei schickt dir an recht an schön Gruß.“

Die alte Fischerlisl hatte Mirdei's Hand losgelassen und die Zither zu sich hergerückt, und leise, mit feinen, aber weichklingenden Tönen sang sie, wie im Traume oder in Gedanken verloren:

„Däs Sternl däs g'wisse,  
Däs mirkft dir, mei' Schatz,  
Schaugst du hin, schau i hin,  
Glaub mir, i darath's.“

Und Mirdei fiel jetzt rasch ein in den Jodler und sekundirte, ihre frische Stimme möglichst dämpfend, den Gesang der Matrone.

Der letzte Akkord der Zither war leise verklungen und Beide schwiegen einige Augenblicke still.

„Les dei' Briefl aus,“ sagte jetzt Lisl wie aus einem Traume erwachend, doch ihre Hände auf der Zither liegen lassend.

Mirbei las nun weiter: „Deine Schwester, das Bisei, grüßt dich recht herzlich. Sie ist immer noch recht traurig und will sich nicht dreinsinden, daß der Franzl nimmer kommt. Mit der Zeit wird's wohl besser wern. Die liebe Frau von Birkenstein wird auch künftighin über dich wachen, mein lieber Bua. Ich wüßt nicht, was ich anfanget, wenn es dir so ging wie dem Franzl. Meine Gobl, die Fischerkisl, laßt dich schön grüßen; ich hab ihr Alles anvertraut, und wenn mein Vater rumzukriegen is, so kann's die; verlaß dich drauf. Die Wäsch hab ich dir selbst gemacht; schreib nur, was du brauchst. Ich weiß keine größere Freud, als wenn ich dir was schicken darf, und wenn ich dir schreiben wollt, wie groß meine Lieb und Weillang nach dir ist, so brauchet ich ein Papier, das größer wär, als der Schliersee und dann wär's nicht halbet so ausdrückt, halt so recht wie ich's g'spürn thu in mein Herzen. P'hüt di Gott, mein lieber Benzl.

Dein

bis in den Tod getreues Mirbei.

Der Fischerkisl standen Thränen in den Augen, wieder griff sie einige Akkorde auf der Zither und sang leise:

„Mei' Herz hat drei Ed  
 Und mei' Schatz is weit weg,  
 I kann nimmer bleibn,  
 Thuat mi d' Weillang vertreibn.“

Und die Meisterin im Erfinden von Schnadahüpfeln fuhr jezt fort, ihre Empfindung in Worte zu kleiden:

„Wie is bert der Frühling  
 Die Diab so viel schön,  
 Und miassens denn woltern  
 Im Winta vergehn!

I glaab's nit, i woach ja,  
 As Herzl bleibt jung,  
 A Bleamel bliacht drina,  
 Hoacht d' Erinnerung.

Und wenn's aa längst g'storbn san,  
 Dös treu mit uns g'moant,  
 'S Herz denkt dran so freudi,  
 So schö', wenn's aa woant."

Und als jezt Lisl sich wehmüthigen Erinnerungen hingeben wollte, sang Mirdei mit glöckenheller Stimme:

„I moan oft, mei' Herzl  
 Zerspringt und 's is gar  
 Vor lautera Siab, und  
 'S is aba nit wahr.

Die wird allweil größer,  
 So daß i oft moa',  
 I'gegn di waar a Hügerl  
 Der groß' Wendelstoa.

Und mein Lenzl sei' Treu  
 Kann i nit dagründn,  
 I wollt liaba an Pfenning  
 In Schiersee findn.

Und d' Fischbacher Glöckl  
 Die ham an schön Klang,  
 Und mei' Lenzl bal stirbt,  
 Leb i aa nimmer lang."

Die alte Lisl und das junge Mirdei hatten für nichts mehr Sinn, als für ihren Gesang, und Mirdei's Jodler, anfangs leise und gedämpft, klangen bald volltönig hinaus, und die alte Frau war ganz entzückt davon.

Durch den Eintritt Peterls wurde der Gesang plötzlich unterbrochen. Lisl begrüßte ihn freundlichst. „Jesses," rief sie dann, „iäh is der Kaffee kalt worn!"

„An den hon i gar nimmer denkt!“ sagte Mirdei lachend.

„Und an's Hoamfahrn hast aa nimmer denkt,“ meinte Peterl. „Zeit is's, in d' Nacht lemna eini, und wenn's Windwaadn gibt, is der Weg hart z' findn.“

„Auf a Viertelftund geht's idz aa nimmer z'famm,“ sagte Mirdei, „i muaf vor Allem dös Pacl z'famm macha — i wollt, i kunnt eam die Kichel und den Kaffee aa mittschida.“

„Der hätt'n vielleicht nit kalt wern lassn,“ lachte Sisl, „aba es muaf grad loa Kaffee sei'; i leg a Bißl a G'selchts bei, dös wird eam aa schmecka aaf d' Weihnacht. Geh mit, Peterl, hilf mir's von der Selch abathoa'. An frischen Kaffee werd i glei bringa lassn. Zupf no' a wen'g aaf der Zither, Mirdei, du kannst es gar schö'.“

Dann nahm sie den Kaffee und ging mit Peterl zur Küche, wo ihr dieser das Geräucherte aus der Selch herausnehmen mußte.

„Wie is's denn nacha bei dir b'schaffn,“ fragte Sisl während dieser Beschäftigung den Burschen. „I moan, ob's bei dir aa im Herzen pumpert?“

„So, so, über so an Disturs is Ent der Kaffee kalt worn,“ erwiderte Peterl. „Ja, mit dem Mirdei hon i mei' schön's Kreuz! Uba der Woda is halt gar nit rum-z'kriegn.“

„Dös wern ma scho' sehgn,“ meinte die Fischerlisl. „So beicht ma halt du aa.“

„I?“ fragte Peterl; „aa, mei' Sach is no' nit ganz zeiti. 'S Christkindl hon i scho' im Keller (Zoppentasche) — aba was g'wiß's woaf ma' no' nit.“

Peterl hatte während dieses Gespräches einige Stangen aus der Selch herausgehoben und Sisl nahm ein Paar der schönsten Stücke, legte sie auf einen hölzernen Teller und

trug sie in die Stube, wo sie sich dann mit Mirdei anschickte, Alles zusammenzupacken. Auch ein Kistchen Cigarren legte die Alte noch bei und Peterl wickelte einige Geldstücke in Papier und steckte sie dazu, natürlich wieder, um am Schwesterabend „Schampani“ trinken zu können. Risl versprach, das Packet auf die Post besorgen zu lassen.

„Und iäh,“ sagte sie, als sich Mirdei zum Gehen richtete, „no' a Wörtl zu dir. Es gilt, dein Voda mit Kniff und Pfiff dahin z' bringa, daß er sei' Einwilligung gibt, daß d' 'n Benzl heiratst. Da hoast's z'erst auf die schwachn Seiten spekulirn und da fällt mir was ein. Dei' Voda denkt in der Christnacht an nix anders, als an die 'sel Bauernschlacht in Sendling, wo seine Vorfahrn aa dabei warn. Da hon i nachst a schön's Blüchl zuag'schickt kriegt von an Münchener Herrn, der im Hirzst an etli Wochen bei mir logirt hat; in dem Blüchl steht die G'schicht drin vom Hafner von Marbach und recht schöne Vers. Die G'schicht lernst auswendig und singst es in der Christnacht dein Voda vor. Du wirst scho' a richtige Melodie dazua findn. Pass' auf, bei' Voda wird nacha g'rührt und er wird dir a Freud dafür macha wolln, — nacha verlangst ganz oa'fach dein Benzl und wie 's G'spiel oft will, vielleicht sagt er „Ja“. Da hast dös Blüchl. Und wenn's dir aa nit glückt, so macht dös gar nix, nacha find' ma scho' was Anders. I hilf dir, da hast mei' Hand draaf. Iäh aba trink 'n Kaffee, so lang er warm is, kalt is's drauß, und 's warm Herz alloa' mußt nixi vorm Frost, der Magen muuß aa warm sei'.“

Mirdei dankte der Godl herzlich für Alles, besonders für den schönen Trost und die Hoffnung, die sie ihr bezüglich des Benzl gegeben.

Peterl nahm die Alte bei Seite und fragte: „Fischerlisl, dörf i aa r amal lemna, wenn die G'schicht, an der i fimmir, zeitiger is?“

„Nacha kimm nur,“ lachte die Alte. „Uns zwoa wird aba der Kaffee nit kalt.“

„Dös machet aa nix,“ meinte Peterl, „i trink 'n Kaffee kalt aa gern, da wird ma' schö', und zu g'wissen Zeiten möcht i grad aa r a Bißl sauber sei'.“

Hierauf nahmen sie herzlichen Abschied von der Alten. Es war bereits dunkel, als sie auf ihrem Schlitten gegen Neuhaus fuhren. An den Ruinen von Hohenwaldeck vorüberkommend, blickte Peterl ängstlich nach den vom Mondlicht beleuchteten Burgüberresten und nach der nahen Insel Wörth, sich dabei an die Erzählung seiner Mndl erinnernd. Von dem Sichtein der Walbederin war aber nichts zu erspähnen.

„Der Woda hat scho' recht,“ sagte er, „dös Sichtein, von dem d' Mndl dazählt hat, is dengerst nix, als a Mandl.“

Mirbei antwortete nicht. Sie hatte an ganz etwas Anderes zu denken, als an die der Erlösung harrende Walbederin. Sie legte sich den Plan der Fischerlist zurecht, Weihnachten war vor der Thüre und zu ihrem Genz sollte ihr nichts Geringeres behilflich sein, als die vor hundertundfünfundsechzig Jahren geschlagene Bauernschlacht vor Sendling und die Herren Hasner von Marbach, und lächelnd sagte sie selbst zu sich: „Hilf, was helfen mag!“



XI.



ie Hafner von Marbach waren Jahrhunderte lang die Besitzer des gleichnamigen Edelgutes am Fuße des Breitensteines, wo die Kapelle von Birkenstein in's Thal herniedersehaut und wo selbst unsere Krieger bei ihrem Abmarsche in's Feld den letzten Abschiedstrunk gehalten.

Der Name dieses Geschlechtes ist mit der Erinnerung an jene unglücklichen Tage, wo es eine Schaar patriotischer Bauern aus der hiesigen und Tölzergegend wagte, mit den



übrigen Landesvertheidigern die Landeshauptstadt München von der Fremdherrschaft befreien und die Kinder ihres geflüchteten Landesherrn Max Emanuel aus widerrechtlicher Gefangenschaft erretten zu wollen, durch alle Zeiten ungetrennlich. Wenn auch besiegt, so lebt im Volke das Andenken an jene Mordweihnacht und die gefallenen Helden doch wie ein stilles Feuer fort, und von Zeit zu Zeit bricht die heilige Lohe mit Sturmgewalt hervor, wenn es gilt, die Treue und die Liebe zum Vaterlande und zu seinem Fürsten zu zeigen. Zu allen Zeiten zeichneten sich die Bewohner des Zeller- und Leizachthales aus durch ihren Patriotismus. So insbesondere im Jahre 1705. Geknechtet lag das Vaterland durch die Horden der wilden Feinde, verbannt war der Fürst aus dem Reiche und seine Kinder als Geißeln gefangen. Da erhoben sich an vierzigtausend Vaterlandsvertheidiger unter Meindl und Plinganfer, und auch in den Gauen des Oberlandes ward mit Muth und Gottvertrauen ein Bund zur Rettung des Landes geschlossen.

Die wackere Bauernschaar zog am heiligen Christabend gegen München hin, um die Stadt zu entsetzen, wurde jedoch verrathen und bis nach dem Dorfe Sendling zurückgedrängt, auf dessen Kirchhof die Lekten der Treuen den Helbentod fanden. Auch der Sohn des Hafners von Marbach focht mit kühnem Jünglingsmuth in diesem heiligen Streite für Fürst und Vaterland, bis er erlag. Mit schweren Wunden bedeckt, gerieth er in die Gefangenschaft der Oesterreicher, welche ihn nach München brachten, um ihn hier, nachdem seine Wunden geheilt worden, den Tod der Schande durch Enthauptung erleiden zu lassen. Die Unglücksnachricht war auch nach Marbach gedrungen. Da fand der alte Vater weder Raft noch Ruhe, er suchte den besten Stützen aus, der einst seine Lust gewesen, verschloß sein stillgewordenes

Haus und eilte von dannen. Nach München trieb es ihn; in seines Herzens Kummer achtete er nicht seines Alters; er wollte seinen Sohn nochmals sehen und die Thüre des Herbers öffnete sich ihm zum letzten Abschied. Schmerz und Freude übermannen den Jüngling beim Anblick des geliebten Vaters, der in banger Klage stöhnt und sein Haupt an die Brust des Sohnes legt. Dieser aber tröstet ihn. Für's Vaterland, meint er, lasse er sein Leben, und sei es auch durch Hentershand — freudig wolle er es weihen. Da richtet sich der Greis hoch auf und schwört sich zu, seinen Sohn nicht durch den Henter sterben zu lassen. Am nächsten Tage erhebt beim Morgengrauen auf dem Hauptplatze zunächst der Mariensäule das Blutgerülste; fünf Oberländer sind dazu bestimmt, den Tod auf demselben zu erleiden. Vier Mal hat bereits das Schwert geblitzt zum Todesstreiche, als man das letzte Opfer, den jungen Hafner, herbeiführt. Schon ist das breite Schwert zum Streiche erhoben, da dröhnt ein Schuß und in's Herz getroffen sinkt der Jüngling todt vom Stuhle. Der eigene Vater hatte ihm den Tod gegeben, um ihn vor der Schande zu bewahren, durch Hentershand sterben zu müssen. Mit dem Sohne zugleich sank auch der Vater sterbend nieder, das Uebermaß des Leids hatte ihm das Herz gebrochen. Der Stutzen lag ihm zur Seite. So war der Vater mit dem Sohne vereint zur ewigen Heimat eingegangen. Doch ihre edle That bleibt gerühmt im bayrischen Oberlande und stets wird ihr Name mit Stolz genannt werden im ganzen Vaterlande.\*

\* Marbach war ein uraltes Edelgut aus dem 11. Jahrhundert, erst den Edlen von Marbach gehörig, dann an die Patrizierfamilie Hafner übergehend. Das Portrait des obenerwähnten Christoph Hafner hängt noch in einer mit Holz ausgetafelten Stube des oberen Stockes, umgeben von alten Geräthschaften und Waffen, und steht wohlgefällig herab auf seine Urenkelin, die jetzige freundliche

Diese heroische That war es, welche Mirbei in Form einer Ballade für die bevorstehende Christnacht sich einstudirte und dazu eine hübsche Melodie erfunden hatte.

Der heilige Abend war erschienen und die hellleuchtende Scheibe des Mondes grüßte freundlich herab auf die Christnacht und die Freude der Menschen. Selbst in den durch den Schneefall vom allgemeinen Verkehr abgeschnittenen Einzelhöfen herrschte heute eine feierliche Stimmung. Die Hausfrau hatte Klezenbrod und Flecken gebaden, der Hausvater schlachtete das für diese Zeit herangemästete Schwein, bereitete Mettenwürste und richtete den für die Feiertage bestimmten Braten zurecht, die Ehehalten scheuerten und segten Alles spiegelblank, und so war auch auf dem Leizachhose Alles bis zum späten Abend in vollster Thätigkeit. Der Bauer selbst war seit Morgens abwesend gewesen, er war nach Miesbach gefahren und erst gegen Abend zurückgelehrt.

Nachdem der Stall „gar war,“ gebot der Bauer Feierabend und Alle, die sich im Hause befanden, betraten jetzt die Stube, wo Mirbei und Lisei ein frommes Weihnachtslied anstimmten, in das sämmtliche Anwesende, selbst die alte Mhndl, mit Andacht einfielen. Dann wurde das Nachtmahl gemeinsam verzehrt und man freute sich des herrlichen Wetters zum mitternächtlichen Kirchgang. Christbäume sind bei den Bauern leider noch nicht im Brauch, aber die schöne Sitte, sich gegenseitig zu beschenken, bürgert sich dort von Jahr zu Jahr mehr ein. Auf dem Leizachhose war es aber nicht, wie in anderen Höfen; der Leizacher hatte schon seit mehreren Jahren das Christbäumchen eingeführt und so einfach

Wirthin, die letzte der Hafner, deren aristokratische Abkunft in ihren Zügen unverkennbar ist. Sie dirigirt diesen uralten Gast- und Freihof aufs Beste, ohne jedoch selbst zu bedienen und trägt mit Vorliebe die hier bei älteren Frauen übliche Kopfbebedung, die Pelzhaube aus Otterfell.

es auch war, so erfreute es doch Alt und Jung, als jetzt Mirbei und Rifei die Lichtlein auf demselben anzündeten. Mit diesen Christbaumlichtern stehen wie mit einem Zauber- schlage Alle vor uns, die uns in diesem Leben wahrhaft theuer waren oder es noch sind, und was das menschliche Herz am meisten dabei bewegt, das ist die Sehnsucht nach diesen Lieben, und so mag es wohl kommen, daß die Augen der den leuchtenden Christbaum umstehenden Erwachsenen viel mehr in Thränen schwimmen, sei es aus Rührung oder Wehmuth, als vor Freude erglänzen. So hatte auch von unsern Leuten auf dem Reizachhose Jedes mit seinem Gemüthe fertig zu werden. Die alte Ahndl und der Reizacher gedachten der verstorbenen Tochter und Bäuerin, Mirbei der Mutter und ihres Lenzl, Rifei des gefallenen Helden und ihres Bruders. Nur Peterl war selig vergnügt und erklärte den in bescheidener Entfernung stehenden Ehehalten, daß diese Christbäume aus Bethlehem stammten, woselbst bei der Geburt Christi die Engel einen ganzen Tannentwald mit solchen Lichtern versehen hätten. Der studirte Reizacher aber verbesserte den aufklärenden Sohn, daß es bei Bethlehem gar keine Tannenwälder gäbe und dieser schöne Brauch in Urzeiten zu Ehren des wieder wachsenden Tages eingeführt worden sei, der Tag ja mit dem Christabende fast zusammenfalle.

„Jäh aba,“ sagte dann der Bauer zu seinen Kindern, „will Ent aa r a Freud macha. Des wist's, daß i mir scho' lang a Alm g'wünscht hon am Spizing obn z'nachst 'n See. No', heunt hat mir der Lentner Nazi sei' Alm durt obn z'gegn unsern Waldstroasn, der si in sein Hochwald einschiaht, vertauscht. Dös war a groß's Freundschaftsstud vom Nazi und i muaf 's scho' sagn, es hat mi recht g'freut von eam, denn g'wis hat er loan Borthel vom Handel.

„No', freut Ent dös Christkindl nit?“ fragte er die Kinder.  
 „War dös nit edelmütthi vom Razi? Was?“

„I hon nit g'fagt,“ erwiderte Peterl; „aba ja, ja, der Tausch is für unsern Hof nit z'wider.“

„Und gradum is's ganga?“ fragte Mirdei, der nicht wohl war bei dem neuerdings von ihrem Vater dem Lentner Razi gestreuten Weihrauch. „Aus Noblichkeit wird Der g'wiß nit tho' habn.“

„Nix hon i aufgebn,“ rief der Leizacher, „aba versprocha hon eam was.“

Mirdei erschrak, aber Peterl meinte: „No', versprocha kann sie der Mensch oft.“ Zu Mirdei sagte er leise: „Geh, laß dei' Schlacht los von Sendling, sonst wird's Pulver naß und der Speiteußl geht nimmer los,“ und zum Vater gewendet, rief er: „Boda, 's Mirdei hat a Christkindl für di g'lernt, da wirft spanna. Seß di her, Mirdei und nimm d' Zibern, und Des Alle halt's Ent stad, und wenn i 's Mitfinga anfang, nacha fingt's alle mitanand na mit.“

„Ja, was soll i da hörn?“ fragte der Bauer neugierig.

„Die Mordweihnacht von Sendling und die Marbacher!“ sagte Mirdei.

„I hon nit vergeßn draaf!“ rief der Leizacher, „troß der Spizingalm. Hast a G'fangl draaf g'macht, Mirdei?“

„Ja,“ sagte Peterl, „a Schnadahüppel, dös a halbe Stund dauert. Geh, sang an, Mirdei, daß ma uns nacha in d' Mettn z'sammrichtn kinna.“

Mirdei begann nun ihren Gesang und begleitete sich selbst auf der Zither. Sie sang nicht etwa eine Strophe gleich der andern; je nach dem Sinne, welcher in den Versen lag, hatte sie passende Melodien erfunden, die Rührung, Begeisterung, Treue und Schmerz, je nach dem Wortlaute ausdrückten. In den Schlußreim fielen jedes Mal Alle mit-singend ein. Der Leizacher befand sich in einem Stadium

zunehmender Begeisterung, und als Mirbei mit ihrem Siebe zu Ende und der letzte Chor verklungen war, konnte er nicht umhin, Mirbei vor Freude zu umhalsen.

„I dank dir schö“, rief er, „du hast es verstandn, mei' Herz z' treffa! Dös Biad muuß alle Jahr als Rarität g'funga wern, so lang der Leihachhof steht. I kann dir's fagn, Mirbei, dös war a glücklicher Einfall, dems g'habt hast.“

„Mir scheint, der Boda is heunt nit von Gebnhäusen,“ sagte Peterl leise zu Mirbei, „er fragt di ja gar nit, was er dir für die Freud gebn kunnt.“

„So gib eam halt an Deuter,“ entgegnete das Mädchen leise.

„Ja, ja,“ fing Peterl recht gescheid thuend an, „wenn mir's Mirbei a Mal a so a lange Bitanei daherfinget, fraget i 's: No', Mirbei, faget i, was kost die G'sicht, oder was verlangst, daß i dir dagegn für a G'schent machn soll? Sapperment, i faget zu Alln „Ja“, was f' verlanget, den für a so an G'sang kaun ma' grad scho' was verlanga — moan i.“

„Geh, schmag nit so g'spaßi,“ sagte Mirbei, sich beschämt stellend. „Der Boda wird scho' selm wissen, was er z' thoa' hat, wenn er mir a Freud macha will.“

„Dessel is g'wiß,“ sagte der Alte, „drum hab i dir scho' im Voraus die Freud' g'macht mit der Spizingalm.“

„Ja,“ meinte Peterl, „ob 's Mirbei grad aaf a Gras oder Heu spekulirt hat, dös is a Frag'. Sie möcht halt was Anders g'schent — nit zum Fuattern.“

„So thua halt 's Maul auf!“ rief der Alte lachend. „Was möchst denn? A guldas Halskettl?“

„Na, dös nit,“ antwortete Mirbei.

„Was denn? A neus G'wanta? A etli Schaumünzen an's Niede? Magst d' Minkera Stadt ansehgn auf d'

Dreifinidult? Du naadest\* mit 'n Kopf — nacha hör i 's Rathn aaf.“

„I wenn der Boda waar, i rathet weiter,“ sagte Peterl, „i fanget von die lebendigen Sachn an.“

„Jeff!“ rief der Alte, „g'wiß möchst a Paar Pfautäuberln, wie's der Henningbauer z' Boarischzell hat und die dir amal so g'falln habn. Die sollst habn, wenn d' es magst. — Na nit? So sag mir's, mit was für an Buchstavn daß 's angeht, was d' möchst?“

„Gebt's mir's aba aa g'wiß, wenn i's sag?“

„An jeden billigen Wunsch erfüll' i dir,“ sagte der Leizacher. „Also sag, was willst für a Christkindl?“

„Dans mit ara Uniform!“ pläzte Peterl heraus.

„Am End gar —?“ fragte der Leizacher überrascht und ernst. Aber er vollendete die Frage nicht, sondern sagte aufstehend: „Zeit is's, daß 's Entl z'sammrichts in d' Mettn.“

Alles erhob sich. Mirdei standen die Thränen in den Augen. Eisei aber drückte ihr die Hand und sagte leise: „Aaf van Schlag fallt koa' Baam!“

Peterl aber meinte: „Schad is's für den schöna G'sang — an anders Mal pfeiff eam was.“

Der Bauer blieb zur Bewachung des Hofes zurück, alle Andern aber, auch Peterl, Mirdei und Eisei machten sich mit Fackeln und Laternen auf den Weg zur Mette nach der Pfarrkirche in Boarischzell.

War auch der Mond bereits seinem Untergange nahe, so wölbte sich doch ein reiner, sternbesäeter Himmel über der herrlichen mit Schnee bedeckten Landschaft. Von allen Richtungen sah man wandelnde Lichter nahen; es gewährte einen eigenthümlichen Reiz, wie bald da, bald dort die Fackeln und Laternen der von den Bergen herabsteigenden oder aus

\* naadeln — schütteln.

den Thälern kommenden Landleute sichtbar wurden, welche bald in langen Reihen, bald in Gruppen mit ihren Lichtern über den Schnee hinglitten.

Selten sieht man in dieser Nacht einen einzelnen Wanderer, denn heute beginnen die „zwölf Nächte,“ das ist die Zeit zwischen Weihnachten und Dreikönig, und namentlich in den drei Heilignächten: Christabend, Neujahrs- und Dreikönigsabend traut man den Geistern und den in Teufelsgestalten umwandelnden Gottheiten der Vorzeit die Macht zu, ihr Untwesen zu treiben. In dieser Nacht braust das wilde Heer, das „Gejaid“ oder „Nachtg'schrei,“ den Woban oder wilden Jäger an der Spitze, durch die Luft und straft umnachtlich einzeln wandelnde Menschen, die kein gutes Gewissen haben. Auch Frau Holle oder Perchtta, die Bewahrerin der Todten, mit denen sie am Tage in einem Berge gemeinsam wohnt, verläßt des Abends mit ihrem wilden Heer denselben und hält in der Christnacht ihren nächtlichen Umzug.

Die Bewohner des Leigachhofes schritten rüstig dem Dorfe zu, von welchem das Geläute aller Glocken feierlich die Geburt des Herrn verkündete. Aber die Stimmung bei den Kindern des Leigachers war nicht mehr dieselbe, wie zu Beginn des heiligen Abends. Da regte sich noch in Mirdei's Herzen die Hoffnung, von ihrem Vater das allerliebste Christkindl zu erhalten, sie ließ ein Abschlagen ihrer Bitte außer aller Berechnung, nur als der Bauer von Nazi und dem schönen Tauschgeschäfte begann, da begann auch bei ihr ein gewisses Zagen und das Ergebnis rechtfertigte es. Mirdei war deshalb recht traurig gestimmt; auch Peterl war verblüfft. Er hatte bereits darauf spekulirt, daß, wenn der Vater die Heirath mit Senzl zugäbe, er auch ihm das Bisel zur Bäuerin geben würde. Er wollte dies abwarten und erst dann mit der Halskette herausrücken. Aber in dem Buschen verwandelte sich die Verblüfftigkeit alsbald in einen



gewissen Troß. Und „extra“ nahm er sich vor, auf dem Heimwege von der Mette mit Lisei zu sprechen und ihr das Christgeschenk zu übergeben. Zu Hause getraute er sich nicht, dies zu thun, er wollte es vorerst als Geheimniß betrachtet wissen.

In solchen Gedanken schritt er jetzt an Lisei's Seite rüstig fürbaß. Mirdei hielt nicht gleichen Schritt, und blieb fortwährend zurück.

„Mirdei,“ rief Peterl, „woaßt nit, daß ma' heunt nit alloa' z'ruckbleibn dörf; wenn's Nachtagoad kimmt, segt's di mit weg.“

„Von mir aus!“ antwortete Mirdei. „Waar mir schier oan Ding.“

„Du redst aba keck!“ sagte Peterl und wartete mit Lisei auf die Nachzüglerin. „Woaß Gott, wo di d' Frau Percht hinführet in der Luft — ja, wenn's di aaf Paris bringet, gelt, dös waar dir nit z'wider, aba die fragt eam nit lang, wo aus und wohin?“

„Geh zua,“ sagte Mirdei, „i glaab an koa' Nachtag'schroa.“

„Und dös traust dir heunt z' fagn? Mei' Mirdei, i wollt; i waar scho' wieder dahoamt!“

Dann erzählte er mancherlei Vorkommnisse von diesem wilden Heere, aber die beiden Mädchen achteten nicht auf ihn.

So gelangten sie zu dem Dorfe und kamen gerade recht zum Beginn der Mette. Ueber dem Altar leuchteten in Transparentbuchstaben der Engel jubelnde Worte: „Chre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“ Vom Chore hallten feierliche Orgeltöne und Jubelgesang hernieder und die Menge der Anwesenden lauschte in frommer Andacht. Wurde diese auch hin und wieder gestört durch nahe bei der Kirche abgefeuerte Flintenschüsse, so erhöhte gerade dieses bei einem Theil der

Leute die feierliche Stimmung, bei denen, die sich keine festliche Gelegenheit ohne Krachen denken können, wenn auch wieder Andere gerechtes oder nur zur Schau getragenes Vergerniß daran nahmen.

Nach dem Gottesdienste eilte Mes wieder mit Fackeln und Laternen der Heimat zu, die Leute des Leizachhofes ebenfalls. Gleich nach beendetem Gottesdienste hatte Peterl leise zu Bisei gesagt, er habe ihr etwas Wichtiges anzuvertrauen; sie möchte ein wenig zurückbleiben. Bisei nahm keinen Anstand, dies zu thun. Aber Peterl konnte lange zu keinem rechten Anfang kommen. Endlich nahm er sich auf Bisei's wiederholte Frage, was er ihr zu sagen hätte, ein Herz und fing an: „Bisei, gel, wir kenna uns scho' lang.“

„Ja, sitta (seit) unserer Kindheit,“ antwortete Bisei; „is's dös, was d' mir z' fagn hast?“

„Wir san uns allerweil recht guat gwen,“ fuhr Peterl weiter.

„Tü wö dös nit?“ meinte Bisei.

„Und iäh is halt der Franzl g'storbn,“ sprach Peterl weiter, „und du wirst di wohl erinnern kinna, wie r i eam burt z' Marbach mei' Händ gebn hon, daß i mi um di annimm, wenn's fein sollt, daß er nimmer z'ruckkimm.“

„Ja, ja,“ sagte Bisei und war begierig, wo der Peterl hinauswolle.

„Dös is eintroffa,“ fuhr dieser fort, „und mei' Pflicht und Schuldigkeit is's, daß i mi um di annimm, drum woast, Bisei, daß d' siehgst, wie r i — und wieso — hon i dir a Christkindl kaast, a doppelte, schwaare Halsketten. Da nimm's, sag aba 'n Mirdei und loan Mensch'n was davon, es brauch't's no' Neamd z' wissn.“ Dabei reichte er ihr die in ein Papier eingewickelte Halskette hin.

„Ja, Peterl!“ rief Bisei, „was thaat denn i mit ara doppelten Halskettn, i, a arme Sennerin. Für mi is dös

Allo' Kettl, dös i von meina Muatta seli g'irbt hon, grad guat gnuu, und — was fällt dir denn ein — i werd im Verstoßna von dir was nehma? Zu was denn dös?"

„Ja woast,“ sagte Peterl etwas aus der Fassung gebracht, „d' Seut brauchens halt no' nit z' wissn, daß — daß i di zu mein Dirndl möcht.“

„Ja, Peterl,“ sagte Eisei, „kannst so schlecht sei' und mi arms Dirndl kränka! Dös hätt' i nit von dir erwart', daß d' so schlecht bist!“

„Ja is denn dös schlecht, daß i di gern hon?“ fragte Peterl.

„Pflat di Gott,“ sagte Eisei und eilte den Vorangehenden nach, Peterl allein zurücklassend.

Dieser fühlte, daß ihm das Blut in's Gesicht gestiegen war, und er kam sich jetzt wieder recht dumm vor. Mit Einemmale waren alle seine Lustschlöffer eingefallen; es war richtig, Eisei wollte nichts von ihm wissen. Das verdroß ihn, und recht unzufrieden mit sich selbst und der ganzen Welt trittete er in geringer Entfernung hinter den Anderen dahin.

Mirbei fiel dieses endlich auf und sie rief ihn zurück: „Peterl, woast nit, daß ma nit alloa' gehn soll, daß eam 's wilbe Heer mitnimmt?“

„Was genga mi die Dummheiten an,“ antwortete Peterl, „dös Gjoad gibt's so weni, wie 's Biachtl von Walbeck.“

„Aba vor der Mettn hast es no' glaubt,“ rief Mirbei entgegen.

„Sitta bin i halt g'scheida worn,“ lautete Peterls Antwort; „i wollt aba, die Frau Percht kemmat, mir waar's oan Teufl, i gaang glei mit ihr.“

„Führ koane so gottvergeßna Redn,“ sagte Mirbei, „da möcht ma' fi völli fürchtn.“ Sie hielt mit den Andern an,

bis Peterl herzukam, und leise sagte sie dann zu ihm: „Wer helfet mir denn nacha zum Senzl, wenn i di nimmer hätt'?"

„Hilffst mir ja du aa zu nix!“ meinte Peterl.

„Moanst? No wart, glei morgn sollst es sehgn.“

„Ja woacht es denn du?“

„I moanet scho' aa,“ entgegnete das Mädchen.

„Nacha schau, daß du ihr die Kettln auffschmaagn kannst,“ sagte Peterl freudig; „da hast es, gib ihr's du.“

Mirdei nahm das Geschenk und steckte es zu sich.

„Morgn,“ sagte sie, „sollst es an ihr pranga sehgn, und Des müaßt's ma nacha mitanander helfa.“

„Ging'schlag'n!“ rief Peterl und schlug in Mirdei's dargereichte Hand.

In freudiger Hoffnung kehrte er dann mit den Andern in den Hof zurück, wo die Mehl-suppe und die Mettenwürste bereits in einer dampfenden Schüssel ihrer Bestimmung harreten.

Am heiligen Christtag selbst kam nach dem Hochamt in Bayerschzell die Buchenbauern Urschi, Peterls Wase, zu ihm hergerannt und bedankte sich für das unerwartete schöne „Christkindl,“ welches ihr Mirdei in seinem Namen übergeben habe. Peterl erkannte an Urschi's Hals die für Visei bestimmte Kette. Er ward blaß und wußte kein Wort zu erwidern.

Mirdei hatte von den geheimen Gedanken ihres Bruders und von seiner Liebe zu Visei keine Ahnung, sie hatte seine gestrige schlechte Laune auf Urschi's Rechnung gesetzt und war der Meinung, er sei darüber ärgerlich, daß er Urschi nicht in der Kette getroffen und ihr das Geschenk nicht habe überreichen können.

„No,“ rief sie jetzt herzutretend, „Peterl, hon i 's recht g'macht?“

Peterl sah bald Mirdei, bald Urschi an.

„Es is ja bloß a G'spoaß!“ preßte er endlich heraus.

Die beiden Mädchen lachten herzlich und auch Peterl zwang sich zu einem wahrhaft hölzernen Gelächter. Dann aber machte er sich unter irgend einem Vorwande von den Mädchen los und als er auf Umwegen und allein zum Mittagessen nach Hause kam, sah er Fuchsteufelswild aus.

Der alte Leizacher machte heute wieder ein freundliches Gesicht. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß Urschi von Peterl ein Christkindl erhalten habe, und das war ganz nach seinem Sinn. Zu Mirbei gewendet ließ er das bedeutungsvolle Wort fallen: „Die erst' und schönst' Pflicht bleibt's allemal für Kinder, daß 's ihrn Eltern g'horfam san.“

„Ja,“ vollendete Peterl, „auf daß sie g'sund bleibn und lang lebn auf Erden. Mir is aba iäh nit recht guat — i leg mi nieder.“

„Warum nit gar! Heunt gehn ma in Hoamgarten aaf 'n Buchenhof. Da wirst scho' wieder g'sund.“

„Geh's nur voran, i kimm nachi,“ sagte er. „I bin übernachtli.“

So gingen denn der Leizachbauer und Mirbei, welche auch Bisei dazu einlud, nach dem Buchenhofe; aber Peterl blieb dort unsichtbar.

Als seine Angehörigen gegen Abend wieder zurückkamen und um ihn besorgt, vom Doktor sprachen, meinte er: „I brauch koan Dokter — es is bloß Ebbas in unrechtn Hals lemna.“

Niemand verstand das richtig, nur Bisei, welche sich unter Thränen sagte, daß ihre Heimat im Leizachhofe nun auch bald zu Ende sei.

Die widersprechenden Gefühle der Bewohner des Leizachhofes wurden am zweiten Weihnachtsfeiertage durch ein außergewöhnliches Ereigniß in Etwas abgelenkt. Eine große That war in der Nähe verübt worden, welche lange Zeit

allein das ausschließliche Gerede in den Dörfern und auf den Einzelhöfen bildete. Es war das Ende eines Dramas, das vor wenigen Jahren bei einem Leonhardsfeste in einem der Nachbarorte seinen Anfang genommen und von starker Einwirkung auf einige in unserer Erzählung handelnde Personen sein sollte und ganz besonders Eisei nahe ging.

Deren Verwandter mütterlicher Seite, der Rehberger Martl, mußte im Jahre 1866 beim Militär einrücken, um den damaligen Feldzug mitzumachen. Er war ein braver Burtsche und diente als Kosknecht bei dem reichen G'schwendnerbauer, wo auch sein Dirndl, die Breitner Stasi, als Sennerin war. Sie hatten sich ewige Liebe und Treue geschworen, und sobald Martl seine Militärpflicht abgibt und vom Kriege glücklich heimgekehrt, sollte die langersehnte Hochzeit gefeiert werden. Martl dachte während der harten Lage, die er im Felde durchlebte, nur an seine Stasi in der Heimat und schrieb ihr häufig die rührendsten Briefe. Aber das Dirndl nahm es nicht so genau mit ihrem Schwur ewiger Treue und gab gar bald den Nachstellungen ihres Bauers, der seit einigen Jahren Wittwer war, Gehör. Dieser war schon bei Jahren und hätte wohl Stasi's Vater sein können, aber die Aussicht, Bäuerin zu werden, ließ Stasi diese Klust der Jahre leicht übersehen, und an dem Tage, an welchem Martl, nichts ahnend von des Mädchens Treulosigkeit, frohen Herzens auf Urlaub nach dem Dorfe kam, wurde gerade der Polsterabend gefeiert.

Martl glaubte zu träumen, als ihm aber die Sachlage klar ward, ging er zu Stasi und erinnerte sie an ihr ihm gegebenes Versprechen. Doch das Dirndl lachte und meinte, sie finde es für besser, sich mit dem Reichthum als mit der Armuth zu verbinden. Martl sprach ihr in's Herz; er konnte es nicht fassen, daß ihn das Mädchen so lieblos ver-

rathen könne, und da kein Bitten half, drohte er ihr, er werde sich selbst den Tod geben. Stasi aber lachte dazu und meinte spöttisch, wenn sich Alle umbringen wollten, denen der Schatz untreu geworden, dann müßte die Welt bald aussterben. Und als Martl sie von dem Ernst seines Vorhabens überzeugen wollte, antwortete sie: „So stirz di halt in an Bach, in dem loa' Wassa is, oder daschieß di mit ara Dampfnebel, und wenn di aufhंगा willst, thua's an ara Segföhren.“ Dazu lachte sie und das tränkte den armen Martl nur noch mehr.

„Mit datränka will i mi, nit daschießn und aa nit dahंगा,“ rief er, „weil dir Alles so lusti vürkimmt; aba es is scho' recht — was i mir anthua, da drüber müßn dir d' Haar zu Berg stehn, wennst es siehgst und wennst dran denkst. Und reuen soll's di no' a Mal, so viel d' Haar am Kopf hast, daß d' mi in Tod triebn hast!“

Damit ging Martl fort. Die Stasi aber heiratete den alten G'schwendnerbauern. Wenige Tage nach der Hochzeit fand das Leonhardsfest statt, bei welchem die Bauern die Leonhardskirche umfahren und umreiten. Auch der alte G'schwendner fuhr mit seiner jungen Frau dorthin; auf dem Wege gefellte sich der Rehberger Martl zu ihnen, auf einem Koffe des Bauers reitend, bei dem er, wie schon erwähnt, Koffknecht war.

Der Bauer glaubte nicht anders, als daß der Bursche den üblichen Leonhardsritt mitmachen wolle, die junge Bäuerin aber ersah aus der verzweifelten Miene ihres früheren Geliebten, daß er seine Drohung zur That machen wolle. Es versagte ihr die Stimme, als sie ihm auf seinen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!“ ein „Amen“ erwidern wollte.

Jetzt aber sprengte Martl eine Strecke voraus, wendete den Gaul, band mit einem Strick seinen Fuß an den Steigbügel, brannte ein Stück Feuerschwamm an und steckte

dieses dem Gaul in's Ohr. Das Roß bäumte sich erst hoch auf und stieß Schmerzenslaute aus, dann aber sauste es in wildem Lauf davon. Martl schnellte zu Boden, und da sein Fuß an den Steigbügel gebunden war, schleifte ihn das wild dahinrasende, wüthende Thier hinter sich nach. So kamen sie an dem Wagen des G'schwendnerbauern vorüber. Stasi stieß einen Schrei des Entsetzens aus und die Haare standen ihr vor Grauen zu Berge. Ueber Stock und Stein kaufte das Roß dahin, stundenweit, bis es mit den Ueberresten von Martls Leichnam entseelt zu Boden stürzte. Der arme Bursche wurde allgemein bedauert und offen verdamnte man Stasi's Treulosigkeit, welche ihn zu dieser schrecklichen That getrieben. —

Stasi erholte sich jedoch bald wieder von ihren Gewissensbissen und ließ es sich wohl sein als Bäuerin vom G'schwendnerhof, doch betrachtete man sie in der ganzen Gegend mit scheelen Blicken; man konnte ihr den Tod des braven Martl nicht vergeben.

Vier Jahre waren seitdem vergangen, da fühlte sich die jugge Bäuerin in gesegneten Umständen. Der Bauer war sehr erfreut darüber, aber bald sorgten böse und verleumderische Zungen dafür, daß sein Herz mit Mißtrauen erfüllt wurde. Man verdächtigte die Treue seines Weibes, nannte seinen Oberknecht als den geheimen Günstling seiner Frau und der alte G'schwendner, der mit wahrer Leidenschaft der Stasi zugethan war, wußte sich vor Eifersucht nicht mehr zu helfen. Vorüber war für ihn und die Bäuerin das kurz genossene Glück. Der G'schwendner gab sich dem Trunkte hin, um im Rausche sein Unglück zu vergessen. In diesem Zustande hänselten ihn dann die schadenfrohen Leute und zogen ihn auf mit der „treuen“ Stasi. Diese versicherte und beschwor ihm vergebens ihre Unschuld. Der Bauer kam aus dem Branntweinrausche wochenlang nicht mehr heraus,



und als er eines Nachts wieder im Wirthshause zum Gespötte von Alt und Jung wegen der nun einmal verhassten Staff dienen mußte, eilte er, so gut ihm dies sein Zustand erlaubte, nach Hause, nahm das Gewehr von der Wand und schoß die ihr Wochenbett abwartende junge Bäuerin nieder. —

Als ihn andern Tages die Gendarmen abholten, wußte er gar nicht, was geschehen war. Der Vorhalt seiner That machte ihn nüchtern, sofort ward auch die Unschuld seiner Frau klar, aber zu spät, denn sie liegt als Leiche an der Stelle, wo sie sein Schuß getroffen. Nun brach er in herzzerreißenden Jammer aus, Alles bedauert ihn, diejenigen aber, welche ihn zu der bösen That gereizt, ziehen sich zurück. Bei der Verhandlung vor dem Schwurgericht ward seine Unzurechnungsfähigkeit bei Vollbringung der That derart konstatiert, daß er den Saal frei verlassen durfte. Ohne Aufenthalt eilte er heimwärts in sein leeres Haus. Die Reue, der Schmerz brachen ihm das Herz, und nach drei Tagen war auch er eine Leiche. —

Sein Tod war am gestrigen Christtage erfolgt. Heute kam das Todtenweib in alle Dörfer und Höfe, das Ableben des Schwendnerbauern anzukünden und zugleich zu dessen Leichenbegängniß und zu dem Rosenkranze einzuladen, der jeden Abend im Sterbehause gebetet wird, so lange die Leiche im Hause liegt. Ueberall nahm man an dem Schicksale des sonst allgemein geachteten Bauers innigen Antheil, insbesondere war dies auf dem Leihachhose der Fall, wo das tragische Geschick des armen Rehberger Martl wieder in lebhafteste Erinnerung kam. Man sprach wieder viel von jenem gräßlichen Leonhardsritt.

Bisei war mehr als alle Andern von dieser Erinnerung bewegt, da, wie erwähnt, jener unglückliche Burtsche ihr so nahe verwandt war, und sie weinte manche Thräne über das

Schickal des braven Martl. Peterl wußte das und im Vorbeigehen sagte er leise: „Am nächsten Leonhardsfest kannst so was von mir dalebn!“

„Du dalketa Bua!“ erwiderte Eisei und ging in den Stall.

„Wenn aa d' Urfschi d' Halskett'n hat,“ rief er ihr nach, „du hast mei' Herz und i krieg di dengerst no' — woapst, du bist mir v'stimmt.“

Peterl bildete sich diese Bestimmung so fest ein, daß er trotz der ernstlichsten Abwehr das Dirndl immer auf's Neue quälte. Wie sehnte sich Eisei nach der Heimkehr ihres Bruders, an dem sie doch einen Schutz hätte! —

Endlich kam die Nachricht, daß Paris capitulirt und Waffenstillstand eingetreten sei. Der Friede konnte nun nicht mehr lange ausbleiben, dafür aber begann auf dem Leizachhofs der Krieg.

In der Zeitung war in den letzten Tagen von einer Menge erfolgter Auszeichnungen, besonders Verleihungen des eisernen Kreuzes berichtet. Peterl buchstabirte die Namen heraus und fand darunter manchen Bekannten aus dem Leizacherthal.

„I moan, i mißast 'n Benzl aa r außa lesn,“ sagte er, seinen Gedanken laut Ausdruck verleihend.

„Wern do' d' Spitaler loa' eiserns Kreuz kriegn,“ meinte sein Vater, der eben in einem andern Blatte las.

„No',“ sagte Peterl, „was liegt dran. I schamet mi, wenn i a so a Stückl Eisen tragn mißast; i ließ mir's halt vergulden, daß 's Ebba's gleich sehget.“

„Dös verstehst du nit!“ sagte der Alte. „A Ehr' is's wenn ma' so a Kreuzl hat. 'S Kreuzl selber is nizi werth, aba die Ehr', daß ma's tragn dörf, die is nit mit Gold zu bezahln.“

„Is nacha dös mehr werth, als a Sack voll Edelwerth?“ fragte Peterl naiv.

„Dös wollt' i moan!“ erwiderte der Leihacher. „An Sack voll Edelwerth kann jeder Esel habn und kriegn, aba Tapferkeit und Muth, was ma bei uns a frische Schneid nennt, dös is die höchst' Zierd' von an Mann, wie's aa bei mein Urödl der Fall war.“

„Voda,“ sagte jetzt Mirdei, die mit einer Näherer beschaftigt bis jetzt schweigend zugehört und die Nadelstiche recht wohl gefühlt hatte, mit denen ihr Vater Senzens Verdienste herabsetzte, „Voda es is nit recht, daß d' 'n Senzl sei' Verbeanst runtersehn willst. Wo er aa is, er thuat g'wis sei' Pflicht als braver und ehrlicher Mensch, so treuli, als er unser Senn g'wefn is.“

„I will nig mehr hörn!“ rief der Alte unwillig und ging aus der Stube.

„I woaß scho', was i iäh thua,“ sagte Peterl; „i schreib 'n Senzl, er soll ja nit ohne an eiserns Kreuzl kemma, denn der Voda hat g'sagt, dös is so viel werth, wie a Sack voll Edelwerth — Mirdei, nacha muaß er 'n dir gebn.“

„Mir is's oans,“ sagte diese, „ob er mit oder ohne Kreuzl kimmt; i laß dengerst nit von eam.“

„Was willst macha,“ meinte Peterl, „wenn der Voda 'n Kopf aufseht und der Kuracher Nazi halt dengerst nimmer auslasset?“

„Wenn du aa von so was red'ft, Peterl, nacha san wir zwoa scho' g'schiedn. Dann muaß i dir no' was sogn; 's Rifei hat mir's gestern anvertraut, daß d' ihr aaf Schritt und Tritt nachigehst und allerhand dumm's G'schmaß an fie richtst.“

„Iiii?“ fragte Peterl.

„Ja, du, und wennst dei' iiii a halbe Stund lang außi behnft. Schaamst di nit, dös arm' Ding, dös si vor

Traurigkeit übern Franzl sein Lob gar nit auskennt, mit deine Z'widerheiten aa no' z' ärgern? Was soll dös hovaßn — gib ma Rechenschaft!"

Peterl riß sich vor Verlegenheit einen Knopf nach dem andern von seinem Arbeitsjanter.

„Gel' iäk stehst da, als wie der arm' Sünder untern Galgn.“

Peterl fand sich jekt wieder zurecht.

„Ja, hast es denn vergessn, was i 'n Franzl versprochn hon, mi um's Bisei anz'nehma, wenn er nimmer lemna sollt? Der Fall is iäk eintroffa, und i muaß mei' Versprochn haltu — und — und daß f' ma g'fällt, und daß f' mi dauert, dös will i nit leugna, und — und da möcht' i 's halt diermal tröstn, und warum sollt i 's Bisei nit gern habn?“

„Ja, Peterl, du kimmst mir ja vür, wie d'jessn!“

„Ja ja, kann scho' sei', daß i's bin,“ entgegnete dieser. „Aba Alles, was mir der Lindl g'sagt hat, is eintroffa. Statt die hundert Guldn, die eam g'liehn hon, hat er mir scho' fünfhundert g'schickt, und grad so richti wird's aa mit dem Zauberpapierl sei' von dem Galgnmandl.“

„Was hat's mit dem für a Bewandtniß?“ fragte die Schwester neugierig.

„Dös is mei' G'heimniß,“ entgegnete Peterl.

„Sag mir's! du muaßt mir's sagn!“ drang Mirbei in ihn.

„No', 'kel Mal, wie ma in Marbach Abschied g'halten habn, bin i z'erst mit 'n Lindl an der Stoa'wand z'sammlemma; da hat er mir a Papierl gebn, dös sollt' mir mei' zukünftige Hochzeiterin zoagn, nämli die Erst', die zu mir sagt, „du dallata Bua“, die sollt's sei'. Wie i nacha in Marbach zu Enk an Tisch bin hintemma, habn glei draaf 's Bisei und d' Urtschi mitananda zu mir, „du dallata

Bua" g'sagt, und — seit dera Zeit steckt ma halt 's Sissei in Kopf. Der Franzl is blicbn, 's Sisei is frei und — und — no', woast denn iah no' nit g'nua?"

„Ja, iah woast i g'nua. Du bist so viel dumm, Peterl, wie's d' groß bist. Wo hast denn dös Papierl?“

„Da hab i 's,“ sagte Peterl, es aus seinem Geldbeutel ziehend. „Gib Obacht, daß d' es nit rucirirft.“

Mirdei hatte das Papierchen genommen und so gut es ging, geöffnet.

„Jesses, Jesses! da fliegt der Zauber außi; laß's zua!“ rief Peterl.

Aber die Schwester hatte bereits gelesen, was darauf stand und mußte jetzt trotz allen Jammers hell auflachen.

„Ja, ja,“ sagte sie, „da herin steht's bruckt, was du bist.“

„So?“ fragte Peterl. „Des 's außa!“

„Mir! aaf: du dalketer Bua!“

„Waaas?“ rief Peterl, „da hat mi ja der Sindi gar für an Patfchi g'halten?“

„Und dös nit mit Unrecht,“ sagte Mirdei lachend.

„Na' Peterl, so was hätt' i dir do' nit zuatrait, du dalketa Bua!“ Und sie lachte ohne Aufhören.

Peterl sah mißmuthig zum Fenster hinaus. Die beiden Geschwister hatten gar nicht bemerkt, daß der Vater wieder eingetreten war und überrascht an der Thüre stehen blieb, denn er hatte Mirdei seit Langem nicht mehr so herzlich lachen gehört.

„Kimm a Mal z' End mit dein G'lachter!“ sagte jetzt Peterl ärgerlich. „Is's iah, wie's is, ob mi der Sindi g'hanselt hat oder nit, darathn hat er's halt dengerft, daß ma's Sisei in d' Augn stechat und so guat, als du 'n Senzl heiratn möchst, so guat kann i 's Sisei zu meiner

Baurin macha. Wenn's aa loa Geld hat, was liegt dran? I hon gnua, und wenn's mir der Boda nit laßt, nacha brauch i sei' Geld nit. Der Sindl schickt mir oan Hundert nachn andern; i wer nacha aa r a Kopfhändler und — extra bild' i mir's iäh ein, und no' heunt sag ihr's, daß 's sei' Richtigkeit hat!"

Der alte Leihacher stand wie versteinert an der Thüre; Jetzt aber suchte sein Auge nach einem Gegenstande. Mirbei merkte das zuerst, während Peterl noch immer seine Nase am Fensterglas platt drückte. Nun hatte der Alte einen neben der Uhr stehenden Besen entdeckt und mit diesem näherte er sich in rascher Gangart dem arglos in das Leihachtal hinunterblickenden und pläneschmiedenden Peterl. Aber Mirbei stellte sich dazwischen.

„Boda,“ sagte sie, „dös dörrft nit thoa'!“

Jetzt wandte sich Peterl um. Rasch erkannte er die Situation und einen Sprung auf die Bank machen, das Fenster öffnen und hinauspringen, war das Werk eines Augenblicks. Draußen aber hielt er an.

„Du elendiger Loder!“ rief der Leihacher, „i trischat bi ja dengerst z' schandn!“

„I laß mi nimmer haun,“ rief Peterl durch's Fenster herein. „Boda, i bin majoren.“

„Glei steigst wieder eina,“ befaß der Alte, „i muaß mit dir über dös redn, was i grad g'hört hon.“

„Mach dennt loa' Aufsehgn, Boda,“ beschwichtigte Mirbei, „es is ja dengerst a Schand vor die Eh'haltn.“

„I geh nimmer eini,“ sagte Peterl, „eh's nit den Besn wegg'stellt hast. I bin a Mann — i bin — loa' Bua mehr — i — i — bin mit oan Wort majoren!“

„A Esel bist mit oan Wort,“ rief der Alte.

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf und Eisei, nichts von dem Vorfalle ahnend, kam herein.

„Bauer,“ rief sie, „kemmts außa in Stall; i moan, der Bläß fehlt was, weil's nimmer recht freßn will.“

Der Bauer wandte sich nach der Sprechenden — und jetzt hatte er den richtigen Ableiter seiner Wuth gefunden.

„So, bist da?“ rief er. „Du machst es dem Lenzl, dem Flankn gleich, derfell hat 'n Mirdei 'n Kopf verdraht, und du bild'ft dir gar ein, 'n Peterl mit deine schön' Augn und dein fromma G'schau z'fanga! Dös is der Dank, wenn ma' so 'n Bettelpack in's Haus nimmt.“

„Woda!“ rief Mirdei, „du thuast's 'n Eisei Unrecht, die will nix von dem dalkaten Buam wiffn!“

„Stad bist!“ schrie der Alte, „i woaß mir gnua. Aba iäh is's Maß voll. No' heunt marschirst di furt von mein Hof und koan Schritt machst mir mehr her, suist sollst 'n Leihachbauern kenna lerna!“

Eisei hatte den Wüthenden bis jetzt sprachlos angehört, fragend blickte sie nach Mirdei, die ihr durch Zeichen zu verstehen gab, sie solle schweigen, aber Eisei hatte hiezu keine Veranlassung.

„Du kündst mir 'n Deanst?“ fragte sie.

„Na, i jag di furt!“ schrie der Leihacher.

„Was hon i verbocha?“ sagte Eisei kalt. „Woaßt du was? I woaß nixi.“

„Bäurin vom Hof willst wern!“ entgegnete der Bauer. „Is dös nixi?“

„Da muaß dir scho' traamt habn,“ sagte Eisei, „aba freilich überrascht mi nix mehr. 'N Lenzl hast mit Schand und Spott weiterg'jagt, und iäh trifft's mi. An Unglück is dös für mi nit; 's größt' Unglück hon i dasahm, wie mei' Franzl g'storbn is — alles Andere is für mi a Danteling und wennst fagest, i müaßt iäh sterbn, so lachet i dagua, denn dös waar ja mei' sehnlichster Wunsch. Pfüt

di Gott; i dank dir für alles Guate, was 's mir in meina Jugend than hast. Unser Herrgott woaf, daß i nit treuer und fleißiger für dei' Sach hätt' sorgn kinna. I geh, und wohl werd' i wieder an andern Deanst findn. Vergiß aba iäh nit aaf d' Bläß drauß im Stall. D' Leut san alle furt bei der Schlenkelzeit\* und Neamad is dahognnt. Es is dös schönst' Stüchl Vieh und mei' Liablingsstüchl gwen aaf der Alm. I geh no' außi in Stall und nimm von mei'n Vieh Abschied; sie wern ma d' Hand lecka, und wern mi anschaugn mit eanare große Augn, und wern nit wiffn, wie r eana g'schicht, daß i so gachs davon muaf. Und iäh pfütat Gott!"

Damit schritt sie zur Thüre.

„Boda,“ rief Mirdei weinend, „red dengerst — nimm's j'rud!“

„Es bleibt dabei!“ sagte der Alte, sein Gesicht abwendend, um nicht sehen zu lassen, wie sehr ihn Eisei's Worte rührten, aber er glaubte es der Ehre seines Hauses schuldig zu sein, so zu handeln.

„Dein Lohn werd' i dir nachschicka,“ sagte er, „er soll nit g'ring sei', i will nit, daß ma' umafunst Ebbas in Seikachhof tho' hat.“

„Is dös dei' leht's Wort?“ rief Mirdei.

„Mei' leht's!“ sagte der Bauer.

Da nahm Mirdei die Freundin am Arm und verließ mit ihr die Stube. Nachdem Eisei von dem von ihr so lang und treu gepflegten Vieh Abschied genommen, ging sie in die Kammer und packte ihre Sachen zusammen. Mirdei schrieb schnell einige Zeilen an ihre Bathin, die Zischerlial, und gab das Briefchen Eisei mit dem Auftrage, sich sofort nach dem Freudenberg zu begeben. Eisei war das zufrieden,

\* Schlenkelzeit = Zielzeit.



aber sie konnte das Haus nicht verlassen, ohne dem Bauer noch einmal „Pflat Gott“ zu sagen.

„Is scho' recht!“ sagte dieser kalt, ohne sie anzuschauen.

Lisei weinte bitterlich, doppelt schwer empfand sie ihr Unglück, keine Heimat zu haben. Wie nahe war sie schon diesem Ziele, und jetzt! — Mit Gewalt drängte sie diese Gedanken zurück.

Als sie mit Mirdei die Seiten hinaufging zwischen den Haselstauden, trat plötzlich Peterl hervor.

„Lisei, tröst' di,“ sagte er, „i verflag 'n Bodan bei G'richt, weil er die g'schimpft hat — eing'sperrt muuß er wern und wenn's aa mei' leidhäftiger Boda is.“

„Nach, daß d' hoamkimmst,“ sagte Mirdei, „der Boda is alloa' im Stall, er braucht Ebban.“

„Ja, mi stimmst!“ antwortete Peterl. „Eher geht ma d' Bläß z' Grund, als daß i heunt 'n Bodan no' amal unter d' Augn geh. Der hat's ganz vergeßn, daß i majoren bin!“

„Peterl, pflat di Gott,“ sagte Lisei, dem Jugendfreund die Hand reichend; „i wünsch dir so viel Glück und Freud, wie i 's mein Denzl nit besser wünschn kumt.“

„Versprich mir's, daß d' mi nit anfeind'st,“ bat Peterl.

„Wie kannst denn so was rebn, du dalkata Bua,“ sagte Lisei.

„Siehgst es,“ raunte Peterl seiner Schwester zu, „dös bedeut' was! I bitt' di, verrath mi nit!“

„Na, na!“ antwortete Mirdei lachend.

Man hörte einen gellenden Pfiff; er kam vom Seichachhose.

„Hörst 'n Boda!“ sagte Mirdei, „er pfeift nach dir; mach nur schnell, daß d' hoamkimmst.“

„Ja moanst, i muaß ma von Bodan nur a so pfeifen lassn!“

Jetzt pfiß es wieder.

„I kimm scho,“ rief Peterl, „aba dös dörfstis glaubn, wenn er nit zwoomal pfeifen hätt', hätt' er pfeifen kinna, so oft er wolln hätt', waar heunt nit aasn Pfeiff ganga.“

Und Peterl sprang eiligst die Leitn hinab, dem Hofe zu.

Mirdei aber ging mit Eisei von dannen. Sie konnte nicht umhin, der Freundin Alles zu erzählen, was ihr Peterl von dem Zaubersprüchtl mitgetheilt, und beide Mädchen mußten trotz alles Jammers recht herzlich lachen. Eisei sah ein, daß es wohl das Beste sei, wenn sie vom Hofe entfernt werde und versprach Mirdei, Alles aufzubieten, daß Peterl sich der Buchenbauernurschi zuwende, die für ihn einmal die richtige Bäuerin abgebe. Bald darauf trennten sich die beiden Freundinnen.

„Laß dir 's Herz nit schwaar wern,“ sagte Mirdei beim Abschied. „Bei der Fischerlisl bist wie 's Kind vom Haus. I selber kimm am Sunnta eini aaf Freudenberg und nacha richten ma scho' dös Weiter.“

Die Fischerlisl empfing die Sennerin auch wirklich recht freundlich und Mirdei's Briefchen weihte sie in die Ursache dieser plötzlichen Veränderung ein.

„Du kimmst mir grad recht, Eisei,“ sagte sie zu dem Dirndl, „i hätt' mi bei der jezigen Schlenkzeit a so um a Dirndl umg'shaut, an bessern Einstand hätt' i nit kriegn kinna. Also di hat der Peterl in Sinn g'habt, wie er g'moant hat, sei' Sach is nit ganz zeiti?“

„Wie 's er moant, wird's aa nit zeiti,“ versetzte Eisei.

„I woaß 's,“ entgegnete die Fischerlisl, „du bist a brav's Dirndl, Eisei, und um dein Franzl hon i selber g'fiennt. Neamad soll dir bei mir dös Andenken an dein

g'storbna Buam trübn. Betracht mi als bei' Muatta!  
Wba bei' Lenzl, der muaß 's Mirbei kriegn. Is's aa mit  
der Bauernschlacht niz worn, laß nur 'n Lenzl erst z'ruck  
sein, wir kriegn den dickschädlichen Leigacher scho' no' dran,  
und sollt i 'n Moltle und 'n Bismard, die schneidigsten  
und a'braahstestn\* von alle Buam auf dera Welt um an  
Rath fragn mlaaffn!"

\* a'braahst = abgedreht = schlaun.



## XII.



u Ende war der Krieg und das große Schauspiel  
beim letzten Akte, bei der Rückkehr der Truppen in  
die Heimat, angelangt. Die deutschen Heere hatten  
in hundertachtzig Tagen siebzehn siegreiche Schlachten ge-  
schlagen, hundertsechshundfünfzig Gefechte bestanden, sechsund-

zwanzig feste Plätze genommen und hundertzwanzig Adler und Fahnen erbeutet. Die einst verlorenen, uralten deutschen Lande Elsaß und Lothringen wurden wieder gewonnen, der französische Kaiserthron ward vom eigenen Volke gestürzt und Napoleon ein Flüchtling im fremden Lande. Deutschland aber ging groß und mächtig hervor aus diesem Kampfe und am 18. Januar 1871 erfolgte im Schlosse zu Versailles die Proklamation des neuerstandenen deutschen Kaiserreiches.

Die Herzen der tapfern Krieger, die noch vor Kurzem so muthig geschlagen, sie sehnten sich jetzt nach Ruhe, nach dem häuslichen Herde. Mancher Gruß wurde vorausgeschickt an die Lieben in der Heimat mit der sicheren Hoffnung auf baldiges Wiedersehen, manches Versprechen gegeben, manche Vorbereitung zur fröhlichen Heimkehr gemacht. Aber noch mehrere Monate sollten hinübergehen, bis die Armee aus Frankreich zurückkam.

Die Tage wurden länger und die Strahlen der Sonne kräftiger. Wenn sie sich der Mittagslinie näherte, träufelte es von den Tannen herab und bildete Rinnen im Schnee, deren absonderliche Zeichen das Nahen des Frühlings bedeuten. Die Schneedecke auf den Bergen und im Thale wurde durch Abschmelzen und Verdunstung geschwächt, so daß es allmählig überall braun hervordunkelte; warme Winde strichen durch das Thal und heftige Regengüsse machten die Wildwasser und Sturzbäche in den Bergen wieder lebendig. Der Winter währt im Gebirge lange, kommt aber der Lenz, so kommt er mit Macht. Schnell streift er die weiße Decke von den Hängen ab, und kaum sind die Schneewasser verlaufen, sproßt schon im üppigsten Grün das junge Gras hervor und die Frühlingsblümchen entfalten an den wieder rege gewordenen Bächen ihre Kelche. Die Primel drängt

aus allen Ritzen hervor und unter den Tannen keimt das Moos. Die Laubwäldungen kleiden sich rasch in ihr luftiges, grünes Gewand und bringen mit den dunklen Forsten der Tannen und Fichten jenes reizende Farbenspiel hervor, das auf unsere Augen einen so wohlthuenden Eindruck macht. Auch im Innern des Waldes beginnt neues Leben; da streichen die Schnepfen über niederes Gesträuch und Waldblößen, da spielt der Birkhahn in jungen Schlägen und salzt der Auerhahn im tieffstillen Walde. Die Gemse und das Reh tummeln sich in neuer Lust auf den grünen Plätzen und freuen sich der längst ersehnten frischen Nahrung. Ueberall ist Seligkeit des Wiedererwachens und auch der Mensch frohlockt aus vollem Herzen dem holden Frühlinge entgegen. Neues Hoffen, neues Leben zieht ein in die menschliche Brust, und gleichwie in der Natur, sproßt manch neues Blümlein darinnen auf, erfreuend und beglückend, sei es der Vergangenheit, sei es der Gegenwart geweiht.

Schau, schau, liebe Bleamlu,  
 Da find i Ent ja,  
 Sobald als 's nur apen\* thuat,  
 Seid's aa scho' da.

So sang es leise in dem herrlichen Walde zunächst dem Hause der Fischerlisl.

Es war Lisei, welche die ersten Waldblümlein suchte, um sie der mütterlichen Freundin zum Morgengruß am ersten Mai überbringen zu können. Die Sonne war noch nicht heraufgestiegen, nur ihre leuchtenden Vorboten verkündeten die nahe Ankunft, kleideten die Berge in violette Gewand und weckten die gestederten Bewohner des Waldes, so daß es lebendig ward auf allen Zweigen. Schon säumten die ersten Strahlen des aufgehenden Gestirnes die Gipfel des

\* apen = frei von Schnee werden.

Jägerkamms, der Brecher Spitze und die schroffen Felswände der Bodenschneid goldig ein; über die Hochebene des Spizing erhob das im Morgenroth dufende Sonntwendjoch sein kahles Haupt, zu Füßen aber glänzte der kleine See und spiegelte die Berge zurück, welche wohlgefällig zu ihm hernieder schauen. Je weiter die Sonne den Schliersberg hinaufstieg, desto mehr verschwand der violette Duft und bald standen die Berge da im klaren Lichte, so nahe, daß man fast jedes Bäumchen an denselben zu unterscheiden glaubte. Zwischen einzelnen weißen Schneeflecken leuchteten die grünen Matten mit ihren Almhütten, noch waren sie nicht bezogen, aber die Zeit war da — morgen, vielleicht schon heute mußte die Almfahrt beginnen und von dort oben, wo es jetzt einsam und ruhig, sollte bald das Geläute des Almenviehes herabtönen und das helle, freudige Gejodel der jungen Sennerinnen.

Lisei blickte lange hinauf zu den grünen Bergen und ein unsägliches Almenheimweh überkam sie. Alljährlich war sie um diese Zeit mit der ihr anvertrauten Heerde hinaufgestiegen und hatte ihre Vieher hinaus hallen lassen in die schöne, weite Welt. Nunmehr sollte es anders sein. Sie sollte unten bleiben in dem ihr Gemüth beengenden Thale, die Berge, auf denen sie sonst so froh herumgeklettert, meinte sie, drückten jetzt alle auf ihr Gemüth und machten sie noch trauriger, als sie ohnedies schon war.

Sie hatte bei der Fischerlisl gute Tage gehabt. Mirbei besuchte sie öfter, auch der Leizachbauer war einige Male gekommen und hatte ihr so freundlich gethan, als ob nichts vorgefallen wäre. Peterl hatte es nur ein Mal gewagt, sich auf dem Freudenberg sehen zu lassen. Die Fischerlisl ging ihm aber nicht von der Seite und so konnte er, wenn er irgend eine Absicht hatte, sich Lisei zu erklären, seinen Zweck nicht erreichen. Nichts störte also den Frieden des Mädchens

und als sie jetzt langsam ihre Schritte zum Hause lenkte und der ihr einen „frohen guten Morgen“ zurufenden Fischerlisl den „Maibuschn“ überreichte, war diese überrascht, Lisei's Augen voller Thränen zu sehen.

„Was hast denn tho'?" fragte die Alte theilnahmsvoll.

„Bleamln brocht und zu die Berg g'schaut," erwiderte Lisei.

„Ah so!" entgegnete die Fischerlisl. „Und aaf die Berg hast es grean abaschimmern sehgn und heunt is ja der erst' Mai! I woaß, was dir 's Herz schwaar macht. Es ziagt di halt aaffi bazua, miiaßt netta loo' ächt's Almbirndl sei', waar's nit der Fall. Hon i's nit darathn?"

Lisei nickte bejahend und zwischen Thränen lächelnd mit dem Kopfe.

„No, da wird a Rath z' schaffa sei'," meinte die Alte. „Jätz hoast's aba rüsti zuagreifa. Sunnta is heunt und der erst' Mai, da wird's lusti zuagehn aaf 'n Freudenberg. Du fahrst in d' Meß ummi aaf Schliers, i geh nacha, wennst z'ruck bist, in's Hochamt. Laß dir's wieder leicht wern im Herz, mei' Maana Finga sagt ma, daß d' heunt no' mancherlei erfahrst, was dir nit z'wider is. Geh zua, Dirndl, leb wieder aaf, fand Bleamln aa trauri worn im Hirgst und verwelkt, aba mit 'n neun Frühling habn sie 's wieder probirt und g'schaut, was 's denn is und ob si 's gar nimmer auslemma laßt aaf dera Welt, und schau her, es muuß eana freid so recht wieder g'falln, sonst redetens die rothn und blaun Köpferln nit so frisch in d' Hüh und waarn gar so viel schü'. So wird's aa bei dir wieder wern, Lisei, verlaß di draaf und schiab der Freud loan Kiegel vür, wenna wieder lemna soll, und g'wiß kimmts wieder.“

Die Alte streichelte dabei Lisei an der Wange und entfernte sich dann, um in der Hauswirthschaft das Nöthige



zu besorgen. Rifei hatte nach ihrer gewöhnlichen Beschäftigung ihr Sonntagsgewand angelegt und war über den See nach Schliers in die Kirche gefahren. Nachdem sie von dort zurückgekehrt, machte sich die Fischerlisl auf den Weg zum Hochamt. Sie hatte sich prächtig herausstaffirt. Auf ihrem Kopfe saß wie eine Krone die schwarze Otterpelzmütze mit dem goldgestickten Mittelfleck. Dazu trug sie Rock und Corsage (Casettl) aus schwerem schwarzem Seidenstoff, eine weite dunkelblauseidene Schürze und ein schweres seidenes Halstuch von weißer Farbe mit dunkelblauen Blumen als Randverzierung, darunter eine goldene Halskette mit perlenbesetztem Schloß. In der Hand hielt sie ein großes, silberbeschlagenes Gebetbuch und an ihrer Brust steckte das Sträußchen Frühlingsblumen, welches sie am Morgen von Rifei erhalten hatte. So stand sie stolz, die noch ungebeugte hohe Gestalt, und schritt dann rüstig den Berg hinab zur Ueberfahrt. Rifei führte sie über den See, und die Jugend sowohl, wie das Alter konnten nicht besser repräsentirt werden, als es durch diese beiden Frauengestalten geschah; es war ein reizendes Bild, die festlich gepuzte Fischerlisl in der Mitte des Rahns sitzend, während das hübsche Rifei, deren Kopf das flotte grüne Hütlein zierte, das Ruden führte.

„Wier amal!“ sagte jetzt die Fischerlisl, als sie die Hälfte des Weges zurückgelegt, „laß an Zuhgaza außihalln übern See bis aaf d' Brecherspiß aaffi, dem Erstn Mai z' Ehren.“

„Verzeih mir's,“ entgegnete Rifei, „aba i kann no' nit juhgazen!“

„So muaß halt 's Alter d' Jugend z' Schanden machn!“ sagte die Alte lachend, „oa' Mal im Jahr gibt's nur an erstn Mai und mag i no' so alt wern, an dem Tag muaß i an Zuhschroa zu meine schön' Berg aaffischida.“ Und

„Jujujuchuchuhu!“ hallte es hinaus mit noch mächtiger Stimme, daß es vielfach wiedertönte von den Felswänden. Mit sichtlichem Wohlgefallen lauschte die Alte dem Echo. Aber nicht nur das verklingende Echo hatte sie mit ihrem Jubelschrei geweckt, auf allen Wegen, von denen muntere Bursche und Dirndl zur Kirche herankamen, wurde es jetzt plötzlich lebendig und überall ertönten frohe Klänge glücklicher Menschen.

Nachdem die Ueberfahrt bewerkstelligt und die Fischerlisl ausgestiegen war, fuhr Rifei wieder zum Freudenberge zurück und besorgte dort mittlerweile das Mittagsmahl. Als aber die Fischerlisl Mittags heimkehrte, war sie nicht allein, Mirdei und ihr Vater begleiteten sie. Es erfolgte ein freudiges Begrüßen.

„Rifei, woast, für wö' i kimm!“ sagte der Leizachbauer, „dir abg'bittn kimm i, daß i durt so harö gwen bin und di furlassn hon vom Hof. D' Zeit is da, wo gen Alm g'fah'n wird und weil i für d' Hochalm koa' bessers Alm-dirndl wüßt, als di, so frag i di, ob d' nit wieder zu uns möchst; d' Godl hat nix dagegn und iäz b'finn di, wie's d' moanst und sag ma's nacha, wenn ma g'effn habn.“

Rifei wußte gar nicht, wie ihr geschah. Die entschuldigenden Worte des Leizachers über das Vorgefallene, sein Antrag, auf die Hochalm zu gehen, der sie Morgens so sehnsuchtsvoll gedacht, der Fischerlisl lächelnde Zustimmung, Alles kam ihr so unerwartet, daß sie jetzt Mirdei leise fragte: „Macht bei Woda G'paß oder Ernst?“

„Völligen Ernst,“ entgegnete Mirdei, und sie zur Seite nehmend, fuhr sie fort: „Der Peterl hat's gelobn müassn, daß er niemals alloa' aaf d' Alm aaffsteigt, spreiz di nur nit lang, wer woast, zu was 's guat is z'weg'n Benzl und mir.“

„Und wer kimmt aaf d' Leihachalm, wo der Lenzl war?“

„Der Senner von voringa Jahr, der nach'n Lenzl drobn gwen is; aber wer aaf d' Spizingalm kimmt mit 'n Jungvieh, dös barrathst nit.“

„Ebba gar du?“ fragte Lisei.

„So is's!“ entgegnete Mirdei erfreut. „I hon 's Betteln nimmer aafg'hört, bis mir der Boda mein Willn dafällt hat. Moanst, i mag alleweil a Hoambirndl bleibn? Und wer woaß's denn, wie langs überhaupts no' für mi sei' kann. So will i aa no' amal a lustis Umdirndl macha und — wenn i 's aa 'n Bodan aaf mei' Ehr ho g'hoafn müassn, daß i von Lenzl niermals 'n Hoagast annimm, wer will's mir denn wihrn, wenn i 'n diermal aaf der Wurzerhüttn am Spizingssee z' sehgn krieg? Der Wurzerjörgl und sei' Burgl fan dretn im Dorf. und d' Godl hat's eing'ladn, daß f' nach Freudenberg ummaemma; die will i mir glei verpflichtn. Kurz, es is scho' recht a so, und iäh geh hin zu mein Bodan und g'hoaf eam's, daß d' sein Antrag annimmst.“

Die herankommende Fischerlisl meinte lachend: „Gelt, mei' Moana Finga hat Recht g'habt, daß d' heunt no was Freudigs erfahrst. I halt di nit aaf, so gern i di aa um mi g'habt hätt', aba wennst wieder von der Alm abziagst, so kimmt wieder zu mir, dös hon i mir ausbedunga. Dei' Lenzl kann bei mein Schwiegerjohn dretn in Schliers glei als Schweizer einstehn, bal er z'rud is. Und wie's nacha gehn wird, d'rüber brech' ma uns iäh 'n Kopf no' nit z'samm.“

Lisei dankte der guten Frau für ihre große Freundschaft, dann ging sie zum Leihachbauern an den Tisch, reichte ihm die Hand und sagte: „Noa größere Freud hätt' i zum erstn Mai nit erfahren kinna, als daß i wieder aaf d' Hoachalm dörf. Wann soll i gen Alm fahrn?“

„Morgn!“ rief der Bauer erfreut über Bisei's Entschluß.  
 „D' Godl erlaubt's, daß d' no heunt mit uns hoamfahrt  
 und so richt di halt, daß d' nacha mit uns kannst.“

Somit war Bisei wieder als Sennerin angestellt.

Während des Mittagmahles kamen in der That die  
 bereits von Mirdei erwähnten Bewohner der Wurzerhütte,  
 der alte Jörgl und seine Burgl.

Die Eintretenden waren zwei alte Leute; sie trugen  
 beide grüne Tirolerhüte, der Jörgl eine graue Toppe, leberne  
 Kniehosen, blaue wollene Strümpfe und Schnürschuhe, Burgl  
 dagegen einen grünen Spenser und einen schwarzen, roth-  
 bordürten Rock. Jedes hatte einen Pack über dem Rücken,  
 worin sie ihre nöthigen Effekten aufbewahrt haben mochten.  
 Ein ziemlich langer, grau und weißmelirter Vollbart um-  
 rahmte Jörgls Gesicht. Unter seinen weißen Augenbrauen  
 blickten lebhaft, dunkle Augen hervor, seine Nase wäre schön  
 gewesen, wenn nicht eine gewisse verrätherische Röthe den  
 günstigen Eindruck wieder verwischt hätte. Burgls Gesicht  
 war schon beim ersten Anblicke Zutrauen erweckend. Es  
 spiegelte sich in den großen braunen Augen und den sanften  
 Zügen um den Mund eine wohlthuende Zufriedenheit und  
 eine heitere Lebensauffassung. Wenn wir die Leute „alt“  
 nannten, so war dies nach der Anzahl ihrer Jahre gemeint,  
 denn ihrem Aufenthalte in der Wurzerhütte nach zu schließen,  
 mußte jedes von ihnen mehr als siebenzig Jahre zählen, ihrem  
 Aussehen nach mußten es gleichwie bei der Fischerlisl eben  
 so viele „Frühlinge“ gewesen sein.

Diese beiden märchenhaften Leute waren die allbekanntesten  
 Inhaber des Blochhauses am Spizingssee, einer Brantwein-  
 schänke, genannt „zum damischen Loder.“

„Gott zum Gruaß, Fischerlisl!“ riefen sie beide.

„Da kemmens ja, die stoa'alten und do' alleweil junga  
 Riabsleut,“ entgegnete diese lachend. „Gruaß Ent Gott

mitanand. Wenn der Gugezer schreit und der Wurzerjörgl mit sein Burgl wiederkimmt aus Tirol, nacha is's g'wisß, daß der Frühling einzogn is im Land."

"Wir sand halt die Schwalben vom Spizingsee," meinte Burgl; „jeds Jahr moana ma, wir kemma zum lehten Mal und so oft ma im Hirgst furtwandern in's Zillertal, nehma an Abschied aaf ewi von unserer Hütten und dem floan Bergsee, an dem 's steht."

"Ja, wenn's bloß um d' Hütten und 'n See alloa' waar!" fiel der Wurzerjörgl ein, der mit Burgl an dem nebenanstehenden Fische Platz genommen; „meine Kessel und die Gesammt Einrichtung zu mein' G'schäft, 'n Branntweimbrenna, die macht mir Sorgn, wenn i geh und d' Hüttn alloa' lassn muaß."

"Wer sollt denn durt aafft gehn im Winta," sagte die Fischerlisl. „Die meist' Zeit is der Weg so verschneibt und die Holznecht, die durthin kemma, sand koana unebna Deut. Is dir scho' hang, du kanntst heuer für d' Deut koan Enzian brenna?"

"Woast, wegn die Deut is mir's nit," erwiderte Jörgl schmunzelnd, „aba z'wegn mir is ma und z'wegn mein Enzian; den i in der Hüttn vosteckt hon. Dös is ja mei' Lebenssezir. Was fanget i denn funst durt obn an? Bier gibt's koans, 's Wassa vom Spizingsee und der Dalepp soll g'hund und frisch sei', sagt mei' Burgl, aba mir is halt a quater Enzian und a Bierlaas dazu dengerst liaber."

"Ja, ja," sagte die Fischerlisl lachend, „du alter Sump machst an quatu Schnaps und trinkst 'n selber."

"Hast ebba a Glasl bei der Hand für den alten Sumpen?" meinte Jörgl lachend.

"Dös sollst habn," entgegnete die Gefragte, „und vor Allem laß Ent was z' Essn bringa. Des habts no' 'n weiten Marsch bis zu der Wurzerhüttn."

Der Leizachbauer vermochte die beiden alten Leute in Betreff ihrer Hütte vollständig zu beruhigen, da er dieselbe erst vor wenigen Tagen wohl erhalten gesehen hatte. Er theilte ihnen dann mit, daß er durch den Austausch der Spitzingalm ihr Nachbar geworden sei und daß schon morgen sein Mirdei mit dem Jungvieh und den Gaisen dort aufziehe. Da er häufig auf seine Alm kommen werde, versprach er auch, in der Wurzerhütte öfter einzulehren.

Diese Nachricht erregte bei Jörgl und Burgl große Freude, da sie dadurch künftig von den Besuchen des Lentner Mucll verschont blieben, der, unter dem Vorwande, die Alm zu besuchen, sich oft Tage lang zum Aergerniß der alten Leute in und um die Wurzerhütte herumtrieb. Jörgl gab diesem Gedanken auch ungenirt Ausdruck, wodurch der Leizacher in einige Verlegenheit kam, denn er ließ dabei auch den Lentner Nazi nicht ungeschoren, den er für den widerlichsten Burschen erklärte, der ihm jemals vorgekommen sei. Dem Mirdei und der Fischerlisl machte die durch dieses Gespräch verursachte Verlegenheit des Leizachers im Stillen großes Vergnügen. Nachdem Jörgl und Burgl ihr Mittagsmahl verzehrt, machten sie sich sofort auf den Weg. Die Fischerlisl gab einer Dirn den Auftrag, die beiden Alten auf dem Rahn bis Fischhausen zu fahren, wodurch ihnen eine ziemliche Wegstrecke erspart bleiben sollte. Als Schuldigkeit für Alles verlangte sie „'s Wiederkommen.“

„So häuf ma halt den Dank zu den vielen andern, den wir dir schuldi san, Risl,“ sagte Burgl gerührt. „So oft i z'rucklimm in mei' friedlichs Bergthal, denk i mit Dank an di, denn dir alloa' habn der Jörgl und i unser Glück z' dankn.“

„Dös sagst mir iäk scho' bal fuß'g Jahr lang,“ entgegnete lachend die Fischerlisl. „Vergiß 's dengerst a Mal!“

„O na'!“ rief Burgl, „und wenn i Hundert Jahr alt wer, niemaß vergiß i a Wohlthat, die mir is z' Theil worn von a Andern, und du Bisl hast ja burt nit nur mei' Leiblichs, sondern aa mei' Seelenheil g'rett — drum muaßt dir's scho' g'falln lassn, wenn i diermal davon red.“

„Dös muaßt mir a Mal dozähl'n, Burgl,“ sagte Mirbei, „wenn i zu dir in Hoa'gartn kimm und mei' Vieh in Spigingsfee zum Tränka treib. I bring dir nacha scho' a guate Milli und an Butter.“

„Vergelt's Gott im Voraus!“ rief Burgl erfreut. „Ja, kimm nur, und mit was i dir helfen kann, dös verlang nur und Alles sollst kriegn.“

„Ja,“ sagte Jörgl, „an feina Geist setz i an, den die Dirndln so gern trinka.“

„Sei so guat und lern mein Mirbei 's Schnapsln!“ rief der Leihacker, „da wird nix draus!“

„Nacha trinkst 'n halt du,“ erwiderte Jörgl. „Du bist höchli willkommen beim damischen Loder.“

Und nun verabschiedeten sich die beiden Alten von der Gesellschaft und von der Fischerlisl und schritten dann rüstig den Steig hinab.

„Ob die so glückli und friedli mit anander lebeten, wenn's wirkli z'sammg'heirat waarn?“ fragte der Leihacker.

„Du moanst, wenn si si habn miakhtn?“ meinte die Fischerlisl. „Mögli waar's ja, daß f' als Eheut aufg'hört hätten, bis in's tiefe Alter Siabsleut z'bleidn. Wenn ma' aba glei die richtigen Deut z'sammleut, wie si si findn, und wie 's unser Herrgott z'sammföhrt, so sehg i nit ein, warum d' Siab nit dauern soll bis in's Alter und zum Tod. Dös sollt'n halt die Eltern wohl bedenkn, wenn ihre Kinder —“

„Schau, da kemma Gäst,“ unterbrach der Leihackbauer die Redende, wohl merkend, wo sie hinauswolle; „laß di

nit abhalten durch uns, wir habn iatz unser Sach scho' g'habt und sobald 's Bisei z'sammg'richt is, mach ma uns aaf'n Hoamweg."

"Dös pressirt nit," entgegnete Bisl, "laßt's Ents nur g'falln bei mir." Dann ging sie den andern Gästen entgegen und nach allen Richtungen hin lenkte die geschäftige Wirthin ihre Aufmerksamkeit.

Nach einiger Zeit, als Bisei zum Abgehen bereit war, machten sich die Leizacher auf den Weg. Bisei dankte der mütterlichen Freundin für all die Liebe, welche sie ihr während ihrer Anwesenheit auf dem Freudenberge erzeigt. Die Fischerlisl küßte sie auf die Stirne und sprach ihr nochmals Muth und Vertrauen zu. Sie forderte sie auf, sich jeder Zeit an sie zu wenden, wenn sie einer Hilfe oder eines Rathes bedürfe, und dem Dirndl nochmals für die Frühlingsblumen dankend, mit denen sie ihr heute Morgens eine große Freude gemacht, sagte sie mit Rührung: "Uebers Jahr brockst mir wieder an Maibuschn, und kann i 'n just nimmer an mei' Brust steckn, so leggst mir 'n halt aaf mei' Grab. I hoff' aba zu Gott, i steck'n nomal an mei' Brust und du reichst mir 'n nit mit nassn Augn, wie heunt, sondern mit an frischn, freudign Blick und an g'fundn Herz. Und iatz pfuat di Gott, liabs Dirndl. Vergiß nit aaf die alt' Fischerlisl."

"G'wiß nit!" versicherte Bisei, und nachdem auch Mirdei herzlichsten Abschied genommen und der Leizacher ihr einige Verbindlichkeiten gesagt, daß sie ihm Bisei überlassen, verließen die Drei den Freudenberg, um sodann von Schliers mit ihrem Fuhrwerk nach Hause zu fahren. —

Am andern Tage herrschte fast auf allen Bauernhöfen schon am frühen Morgen das regste Leben. In den Ställen brüllte das Vieh schon einige Zeit in Unruhe, da sich bei ihm die Sehnsucht nach der Alm bemerkbar machte.



Als ihm aber heute die helltönende Glocke am breiten gestickten Riemen um den Hals gehängt wurde, gab es, ganz unbändig, durch Brüllen und Springen seine Freude zu erkennen. Helle Jubelschreie hallten hinaus von den im Sonntagsstaate mit ihren Pfleglingen zur Alm fahrenden Sennerinnen. Der Gaisbub, die Kraxe auf dem Rücken, spielte mit der Schwegelpfeife vorauf und die ihm besonders anvertrauten Gaisen umringten ihn und lauschten den längst ersehnten Tönen, die Ruhe aber trugen stolz ihre Köpfe und das Geläute ihrer Glocken war ihnen die süßeste Musik.

Mirdei hatte sich von Rizei verabschiedet. Erstere trieb Neuhaus zu und von dort auf die Spizingalm, Rizei aber auf die Alm am Wendelstein.

Im ganzen Thale war dieser Almenaufzug ein wahrer Festtag.

Der Viehstand bildet ja den einzigen Reichtum des Bauers im Gebirge und nach des Ersteren Beschaffenheit tagirt sich der Letztere. Kein Wunder also, wenn alles Denken und Trachten von Alt und Jung das ganze Jahr über dem Stalle und der Alm zugewandt ist, und wenn er sich im Mai öffnet, da schickt der Hausvater neben dem frohen Jubelschrei der Sennerin seine Gebete zum Himmel für eine glückliche Almzeit.

Rizei hatte, da sie erst die Niederleger Alm bezog, keinen weiten, wohl aber einen beschwerlichen Weg. Bei Mirdei, welche nicht nur von einem Gaisbuben, sondern auch von ihrem Vater und Bruder begleitet wurde, war das Gegentheil der Fall. Sie mußte bis Neuhaus wandern und von dort den Weg zum Hochthale des Spizing hinan, welches sich in vielen Windungen bis zu einer Höhe von über dreitausend Fuß, erst am Hange des Hagenberges, dann zwischen rechts und links umschließenden Grup-

pirungen des Jägerkamms und der Brecherspitze hinzieht. Es war ein prächtiger Maitag. Die Berge standen bis zur kleinsten Spalte sichtbar in der klaren Morgenluft und oben auf den Klippen konnte man deutlich ganze Rudel flüchtiger Gemsen mit freiem Auge von Klippe zu Klippe springend oder zwischen den Spalten der Felsen, aus welchen schon üppiges Gras in frischem Grün herableuchtete, ihre Aefung suchend erkennen.

Die Almten reichen beinahe bis zum Wege herab, und da dieselben heute schon von näher gelegenen Höfen bezogen worden, so hörte man überall lautes Gejodel der Sennnerinnen und freudige Zurufe, dazwischen das melodische Geläute des Almenviehes. Nicht ohne viele Zwischenfälle, welche das übermüthige Jungvieh in der ungewohnten Freiheit hervorrief, gelangte Mirdei mit den Jhrigen auf die Hochebene, auf welcher sich neben andern Almten auch die vom Leizachbauern neu erworbene Spizgingalm befindet. Sie ist eine der höchst gelegenen und von ihr eröffnet sich gegen Norden eine herrliche Rundschau in's Land hinaus, in die umliegenden Tiefthäler und auf die majestätischen Colosse, welche sie umgürten und über die der Wendelstein wie ein König hinausragt. Tief unten liegt der Schliersee mit seinen lieblichen Geländen, den freundlichen Spizthurmkirchen in Nord und Süd, mit seiner grünenden Insel, dem schattigen Schliers und den aus dunklem Forste hervorragenden Berggruinen von Hohenwaldeck. Darüber hinaus aber schweift der Blick in die offene Landschaft hin über hunderte von Orten, über Wälder und Flüsse bis gen München und hinunter zur Trausnitz bei Landshut, deren Herren einst diese Gegend unterthan gewesen.

Die Ankommenden waren angenehm überrascht, als sie die Sennhütte mit Kränzen aus grünen Tannenzweigen geschmückt fanden und ein „Hochwillkommen!“ über dem Ein-

gange hing. Als sie in den „Kaser“ eingetreten, fanden sie auf dem Tische eine Flasche Enzian und mehrere Gläser. Nun wußten sie, daß sie diese Aufmerksamkeit dem Wurzerjörgl und seiner Burgl zu danken hatten. Letztere erschien auch alsbald, sprach ihren Segensspruch über Mensch und Vieh und lud den Leihacher ein, ihr, sobald das Vieh versorgt sei, mit Peterl und Mirbei die Ehre zu geben und bei ihr ein warmes Mittagsmahl einzunehmen, das sie eigens für dieselben zugerichtet hatte. Dies war den von dem weiten Marsche hungrig Gewordenen gerade nicht unerwünscht, und nachdem Alles in der Sennhütte geordnet, schlugen sie durch eine kleine, dunkle Fichtenwaldung bergab gehend, den Weg zu der nahen Wurzerhütte ein. Der Weg war theilweise von Felsstrümmern und Gerölle übersät, aus dessen Spalten reichlich wucherndes Gras hervorglänzte, und bald erblickten sie die krystallhelle Fläche des Spitzingsees, welcher, von steilen Berghauptern umschlossen, in melancholischer Stille sie mit seinen tiefsten, dunklen Augen anzublicken schien. Er liegt in einer Höhe von dreitausend zweihundert Pariser Fuß in tiefer Abgeschlossenheit und seine dunkelgrünen Wasser brechen sich an grünen Rasenflächen, die mit Laub- und Nadelholz wechseln. Der See ist fischlos und hat einen Umfang von einer Meile. In ihm beschauen sich die Kinder, die von den zahlreichen Almen an seine Ufer niedersteigen, um dort zu trinken.

Wo seine Gewässer schäumend und rauschend durch dunkle Schluchten als rothe Valepp dem Junthale zufließen, steht unter dem Schatten hoher Buchen und Tannen die Wurzerhütte, nach dem Schilde über der Thüre „Zum damischen Loder“ genannt. Die Hütte ist aus rohem Gehäll gleich einem Blockhause aufgebaut, ein Gärtchen liegt vor ihr und Bänke und Tische sind am Hause, zur Einkehr freundlich einladend, angebracht. Hier, im hoch-

gelegenen Urwalde, wo der entlegene See seine kleinen Wellen schlägt, wo die Bächlein entspringen, die Buchen einsam rauschen und die flüchtigen Gemsen unverfolgt über die stillen Alpenweiden ziehen, hatte sich vor vielen, vielen Jahren ein junges Liebespaar sein Heim erbaut, der Wurzerjörgl und seine Burgl, die der Zufall in diesen Bergen zusammengeführt, wovon wir im nächstfolgenden Kapitel berichten werden.

Burgl hatte ihrer Kochkunst alle Ehre gemacht, und Jörgl freute sich des seinem Enzian gespendeten Lobes. Er hatte ihn in einem geheimen Keller vergraben zurückgelassen und bei seiner Wiedertekehr noch wohlbehalten aufgefunden.

Nach kurzer Raft verließen die Gäste die Hütte wieder, der Leihacher mit seinem Sohne, um den Weg nach Hause einzuschlagen, Mirbei, um auf die Alm hinaufzusteigen. So lange sie die Thrigen sehen konnte, jauchzte sie ihnen nach, dann aber richtete sie sich ihren Kreister\* zurecht und ihren Hausaltar, und das erste Gebet, das sie vor demselben zum Himmel schickte, galt ihrem Senzl. Eine freudige Ahnung sagte ihr, daß sie diese Alm nur glücklich wieder verlassen würde und ihr sehnlichster Wunsch war: „Wenn nur der Senzl scho' z'ruck waar!“

\* Kreister — Almenbett.



### XIII.



r ist zurück!  
Aber bis zum  
Juli ward Mir-  
del's Geduld und  
mit ihr die so vieler  
andrer Harrender noch  
auf die Probe gestellt.  
Da kam endlich die  
Kunde vom feierlichen  
Einzuge der ersten  
bayerischen Division  
in München, unter  
Führung des deut-  
schen Kronprinzen.

Viele Oberländer reisten dahin, um Zeugen zu sein von dem großartigen Empfange, den die Landeshauptstadt den mit Ruhm und Ehren bedeckten Kriegerern bereitete. Wie eine Königin hatte sich die Stadt geschmückt, die Sieger zu

empfangen. Was geleistet war im Schaffen und Erfinden, war würdig des Festes, das dort gefeiert wurde. Eine Siegestraße war es ohnegleichen, die hereinführte durch das Siegesthor und die Ludwigsstraße bis zur Feldherrnhalle. In Wort und Bild waren die tapferen Thaten und ihre Erfolge, alle Leiden und Freuden dieser muthigen Schaar verherrlicht. Unter Glockengeläute und klingendem Spiele zogen die tapferen Streiter, den deutschen Kronprinzen an der Spitze, an ihrem geliebten König, Ludwig II., vorüber, der nicht müde wurde, ihnen freundlich zu salutiren.

Die Hurrahs und Hochs wollten kein Ende nehmen und in allen Straßen, durch welche der Zug sich bewegte, wurden Offiziere und Soldaten mit Blumen und Kränzen überschüttet, so daß sie kaum wußten, wo sie die vielen Blumenpenden unterbringen sollten. Auch die Sanitätsabtheilung, bei welcher Lenz stand, wurde mit begeisterten Zurufen empfangen, Jedem war es ja bekannt, mit welcher Tapferkeit und Selbstaufopferung dieses Corps seine edle und schwere Aufgabe erfüllte.

Lenz, als Flügelmann einer Section marschirend, war, wie seine Kameraden, mit Kränzen reich behangen; plötzlich hörte er sich anrufen.

„Hurrah! Lenz!“ scholl es dicht an seiner Seite. Es war Peterl.

„Grüß di Gott!“ rief ihm Lenz zu. „Is 's Mirbei aa da?“

„Da is's nit, aba sie laßt di grüßn,“ antwortete Peterl, mit der Section gleichen Schritt haltend. „I geh mit dir und trag dir deine Kranz. Hurrah!“

Lenz reichte ihm sogleich einige hin, die ihn im Marschiren genirten. Peterl hing sich dieselben um den Hals,

und es währte nicht lange, war er so reichlich behangen, daß er kaum über seine grüne Bürde hinwegzusehen vermochte. Doch freudig marschirte er mit durch die Stadt und erweckte an manchen Plätzen fröhliches Gelächter. Lenzl ward gleich den anderen Soldaten bei einem Bürger der Stadt einquartiert, aber Peterl trennte sich nicht mehr von ihm, und auch er ward gern als Gast aufgenommen. Nachdem die Mahlzeit vorüber, gingen sie miteinander in die Stadt und ließen sich's wohl sein in der Freude des Wiedersehens. Es wurde manches Glas geleert auf Mirbei's Wohl, dem Peterl immer eines auf Bisei folgen ließ, was Lenzl nur für eine Höflichkeit hielt, so daß es der großartigen Stadtbeleuchtung an diesem Festabend dieser Weiden wegen nicht bedurft hätte, da sie ohnehin selbst anständig illuminiert waren und zu später Stunde und nicht ohne Schwierigkeiten ihr Nachtlager aufsuchten.

Andern Tages fuhren sie den Bergen zu, mit ihnen eine Menge der Heimat sehnsuchtsvoll zueilender Krieger. Mit Jubel begrüßte man sie auf allen Stationen, und als sie von Miesbach oder Schliersee aus zu Wagen die letzte Strecke zurücklegten oder zu Fuß die Schritte nach den Höhen und Einzelhöfen lenkten, da wurde ihnen in allen Ortschaften der herzlichste Willkomm zugerufen, und von den Almen hallte es herab, gleichwie aus dem blauen Aether, in welchem die Berchen jubilirten, und freudig jauchzte es wieder hinauf von den wiedergelehrten Glücklichen.

Lenzl begab sich, in Schliers angekommen, vor Allem auf den Freudenberg zu der Fischerlisl und dankte ihr für die innige Theilnahme, welche sie an seiner Liebe zu Mirbei und an dem Geschehe seiner Schwester nehme. Die alte Frau konnte sich an dem jungen, sauberen Burfchen, dessen Gesicht ein schwarzer Vollbart umrahmte, gar nicht satt sehen. Sie sprach ihm Muth zu und rieth ihm,

jogleich muthig zum Leigachbauer zu gehen und zu sehen, ob er ihn nicht selbst wieder auffordere, auf dem Hofe zu bleiben; sei dieß nicht der Fall, so könne er in Schliers bei ihren Verwandten sofort als Schweizer einstehen. Er mußte ihr das Versprechen geben, sie recht bald wieder heimzuzufuchen und sie ließ es sich nicht nehmen, ihn selbst auf ihrem Rahne über den See zu fahren.

Da deutete sie dann nach der grünen helleuchtenden Alm am Spizing und sagte: „So thua halt an Zuhschroa, daß er aaffhalt bis zu der Spizingalm zu dein Mirbei, die scho' tägli und stündli aaf di warten wird in der Wurzerhütten.“

Lenz ließ sich das nicht zwei Mal sagen, und ein freudiger, langgedehnter Zuhschrei tönte aus seiner starken Brust und hallte mächtig wieder von den umgebenden Bergen, und von allen Almen wurde der Ruf erwidert.

„I siehg scho', 's Zuchzen habns Ent in Frankreich drin nit verlernt,“ sagte die Fischerlisl befriedigt. Und als sie am Ufer angelangt waren, fuhr sie weiter: „Zäg pfüt di Gott, geh in Leigachhof und vertausch dei' Ehreng'wantl mit der Joppen und an grean Hüat'l, und laß dir nit nachschau'n, wo 's d' hingehst. 'S Bisei wird scho' bis morgn aaf di wartn müßn, aba 's Mirbei hat scho' lang gnu'a g'wart'.“

Lenz schickte der Zurückrundernden noch einen „Zuhgezer“ nach, den die Alte freudig erwiderte. Er hörte sie dann Schnadahüpfeln singen, deren Worte er zwar nicht verstand, die ihn aber ermuthigen sollten zu dem neuen Kampfe in der Heimat. Und voll frohen Muthes fuhr er dann mit Peterl nach dem Leigachhose, wo ihn die alte Mhadl mit Freudenthränen begrüßte.

Der Bauer war sehr ungehalten über Peterl, weil er ohne seine Erlaubniß nach München zum Einzuge gefahren



war und schleuderte diesem eine Fluth von Wortwürfen entgegen. Erst als Lenzl es wagte, ihm die Hand zum „Grüß Gott!“ zu geben, reichte er ihm die seinige flüchtig hin.

„So, bist wieder g'sund z'ruck?“ sagte er. „I werd dir bei' Geld, dös i zum Aufhebn g'habt hab, glei bringa. Hast scho' an Platz, wo's d' einsteht?“

Lenzl antwortete, daß er beim Wirth in Schliers jede Stunde einstehen könne, wenn ihn der Reizacher wirklich nimmer sollte brauchen können.

„Na“, sagte dieser trocken, „i bin scho verfehgn.“ Und er ging, das Geld zu holen.

Lenzl begab sich gleichfalls in die Kammer, wo seine Kleider lagen und kleidete sich um.

Das Fuhrwerk, welches Peterl von der Post in Schliers genommen, wartete noch außen, und als jetzt der Reizacher wieder zu Lenzl kam, sagte er ihm: „Du kannst dös Fuhrwerk glei wieder benutzen und aaf Schliers fahrn. Da is bei' Geld; i hon aa was dazua tho'. Mach an rechtschaffna Menschen, will nit über dein Stand naus und stift' loan Unfrieden bei Leuten, die dir mei' Lebta nur Guats tho' habn. Du wirst mi verstehn und glaabst, daß d' mir a Fäserl Dank schuldi bist, so zoag's, und steh nit in Schliers ein, geh weiter furt, und alleweil wirst an mir an Wohlthäter finden.“

Lenzl antwortete nichts; Thränen standen ihm in den Augen. All' seine Hoffnungen, all' sein Glück — er sah es schwinden, denn von dem Reizacher hatte er nichts mehr zu erwarten. Er hieß ihn weiter fortgehen und — er meinte selbst, das würde wohl das Beste für ihn und Mirbei sein. Rasch fuhr er von dannen, in Neuhaus aber verließ er den Wagen, es zog ihn hinauf zum Spizing, wo Mirbei

feiner harrte. Dort wollte er ihr Willkommen und zugleich den letzten Abschied sagen.

Die Sehnsucht nach der Geliebten beflügelte seine Schritte. Die am Wege stehenden purpurrothen Alpenröslein schienen ihm alle Muth und Trost zuzusprechen, er pflückte hievon einen Strauß seinem Mirdei. In der Nähe ihrer Alm angelangt, trieb es ihn wohl, hinaufzusteigen, aber er wollte ihr keine Verlegenheit bereiten und schlug, wie ihm die Fischerliß gerathen, den Weg zur Wurzerhütte ein.

Die alte Burgl begrüßte den Burtschen auf's Freundlichste. Obwohl sie sich nicht erinnerte, ihn schon früher gesehen zu haben, so legte sie doch, als Lenz seinen Namen nannte, eine Vertraulichkeit an den Tag, welche ihn auf die Vermuthung brachte, daß ihr sein Verhältniß zu Mirdei nicht fremd sei.

„Raft di nur aus da unterm kühln Schatten,“ sagte sie, „'s is grad die Zeit, wo die Almadirndln 's Vieh runtertreibn zum Tränken, da siehgst nacha gar Viel, was dir g'fällt.“

„Burgl,“ sagte Lenz, „mir g'fällt aaf der Welt nur was Danzigs und alles Andere hat für mi soan Werth.“

„Dös Danzige kenn' i,“ erwiderte Burgl lächelnd und mit dem Finger drohend, „dös Danzige hoaft Mirdei.“

„Wer hat dir denn dös g'fagt?“

„Ebba, der's am besten woaf, 's Mirdei selber. Wart nur a Weil, 's geht nit lang her, kimmt's mit'n Vieh zum See und da macht's diermal an Sprung her zu mir, bringt mir an frischn Butter und a Milli, und i wißt nit, warum 's grad heunt nit lemna sollt.“

„No, Burgl, weißt es woafst, so sag i nit na'. I bin lemna, um ihr „Grüß Gott“ und — „Pfüt Gott“ z' fagn.“

„Pflüt Gott fagn? — waar nit sauber! Es is do' der Brauch in der ganzn Welt, daß d' Siabsleut z' samm-schaugn.“

„Moan sollt ma's. Aba der Leizachbauer willigt niermals ein und da bleibt mir niz anders über, als daß i mi von der Hoamet trenn', um mi und 's Mirdei nit unglückli z' macha.“

„Jäg dös thaat i nit, Lenzl. Warum willst d' Hoff-nung auf's Mirdei aufgebn? A so a rar's Dirndl kriegst beina Lebta nimmer, und 's Mirdei — dörrft aba nit stolz wern — aa loan solch'n Buam. Dös G'scheidtest is, es wart's mitanander ab, wie's kimmt. Der Woazen is halt no' nit zeiti, aba es kimmt aa sei' Zeit zum Schneidn, und wenn i mi nit irr', so siehg i durt scho' Ebban lemna. Du hast schirfere Augn — wenn's ebba 's Mirdei waar!“

Lenz blickte auf und ein „Zuh!“ verkündete, daß er die Ankommende erkannte. Er eilte ihr froh entgegen.

Mirdei hatte einen Krug in der Hand und ein Körb-chen am Arm, mit der andern Hand führte sie einen langen Bergstock. Sie legte schnell Alles zu Boden und eilte dem Geliebten entgegen.

„Lenzl, bist es denn?“ rief sie entzückt aus.

„I bin's scho'!“ rief dieser und Beide lagen sich in den Armen.

„Gott sei's dankt, daß d' nur wieder da bist!“ fing Mirdei endlich an. „Jäg soll uns niz mehr trenna! Geh, laß uns zu der Wurzerhüttn gehn, der Glättabua gibt scho' aaf's Dieh beim Tränken Obacht. Ja, Lenzl, und wie dir der Vollbart guat steht! Ja, du hast ja a ganz' martia-lisch' Aussehgn kriegt; aba gelt, innerli bist scho' no' der Alt' und bleibst es?“

Sie waren inzwischen zur Wurzerhütte gekommen und

Mirdei reichte der mit freudiger Theilnahme herzukommenden Burgl Krug und Korb.

„Gehs nur eini in d' Hüttln,“ sagte diese, „drin is scho' kühl.“

Die beiden Liebenden folgten der Einladung, und nun ging es an ein Fragen und Erzählen, und Mirdei konnte sich gar nicht satt hören und Senzl sich nicht satt sehen an dem hübschen, treuherzigen Dirndl.

Nun aber kam er auf seinen Besuch im Reizachhofs zu sprechen und zögernd theilte er dem Mädchen seinen Entschluß mit, sich weiter fort um einen Dienst umzusehen.

„Sunst nix?“ fragte Mirdei.

„Was soll i sunst no'?“ sagte Senz.

„No, dös will i dir glei sogn,“ antwortete Mirdei.

„Desertirn willst? Schaamst di nit? Ja, ja,“ setzte sie lächelnd hinzu, „der Boda hat nit ganz Unrecht, wenn er sagt, d' Spitaler taugn halt nix.“

„Aba was soll i länger da thoa? Dir no' länger Ung'mach machn und —“

„'N Muracher Nazi willst Platz macha? Burgl, hast scho' so was g'hört?“

„No is er nit furt,“ tröstete die Alte; „er siehgt ma aa nit darnach aus, als hätt' er fi's Willet scho' kaast zum Abroasn. Warts a weng, i bring Entl an Süßn von Kräutln, die i extra für d' Diablsleut brock, und nacha halts Rath, wie's dem G'schid 'n Wind abg'winna kinnts.“

Senzl erzählte nun dem Mädchen ausführlich, wie er heute nochmals mit dem Reizacher gesprochen, wie ihm dieser sein Geld ausbezahlt habe und ziemlich unfreundlich mit ihm gewesen sei, fast wie damals auf der Alm bei seinem Abschiede.

Mirdei sah den Burschen verwundert an.

„Also is dir alle Schneid voganga, seit's dein großn

Bart tragst?“ fragte sie mit fast verächtlicher Miene. „Bist denn du no' der Lenzl?“

Burgl kam jetzt mit einer Flasche und zwei Gläsern herbei und nachdem sie eingesehnt, sagte sie: „Stoßts an und trinkt's iäh aaf d' Liab und d' Treu!“

„Ja, Des habts guat redn!“ meinte Lenzl. „I muaf furt und 's Mirbei bleibt da.“

„Wer sagt dir denn, daß i da bleib?“ rief Mirbei. „Moanft, i bin gachs wegg'worfa? Na, Lenzl, du kennst mi ja no' gar nit! Wenn du furtgehst, so geh i aa mit.“

„Dös wolltst, dös kunntst du? Dös is ja dengerft nur a Spaß?“

„Na,“ rief Burgl, „dös is toa' G'spaß. Wenn amal d' Liab so recht drin sht im Herzen, mittendrin, nacha gib't's toa' Hinderniß mehr aaf dera Welt. I woaf 's; aa mir habns mei' Liab nehma wolln zu mein Jörgl, habn mi z'winga wolln, an Andern z' heiratn, aa i war a reichs, ang'fehns Dirndl und mei' Verwandtschaft hat mi enterbt und verstoßn, aba je irger daß si 's g'macht habn, um so stärker is mei' Liab zum Jörgl worn und nacha hon i Alles verlassn, Boda und Muatta und G'schwister, Alles, und bin vom Zillerthal umma als a arms Dirndl zum Jörgl ganga. Da hast mi, hon i g'sagt — i hon nix, als mei' Liab. Da an dem Fleckl hon eams g'sagt und grad auf dem Fleckl, hat der Jörgl g'moant, wolln ma unser Glück mit Gotts Hilf begründn. Mitananda habn ma uns die Hütt'n baut, lange Zeit war's ohne Fenster, zum Bett habn ma uns d' Streu im Wald z'sammg'rechert und g'effn habn ma d' Fisch vom See und was ma g'fundn habn im Wald. Uba die Noth, war's aa groß, sie war do' so schö', 's war freidi a Paradies.“

„D' Fisch vom See habts g'effn?“ fragte Mirbei. „I hon gmoant, in den See gib't's loane Fisch?“

„Jäh gibt's aa loa' mehr drin,“ entgegnete Burgl, „weils böse Leut, die uns unser Glück nit 'gönnt, vergift' habn, daß ma nit z' essen mehr habn solltn. Seit deca Zeit san loa' mehr drin, denn es sand loa' mehr nachg'wachsen.“

„Geh, Burgl,“ sagte Mirdei, „dazähl's uns, wie's Ent weiter ganga hat. Du hast mir ja versprochen, daß d' mir's sagst, warum 's d' der Fischerliäl, meiner Godl, so dankbarli worn bist.“

„Recht gern,“ antwortete Burgl, „wenn Ent mei' G'schmaak nit z'wider wird.“ Und sie erzählte dann, mit einem Strickstrumpf beschäftigt, ihre und Jörgls Lebensschickale und ihre Kämpfe um's Dasein. Zum nächsten Leonhardsfest, erzählte sie, würden es gerade fünfzig Jahre, daß sie mit Jörgl zum Erstenmale zusammengetroffen. Jörgl sei als vierjähriger Knabe mutterseelenallein am Spitzingsee einer armen Wurzelsammlerin in die Hände gelaufen. Wie das Kind an diese von allen menschlichen Wohnungen so fern ab gelegene Stelle des Urwaldes gekommen, konnte man eben so wenig herausbringen, als wer die Eltern des Kindes seien und bei den damaligen Kriegszeiten gab man sich auch mit fruchtlosen Forschungen nicht viel Mühe. Die Wurzelsammlerin behielt das Kind bei sich und nahm es schon zeitig mit sich in die Waldungen, besonders auf den Spitzing, woher wohl die ganz besondere Vorliebe Jörgls für diese Gegend kommen mochte. Er wuchs zu einem hübschauberen Burschen heran, aber er mied die Menschen. Nur ein Mal ging er zur Leonhardsfahrt nach Fischhausen und da sah er Burgl. Sie kam mit ihren Eltern, die sich zur Mutter Gottes in Birkenstein verlobt hatten, aus dem Zillerthale herüber, und da in Fischhausen eben das Leonhardsfest gehalten wurde, wohnten sie demselben bei. Ein Blick genügte, Jörgl und Burgl für's ganze Leben zu verbinden.

Beim Tanze in Neuhaus gestanden sie sich ihre Liebe und damit begann, wie Burgl erzählte, der Kampf mit den Jhrigen und mit dem Schicksal. Sie entlief zu ihrem Jörgl, suchte mit ihm Kräuter und Wurzeln und Jörgl brannte daraus „scharfe Geister,“ insbesondere Enzian. Jäger und Holzhaßer kehrten bei ihnen ein und so brachten sie es zu einem kleinen Verdienste. Aber die Menschen gönnten ihnen ihr bescheidenes Glück nicht. Die Erlaubniß zum Heiraten ward ihnen verwehrt und man trennte Burgl öfter mit Gewalt von ihrem Geliebten und schaffte sie über die Grenze. Aber sie kam immer wieder zurück, obwohl sie sich vor den Schergentnechten, welche der Pfleger hinausschickte, in Acht nehmen mußte, daß diese sie nicht erwischten. Einstmals kam der Schergentoni ganz unerwartet und Burgl hatte gerade noch Zeit, sich in ein leeres Faß, das zunächst dem Herde stand, zu verstecken. Der Schergentnecht durchsuchte das ganze Haus und trank dann einige Gläser Schnaps. Jörgl gab ihm vom Stärksten, um ihn berauscht zu machen. Da konnte nach einiger Zeit Burgl das Nießen nicht mehr verhalten und man hörte im Fasse ein gedämpftes „Atshh“. Der Schergentoni hörte es auch, und als er den Deckel vom Faß hob, entdeckte er die arme Burgl. Sie mußte nun als Arrestantin mit ihm fort. Am Wege aber, wo auf einer Seite der See, auf der andern dichtes Gestrüppe ist, gab sie dem Schergen einen Stoß, dieser taumelte, und Burgl sprang in das Gebüsch. Als sie sich umwandte, sah sie zu ihrem Entsetzen, daß der Schergentoni kopfüber in den See gestürzt war. Vor Schrecken sank sie in die Knie, alle Gedanken verließen sie, dann aber raffte sie sich auf und floh, wie eine Verbrecherin, fort über Felsen und Schluchten, sie wußte selbst nicht, wohin. Jörgl aber hatte von seiner Hütte aus Alles beobachtet, rannte schnell herbei, zog den Toni nicht ohne eigene Lebensgefahr aus dem See und

brachte ihn wieder zu der Hütte zurück, wo er ihm mit seinem „Geist“ die entzündenden Lebensgeister auffrischte und seine Kleider trocknete. Als Dant hierfür mußte er ihm versprechen, den Vorfall nicht anzuzeigen, wozu sich der Schergentoni gern verstand.

Burgl kam in ihrer Verzweiflung bis zum Ruhjaggl hinüber, so heißt der 4500 Fuß hohe Berg, welcher das Schlierseeenthal vom Rottachthale scheidet. Schon fing es zu dämmern an. Burgl hatte bereits für heute die Hoffnung verloren, noch aus dem Walde hinauszukommen, desto mehr trat die That, welche sie begangen, ihrem ganzen Umfange nach vor ihr inneres Auge. Sie sah sich als Verbrecherin wegen Mord in's Gefängniß und auf's Schaffot geschleift, unwiederbringlich verloren war ihr Jörgl, und da sie ohne ihn nicht leben konnte und mochte, faßte sie rasch den Entschluß, diesem qualvollen Zustande ein Ende zu machen. Sie wollte auf die Felswand hinaufsteigen, unter welcher sie jetzt stand und sich hinabstürzen auf das Gerölle in der Tiefe. Es gibt im Leben Augenblicke, wo der Himmel den Menschen verläßt und ihn Preis gibt den Mächten der Hölle. Wer in solchen Augenblicken nicht Kraft und Muth besitzt, sein Schicksal zu ertragen, der fällt diesen finsternen Mächten anheim, das Gute in ihm verschwindet und er ist verloren.

Haftigen Schrittes eilte Burgl den Fels hinan, schon war sie auf dessen Scheitel angelangt und schon —

„Burgl, was thuast denn du da?“ rief ihr eine Stimme zu, und als sie sich umwandte, stand die Fischerlisl vor ihr. Ohne daß es Burgl ahnte, war sie an den Gangsteig gelangt, welcher von Tegernsee nach Schliers führt und die Fischerlisl kam eben auf demselben heran. Burgl glaubte, ein Engel vom Himmel wäre ihr erschienen. Die Fischerlisl, dortmals seit kurzem Wirthin von Schliers, nahm



sich des irrenden Mädchens, das ihr unter Thränen sein Leid erzählte, sofort an, hieß es mit ihr nach Schliers gehen und bei ihr übernachten. Hier erfuhr Burgl auch dann zu ihrer größten Freude, daß der Schergentoni wohlbehalten im Garten saße und sein Bier trinke. Eine andere Nachricht aber erschreckte sie. Die Fischerlisl hatte vom Pfleger gehört, er wolle morgen selbst mit einigen Knechten auf die Wurzerhütte gehen und diese niederreißen und verbrennen lassen und so die Liebenden für immer vom Spizingsee vertreiben. Zugleich aber vertraute sie der Burgl an, daß der Pfleger seit einigen Tagen an heftigen Leibschmerzen leide und sich einbilde, durch den Marsch nach dem Spizing würde sich das Uebel heben. Da der Pfleger für sein leibliches Wohl sehr besorgt sei, so meinte die Fischerlisl, wäre es leicht möglich, daß er seinen Entschluß ändern und die Hütte verschonen würde, wenn ihm Jörgl ein wirksames Mittel geben könnte, ihn zu kuriren.

Mit dem nächsten Tagesgrauen verließ Burgl das Haus der gastfreundlichen Fischerlisl und kehrte zu ihrem Jörgl zurück, der in größter Sorge um sie gewesen. Richtig erschien im Laufe des Tages der Pfleger mit seinen Leuten. Todkrank gelangte er bei der Hütte an, die er sofort in Brand zu stecken befahl; vorher aber verlangte er von Jörgl noch einen starken Geist, der sein Unwohlsein vertreibe. Jörgl versprach ihm ein radikales Mittel zu geben, wenn er den Befehl zur Vernichtung der Hütte zurücknehme. Der Pfleger weigerte sich lange, aber seine Schmerzen wurden immer unleidlicher und schon fürchtete er, hier am Spizing zu Grunde gehen zu müssen, da preßte ihm die Todesfurcht das Versprechen ab, die Hütte stehen und ihre Bewohner künftig unbehelligt zu lassen. Jörgl gab ihm hierauf einen Doppelenzian, der in der That den Pfleger von

R. Schmidt, Im Hochlande.

feinen Schmerzen befreite. Von dieser Zeit an wurden die Liebesleute nicht weiter verfolgt und die Fischerliel sagte oft lachend zum Pfleger:

„Was die Lieb zusammenführt,  
Soll der Pfleger nicht trennen.“

„Und so,“ schloß Burgl ihre Erzählung, „habn ma endli von der weltlichen Obrigkeit an Fried g'habt.“

„Was hat aba der Pfarrer g'sagt?“ fragte jetzt Mirbei. „Is dös loa' recht große Sünd', wenn ma', ohne g'heirat z' sei', so mitananda lebt?“

„A Sünd is 's grad, scho' g'wen,“ antwortete Burgl. „I hon's aa woltern alle Jahr auf Ostern beicht, aba der Pfarrer hat mi niermals nit absolvirt, weil i eam nit versprecha kunnt, die Sach' z' ändern. I hon aba dengerst nit nachlassn, und nach a etli zwanz'g Jahrln, da is's 'n Pfarrer mit der Zeit z'wider worn. Burgl, hat er g'sagt, i will di heunt absolvirn, wennst mir versprichst, daß d' es bereu'ft, daß d' mit 'n Jörgl so lang in wilber Eh' g'lebt hast. Draaf hon i g'sagt — Hochwürdn, hon i g'sagt, da thaat Entl aba recht für an Narrn halt'n, wenn i dazua Ja saget. Also bereu'ft es nit, hat er wieder g'fragt. Na, hon i g'sagt, g'wiß nit. Da hat er's Lacha ang'fangt und hat mi g'lobt für mei' Aufrichtigkeit und — hat mir d' Absolution gebn. Und sit da Zeit hat der Pfarrer und 's G'richt nix mehr nach uns g'fragt. Es is uns alleweil besser ganga, und bal habn wir uns a Bißl a Geld vodeant und Ebbas gespart.“

Jetzt erst lebten sie dort still und in einträchtiger Liebe. Doch auch Jörgl und Burgl erfüllten ihren Lebenszweck, und manch müder Wanderer und von der harten Winterarbeit ermatteter Holzknecht, denn häufig blieb das Paar

auch im Winter dort oben, dankt ihnen für die Menschenfreundlichkeit, mit welcher ein labender und herzköstlicher Trank gereicht ward. Jörgl grub fleißig Wurzeln, während Burgl in ihrer Hütte die stärkenden Geister des Gebirges braute; selbst Könige und Fürsten labten sich an dem Enziangeist und auch Friedrich Wilhelm IV. von Preußen besuchte auf einer Fahrt in die Dalepp die Wurzerhütte.

„No, und warum habts später nacha nimmer g'heirat?“ fragte jetzt Lenz.

„Zu was?“ entgegnete Burgl. „Es hat's a so aa tho'. Alt fan ma worn und da hätten ja dengerst d' Seut g'lacht, wenn i mit dem altn Grandhauer, 'n Jörgl, no' eini waar nach Schliers, um a Hochzet z' halt'n.“

„Wie moanst, Mirdei, solln ma's nit aa r a so macha?“ fragte Lenz halb im Ernst, halb im Scherz.

„Erst wenn alle Strick reißen,“ erwiderte Mirdei. „Aba du hast ja a Geld und kriegst 'n Vodeanst, und mi wird ma' wohl aa zu was brauch'a kinna!“

„No schaugts, da kimmt mei' Jörgl mit an Korb voll Kräuter,“ sagte jetzt Burgl.

In der That kam der alte Wurzeljörgl rüstig herangefschritten; schon von Weitem grüßte er freundlich die Burgl, die ihm einige Schritte entgegen ging.

„Ja Jörgl, du kannst es ja schier nit dachleppn!“

„Es macht si grad no',“ gab er zur Antwort. „Aba i hon aa r an Durst bei dera Hiiz. Ganz g'wiß kimmt heunt no' a Wetta.“

„No' schaugt si si nit her,“ meinte Burgl; „aba iäz kimm nur eini in d' Stubn. An Schmarren kriegst von an niglnaglfrischn Butter, den uns 's Mirdei grad bracht hat.“

„S Mirbei is da?“ sagte er und begrüßte das Liebespaar. „Nacha is der Leihacher, dei' Woda unafunst aaffig'friegn aaf d' Alm.“

„Was?“ rief Mirbei erschrocken, „der Woda kimmt?“

„Der dbrf mi nit da treffa,“ sagte Lenz; „i mach, daß i weiter kimm.“

„Dös is z' spat,“ versetzte Jürgl, „da geht er grad auf d' Hütt'n zua.“

„Wo aus iäh?“ fragte Lenz.

„In's Faß schließst ein!“ rief Jürgl lachend, und ohne sich lange zu besinnen, hob sie den Deckel ab und Lenz sprang in das leere Faß hinein.

Der Leihacher schritt bereits zur Thüre herein.

„Grüß Gott, Woda!“ rief Mirbei auf ihn zueilend, „bi hon i heunt nit dahofft.“

„Dös mirf i,“ sagte der Bauer, nachdem er sich in der Hütte umgesehen, „funst waarst nit da in der Wurzerhütt'n.“

„Is ja 's Vieh no' draußn am See,“ antwortete das Mädchen.

„No', da lang i dir besser Auskunft gebn; 's Vieh is scho' lang wieder obn aaf der Woad. I wollt' wett'n, es is Ebba da g'wen, oder is no' da.“

„Ja, wer denn?“ fragte Mirbei.

„Wer? der Lenz!“

„Ja wo waar denn der?“ fragte das Mädchen.

„Dös woast du g'wiß besser, als i, und du, Jürgl, woast es, dei' lachets G'sicht is aa nit ächt —“

„Da muaß i nacha scho' ächt locha,“ entgegnete diese. „Suach 'n halt; vielleicht steckt er in Uhrastn drin, oder in dem Faßl durt, oder —“

„Sei stad!“ sagte der Alte unwillig, „und lach nit alleweil; i bin heunt scho' fuchti.“

„Da trink a Glasl Enzian,“ begütigte Jörgl, ihm ein solches reichend, „dös macht dir wieder an heitern Geift.“

Der Leizacher kam jetzt zu der Ueberzeugung, daß er seiner Tochter Unrecht gethan habe.

„Woast fü wö i kemma bin?“ sagte er. „Zu Ehrn der aus 'n Feld z'rucklehrtn Soldatn is am Sunnta Veteranaball in Marbach. I bin zum Ausschuß g'wählt worn und da wird di am Samsta a Dirn ablösn von der Alm. Du muaßt mit aaf 'n Ball und sollst di flott z'sammrichtn, denn als a Ausschußtochter muaßt mir und dir an Ehr machn.“

„Da soll si nix saahln!“ rief Mirdei. „Und grad dert-halbn bist heunt no' aaf d' Alm aaffag'stiegn?“

„Ja. Und am Spitzing herobn gibt's viel Alpen-bleameln; schick ma am Samsta a etli Körbeln voll abi in's Neuhaus, von durt werns nacha scho' aaf Marbach befördert. Und iäh mach, daß d' aaf d' Alm kimmst; i muaß aa glei wieder z'ruck nach Neuhaus, wo heunt no' a große Be-rathung is.“

Dann bezahlte er seinen Schnaps und ging mit Mirdei weiter. Nachdem sie sich eine Strecke entfernt hatten, eilte Mirdei unter dem Vorwande, ihr Körbchen vergessen zu haben, nochmals zurück und reichte dem sich aus dem Fasse erhebenden Lenzl die Hand mit den Worten:

„Am Sunnta beim Veteranaball sehgn ma uns wieder; versprich mir's, daß d' kimmst.“

„Er kimmst scho'!“ versicherte Burgl und schob sie der Thüre zu.

„Weilst es habn willst!“ sagte Lenz, „da hast mei' Hand draaf. Uba es wird uns nixi nuhen.“

„Es nußt uns scho' was. Grlaß ma mei' God!“  
Dann eilte sie ihrem Vater nach, der, in der Meinung, er habe seiner Tochter wirklich Unrecht gethan, dieses durch eine an ihm sonst ganz ungewohnte Zärtlichkeit wieder gut machen wollte. Dies und eine sichere Ahnung sagten ihr, daß sie der Veteranenball ihrem Ziele näher bringen werde, und sie nahm sich vor, nicht umsonst „eine Ausschußtochter“, wie sie der Vater genannt, zu sein!



#### XIV.



„i Zuhuhuhu! Zuhu!“ So dröhnt es festlich weithin durch das Thal. Von den Bergen steigt der blaue Rauch der Böller auf und das reizende, von den glitzernden Strahlen der Nachmittagssonne flimmernde, sonst so ruhige Thal ist heute voller Leben, voll Freudigkeit, denn „j' Marbach is heunt Veteranaball!“

Der Wendelstein mit seinen reizenden Formen und fagenreicher Schönheit blüht in wunderbarer Bläue in das

lichtgrüne Thal herab und wie eine goldene Krone leuchten der gefürchte Wald und die duftenden Arien um die geweihte Höhe. Der ewig jugendliche heilige Berg grüßt das muntere Bälllein zu seinen Füßen und die herrlichen Berggruppen des Breitensteins, der rothen Wand, der Gipelspitze, des hohen Miesing, der Brecherpitze und des Jägerkamms grüßen nicht minder freundlich herab auf die neben dem Ufer des hellen Gebirgsflusses sich hinschlängelnde Straße, auf welcher heute ein außergewöhnlicher Verkehr stattfindet.

„Marbach!“ war die Parole der flotten Buam und Dirndl. Zu Fuß, zu Wagen und zu Pferd kamen sie herangezogen. Die geschmückten Leiterwagen waren mit den besten und schönsten Rossen bespannt, die, an Schweifen und Mähnen mit Blumen und Bändern geziert, mit hellem Glockengeläute stolz dahersausten von Bährischzell, Geitau, Aurach, Schliers, Fischhausen und noch vielen andern Orten.

Auf den mit Laub- und Blumengewinden reich gezierten Wagen saßen die Buam und Dirndl in bunten Reihen, voraus meistens ein oder zwei Vorreiter auf feurigen Rossen. Man sah es manchem dieser schönen Bursche an, daß sie als bayerische Reiter im Feldzuge mitgekämpft und wohl keinen noch so graufigen Spahi gefürchtet haben. Viele trugen mit stolzem Selbstbewußtsein das eiserne Kreuz an ihrer grauen Lodenjoppe, und goldene und silberne Tapferkeitsmedaillen, Verdienstkreuze und Feldzugszeichen schmückten die jungen Veteranen, kräftige, schlanke Gestalten von gesunder und blühender Gesichtsfarbe. Die Dirndl aber prangten in mit silbernen Ketten verschmücktem Nieder, schweren silbernen Halsketten und in grünen, mit schweren goldenen Schnüren und Fliederbüschen gezierten Hütchen. Jede trug im Nieder ein Sträußchen frischer Nelken oder Rosen, nach dem mancher Bursch begehrlieh blickte.



So fuhren sie jubelnd und singend dahin durch das reizende Fischbachau, um nach kurzer Fahrt in Marbach zu halten. Auch von der andern Seite des Thales, von Ellbach und Hundham her kamen in gleicher Weise die Veteranen mit ihren Dirndl'n, und mit Juhu's begrüßten sie sich gegenseitig, als sie von ihren Pferden und aus den Wagen sprangen, um sich dem mit Fahnen und Guirlanden geschmückten Hause zu nähern.

Vor diesem standen die Musikanten, um die Ankommenden mit einem flotten Marsche zu begrüßen. Das Ball-Comité empfing sie mit einigen kernigen Sprüchen und dann ging es hinein in das festlich geschmückte Haus, erst zum frugalen Mahle, dann zum Tanze. Zwischen Alpenblumen und Eichenlaub hingen im „putzten Saal“ die Bilder des Landesvaters, König Ludwig II., des Kaisers Wilhelm und des Kronprinzen, der die Bayern geführt von Sieg zu Sieg in dem gewaltigen Kampfe. Die Bilder schauten so freundlich herab auf die flotten Veteranen, gerade als riefen sie Jedem zu: „Freut Euch, Buben, Ihr habt es wohl verdient um's Bayernland und um's deutsche Reich, und freudig schauen wir Euch zu und theilen Eure Lust!“

Hei! wie die Musikanten so lustig aufspielen — erst bei der Tafel und dann beim Tanz. „Juchuh!“ hallt's lustig drein. Schuhplattelt wird, daß es eine wahre Lust ist. Die Dirndl'n drehen sich so schmucl, so frei, daß man sich nichts Reizenderes denken kann; die Buben schlagen mit den Füßen auf den krachenden Boden und springen wieder jodelnd in die Höhe, oder schlagen die flachen Hände zusammen und schnalzen mit der Zunge, oder schlagen mit den Händen auf die Kniee, die Wade und Schuhsohlen. Dann heben sie wieder ihre Dirndl'n so federleicht in die Höhe und tanzen um sie herum oder auf einem Fleck, daß einem vom Zusehen fast schwindlig wird,

daß man fast meint, man müsse selbst ein Dirndl um die Hüfte nehmen und wie die Andern platteln und schmalzen, pfeifen, drehen, springen und juchzen, daß das Haus erzittert.

Draußen aber, wo der Gangsteig führt nach Birkenstein, sitzt mutterseelenallein ein Dirndl und bindet aus hochrothen, in ihrem Schooße liegenden Alpenrosen und den Blumen, welche sie von der im hellsten Blüthenschmucke schimmernden, üppigen Wiese gepflückt, einen Kranz, den sie mit grünem Eichenlaub untermischt. Es ist Lisei. Die Blässe ihres Gesichtes wird durch die üppigen, pechschwarzen Zöpfe, welche ihr interessantes Gesicht mit den tiefdunklen Augen umrahmten, noch mehr hervorgehoben. Sie hatte das grüne Hütchen abgenommen; ihr Nieder schmückte kein silbernes Gefchnür, kein Sträußlein aus frisch blühenden Nelken steckte daran. Die Alpenblumen hatte sie mitgebracht vom Wendelstein. Dem Wunsche ihres Bruders gemäß, der sie in den letzten Tagen einigemal auf ihrer Alm besucht und der sich fest vorgenommen hatte, nach dem Veteranenball aus dieser Gegend zu scheiden und auch Lisei hierzu bereben wollte, war sie heute Morgens herabgestiegen. Sie war in Marbach einige Stunden mit Kenzl beisammen gewesen und die beiden Geschwister verklärten sich die Freude des Wiedersehens durch den Kummer ihres Herzens. Als aber die dritte Nachmittagsstunde herannahte, und die Ballgäste angefahren kamen und die Musik begann, da trieb es Lisei fort, und so finden wir sie am Fußsteige nach Birkenstein, Blumen pflückend und sie mit Alpenrosen zum Kranze flechtend. Ihr durchschnitten die frohen Klänge das Herz. Wenn doch auch Franzl unter den Veteranen wäre, wenn auch sein Jauchzen freudig hinaushallte in das Thal und hin zum Wendelstein und sie jetzt bei ihm wäre, mit ihm tanzte und mit den Anderen die Lust des Tages theilen könnte!

Schwere Tropfen fielen aus ihren schönen Augen herab auf die Blumen in ihrem Schooße.

„Mei' Franzl,“ sagte sie jetzt, „aa du sollst di heunt freun, mei' Bua! Und liegst aa drin in Frankreich und woaß i aa nit hin zu dein Grab, auf döös i so recht woana kunnt und d' Bleameln legn und 's Kranzl, du g'schpürst es dengerst dort in Himmi obn, wie stark mei' Liab is, und daß i di gern hon und ewi gern, so lang i leb. Die liabe Frau von Birtlastoa' wird dir's scho' z' wissn machn, dessel, döös is mei' Glaubn. Der gib i Bottschaft aaf für di, mei' Liaba, arma Bua!“

Und langsam stieg sie aufwärts am Saume eines dichten Waldes zum freundlichen Wallfahrtskirchlein, das in tiefer Bergeinsamkeit und stiller Abgeschlossenheit dort liegt am Fuße des Breitensteins. In's Kirchlein eingetreten, dessen Inneres düsteres Dämmerlicht erfüllte, kniete sie hin am reichgeschmückten Altare, von welchem die wunderthätige Madonna im Strahlenglanze freundlich herniedersehauet. Mit frommem Blick reichte sie den Blumentranz ihr dar und legte ihn hin unter heißen Thränen. Heilige Stille herrschte in der Kapelle und der röthliche Schein der Sonne fiel durch die farbigen Scheiben gerade auf den etwas im Dunkel stehenden Altar und beleuchtete mit magischem Schein das hehre Bildniß.

Sisei fühlte sich wunderbar erhoben, ein süßer Trost drang in ihr Herz, die heilige Ruhe ringsumher ließ sie den Frieden ihres bis dahin so tief bewegten Herzens wieder finden und so kniete sie lange da im Gebet ohne Worte, in einem heiligen Schauer. Und weil sie jetzt ein wenig rasten mochte, setzte sie sich in eine Kirchenbank und gedachte ihres Franz. Da hörte sie wohl hie und da einen leisen Klang, einen Fußschrei zittern vom Thal herauf vom Veteranenball. Die Augen fest geschlossen, schlief sie ein.

Lise lächelte. Sie träumte so schön, so wunderlieb und träumte jetzt gar vom Veteranenball — es tanzt mit ihr der Franzl und singt mit ihr das Lied vom Wendelstoa, der Franzl ist so lieb mit ihr — so lieb — der Traum — er ist so wunderschön!

Es war ein seltener Zufall, daß das Kirchlein trotz des Feiertages so leer blieb. Die Leute hatten sich nach der nachmittägigen Vesper alsbald entfernt; die Musik im nahen Marbach mochte Manchen hinabgelockt haben in den schattigen Garten, um dortselbst den Veteranen zuzuschauen, und er hatte deshalb seine Andacht abgekürzt. Alles nahm ja Antheil an dem Feste der tapfern Söhne, welche dem tausendfach drohenden Tode glücklich entronnen, und Alt und Jung strömte herbei und bestrebte sich, diese Antheilnahme in herzlichster Weise zu erkennen zu geben.

Ganz hinten im Dunkel des Kirchleins richtete sich jetzt eine bis dahin zusammengesauerte Gestalt hoch auf und ein junger Mann, gekleidet in die Tracht der hiesigen Gegend, von mittelgroßem Wuchse, blickte aufmerksam nach dem schlafenden Mädchen. Es war Lindl. Auch er kam mit der rückmarchirenden Armee aus Frankreich zurück und hatte die letzte Woche noch bei den Pferdeversteigerungen der Cavallerieregimenter Verdienst gesucht und gefunden. Es war ihm die ganze Zeit über gut ergangen, er scheute keine Plage, und der Proviantlieferant, in dessen Diensten er stand, fühlte sich glücklich, einen so wackern Burschen zu haben. Oft hatte er Gefahren zu bestehen gehabt, die Fuhrwerke, welche er leitete, waren häufig von Franctireurs überfallen worden, aber Lindls Tapferkeit und seine bekannten „Bayrischzellerbirn, wie's an der Leihach wachsen,“ retteten manchen Transport vor der Wegnahme. Lindls sonst so trotziges, mißmuthiges Wesen hatte sich in Folge unausgesetzter Thätigkeit in eine trohe Lebensanschauung verwandelt. Er sah wohl ein, daß

sein früheres gefetzloses und sträfliches Handeln mit der Ungerechtigkeit der Welt sich nicht entschuldigen ließ.

So kehrte er mit stolzen Gefühlen aus Frankreich zurück. Als er aber heute von München der Heimat zufuhr, beschlich ihn eine gewisse Bangigkeit. Es ahnte ihm, daß ihn hier trotz seines veränderten Wesens neue Erniedrigung, neue Schande erwarte und daß er wegen des Schusses auf den Förster, den man ihm zuschrieb, zur Verantwortung gezogen werden würde. Er hatte diese zwar nicht zu scheuen, aber es war doch ein trauriger Einstand in der Heimat, schon in der ersten Stunde in's Gefängniß wandern zu müssen. Aber dem war nicht vorzubeugen. Es war ihm jetzt nur darum zu thun, seine arme Mutter wieder zu begrüßen, von deren Tod er nichts wußte, zu sehen, wie es ihr ergehe; dann trieb es ihn auch, Franzens Vermächtniß an Lisei zu überbringen, an Lisei, an die er dachte bei jeder guten That, für die zu arbeiten er sich einredete, damit auch sie ihn achte und er bei der Heimkehr nicht mehr als nichtsnutziger Loder, sondern als ehrlicher Mann vor ihr erscheinen könne. Und so kam er denn heute in die Heimat zurück. Trug er seinen Kopf sonst wie ein „schneidiger Bua,“ jetzt vermied er es, sein Gesicht sehen zu lassen, den Hut tief in die Stirn gedrückt, lehnte er, sich schlafend stellend, in der Ecke des Waggons. In Holzkirchen aber stieg er aus und suchte auf einsamen Wegen und die Menschen meidend, über Weyern und an der Leigach entlang nach Birkenstein zu gelangen, um von hier die Hochalm am Wendelstein, wo er Lisei sicher vermuthete, zu ersteigen.

Die Stille um das Wallfahrtskirchlein lockte ihn an, dort einzutreten; hier hatte ja Lisei beim Abschiede für ihn gebetet, hier drängte sein Herz, dem Himmel zu danken für das Glück, das ihm seitdem zu Theil geworden.

Leise trat er in das Kirchlein und sein erster Blick fiel auf das am Altare knieende Mädchen. Er erkannte es sofort. Dieser Zufall schien ihm eine glückliche Vorbedeutung zu sein; es überfiel ihn ein freudiger Schauer. Leise schlich er hinter einen Pfeiler und dort verweilte er, kein Auge von Eisei gewandt, und wenn ein Gebet aus seinem Herzen emporstieg, so war es ein Wunsch, vor dessen Größe er selbst erröthete, den er nicht in Worte zu kleiden wagte, dessen Möglichkeit ihn aber mit einem süßen Schauer erfüllte.

Auch als sich Eisei in die Kirchenbank setzte, vermied er es vorsichtig, sich bemerkbar zu machen. Regungslos stand er an seinem Platze, lange, lange. Eisei saß eben so regungslos, gleichsam als wäre das Leben ihr entflohen. Allmählig überkam den Burschen eine unennbare Angst. Sollte sie krank geworden sein, sollte ihr bei dem Jubel, der von Marbach heraufschallte, die Trauer um ihren Franz das Herz gebrochen haben?

Zitternd schlich er sich vorwärts zur Bank, wo Eisei schlief.

„Mei' Gott,“ dachte er sich, „dem Dirndl is nit guat!“ Und leise rief er: „Eisei, wie is dir denn?“

Da bewegten sich leise ihre Rippen und Lindl hörte die Worte: „Mei' Franzl — mei' liaba Bua!“

Lindl athmete leichter. Sie lebte — sie träumte. Da kam ihm ein Gedanke! Das Andenken von Franz, welches er Eisei zu überbringen hatte, trug er in einem Päckchen bei sich in der Tasche. Rasch nahm er es hervor und legte es Eisei in den Schooß.

„Dös wird's g'freun, wenn's aufwacht,“ sagte er zu sich selbst; „i will ihr mei' Person iäh nit aufdränga — erst wenn's aaf d' Alm z'ruckkehrt is, soll's mi durt treffa. Mei' Umgang bringt heunt no' Schand und Spott — aaf der

„Um, durt siehgt mi Neamd, durt sollst mi wieder sehgn, arms, bravs Dirndl!“

Und noch einen langen Blick auf die Schlafende richtend und ihr fein Sträußchen vom Hut in den Schooß fallen lassend, eilte er von dannen.

So leise auch Bindl aufzutreten versuchte, so hallte doch sein Schritt in dem leeren Kirchlein wieder und Lisei erwachte plötzlich. Ihr erster Blick fiel auf das Päckchen in ihrem Schooße, auf das Blumensträußchen. Was war das? Wer hatte ihr das in den Schooß gelegt? Den Schmerz, daß sie nur im Traume mit Franz zusammengewesen, drängte jetzt die Neugierde zurück. Was das Päckchen wohl enthalten könne? Zögernd öffnete sie es und ein Schrei freudigster Ueberraschung drang aus ihrem Munde.

„Von mein' Franzl!“ rief sie, und mit einem dankbaren Blicke sah sie hin zur lieben Frau, die ihr diese Freude bereitet.

Sie hielt in ihren Händen seine Uhr mit der silbernen Kette, das Ringl, welches sie ihm am letzten Almentirte gegeben und einen ledernen Beutel mit Geld. In ein feines Papier eingewickelt, fand sie einen Theil seiner dunklen, schönen Haare. Sie glaubte Franz selbst zu küssen, als sie ihre Lippen auf dieses ihr so theure Andenken drückte, und dabei lag ein Zettel mit Franzens Unterschrift, ein Zettel, von ihm geschrieben! Es waren die letzten Zeilen, die er wenige Stunden vor seinem Tode geschrieben. Lisei konnte vor Thränen, welche ihr jetzt unaufhaltfam aus den Augen flossen, kaum die wenigen Zeilen lesen. Erst nach und nach gelang es ihr. Sie lauteten:

„Liebstes Lisei!

Ich sterb auf'm Feld der Ehre. Gott hat's so wolln — verzag nit, tröst dich und für dein Glück sorg i im Himmel

droben, wohin i heunt noch kimm. Dank's 'n Rindl, was er mir Guts than hat. Leb wohl, mein Alles, mein Bisei — ich kann nicht mehr —

Dein

Franzl."

Immer und immer wieder las sie diese Zeilen, ihre Thränen fielen darauf; aber ihr Herz richtete sich auf, wie Balsam träufelten diese letzten Worte Franzls auf dasselbe. Jetzt erst, als sie das Blumensträußchen neben sich erblickte, drängte sich die Frage auf, wer ihr diese Freude gemacht haben könne? Noch ehe sie dieselbe ausgedacht, war sie schon beantwortet.

„Rindl!“ rief sie, „er war da, er hat mir dös lehte Vermächtniß bracht!“

Sich das Sträußchen unwillkürlich in's Nieder stehend, sah sie sich nach ihm um, aber vergebens. Sie hätte ihn jetzt so gerne sprechen, ihn über Alles befragen mögen, aber weder im Kirchlein noch außer demselben konnte sie ihn erblicken.

„Er wird wohl aaf d' Alm kemma,“ dachte sie, „vielleicht wart er scho' aaf mi, bis i aaffkimm.“ Und ohne Säumen schlug sie den Weg dorthin ein.

Der Geigen- und Trompetenklang, das Jauchzen von Marbach herauf schnitt ihr jetzt nicht mehr so tief in's Herz, wie vorher, im Gegentheile fühlte sie es freudig bewegt, und wie sie so dahinschritt auf dem felsengesäumten Waldwege, glitt ein frohes, längst entwöhntes Lächeln über ihr schönes Gesicht und die sonst so blassen Wangen erschienen leicht geröthet. Lächelnd blickte sie auf zum Blau des Himmels, wo ja ihr Franz, wie er ihr schrieb, für ihr Glück sorgen wolle und jetzt sicherlich liebevoll auf sie herniederschauen werde. So war sie mit wohlthuemdem Troste wieder auf ihrer Alm angelangt. — — —



Drunten aber in Marbach sollte sich auch für Lenzl das Blatt zum Bessern wenden.

Wir wissen, daß der Reizachbauer bei dem den Kriegern von der Gemeinde gegebenen Feste in Marbach die Ehrenstelle eines Ausschußmitgliedes bekleidete und er bildete sich nicht wenig auf die blauweiße Schleife ein, welche in seinem Knopfloch prangte. Er war mit Mirbei und Peterl in einem prächtigen Gespann herangefahren und verfaß seinen Ehrenposten mit einem hohen Grade von Selbstbewußtsein.

Mirbei sah anfangs nicht besonders heiter aus, erst als sie Lenzl unter den Anwesenden bemerkte, strahlte auch auf ihrem Gesichte die Freude.

Das Mahl war vorüber und dazwischen wurde flott getanzt. Der Schuhplattler wechselte mit dem Sandler, dem Dreher und dem beliebten Neubayerischen und das Fest war im besten Gange. Auch Urschi war mit ihrer Familie anwesend.

Mirbei hatte bis jetzt jeden Tanz ausgeschlagen, selbst dem Lentner Nazi, der seine wiedergekehrte patriotische Stimmung an den Tag legen oder erheucheln wollte und sie zu dem letzten Schuhplattlertanz aufforderte, antwortete sie mit einem fast schnippischen „Nein.“

Dem alten Reizacher war dies nicht recht.

„Du verdirbst mir mei' ganze Freud!“ sagte er leise zu seiner Tochter. „Du bist a schöne Ausschußtochter!“

„Daß mi mit 'n Lenzl tanzn, nacha krieg i a Freud,“ antwortete das Mädchen.

„Salara!“ brummte der Reizacher in sich hinein, „wenn nur den der Teuffl holet.“

In diesem Augenblicke wurde er durch einen Burtschen in den Garten hinabgerufen, wo ihn ein fremder Herr zu sprechen wünschte.

Der Leizacher begab sich sofort dahin. Hier stellte sich ihm ein Herr vor, in eine feine Toppe und graue Beinleider gekleidet, von hoher Gestalt und vornehmer Aussehen. Ein grüner Hut lag neben ihm auf dem Tische. Das Gesicht des Fremden war blaß. Ein blonder Schnurrbart zierte seine Oberlippe und auf seiner linken Wange war eine von einem Säbelhiebe herrührende Narbe sichtbar. Im Knopfloch seiner Toppe hing ein kleines eisernes Kreuz an schwarzweißem Bande und der Anblick desselben genügte für den Leizacher, um ihm sofort die Hand zum Willkomm zu reichen.

„Grlaß di Gott,“ sagte er, „dös freut mi, daß d' uns aa die Ehr gibst.“

Der Fremde erwiderte freundlich lächelnd den Händedruck des Alten.

„Sie kennen mich noch nicht?“ fragte er.

„Dös thuat nix,“ antwortete der Leizacher. „I sehg 's eiserne Kreuzl an deiner Toppn und da hon i mir scho' gnuag g'fehn.“

„Hören Sie mich an,“ sagte der Fremde lächelnd. „Die Fischerlisl schickt mich zu Ihnen. Ich bin Rittmeister Baron von der Görden, in preußischen Diensten, und habe bei der Fischerlisl meinen Landaufenthalt genommen. Ich möchte Ihnen gern mittheilen, was mich gerade hieherführt. Haben Sie einige Minuten Zeit für mich, so bitte ich Sie, setzen Sie sich ein wenig zu mir.“

„Jäg woast,“ sagte der Leizacher, „dös kann nit sei, denn was sageten d' Leut, wenn die Ausschußmitglieder in Gartn siheten, wenn obn 's Fest is. I woast was G'scheiders. I mach hiermit mei' höflichste Einladung, daß dir unser Fest anschaugst und daß dir's g'fallen laßt. Du sollst an Ehrenplatz kriegn neb'n mir und meiner Tochter. No, wie moanst?“

Der Rittmeister machte von der Einladung mit Freunden Gebrauch und folgte dem rasch die Treppe hinaufsteigenden Leizacher.

Die Bauernburschen grüßten den Ankommenden, den sie auf den ersten Blick als einen Offizier erkannten, freundlich und höflich, und man steckte die Köpfe zusammen, als man jetzt sah, daß der Fremde zwischen dem Leizacher und seiner Tochter Platz nahm. Er ließ sich sofort mit dem hübschen Mädchen in ein munteres Gespräch ein, dann aber theilte er dem Leizacher die eigentliche Ursache seines Erscheinens mit.

„Ich komme,“ sagte er, „um zwei tapfere Kameraden ausfindig zu machen, die mich in Bazailles am 1. September 1870 vor einem fürchterlichen Tode bewahrt haben. Ich war Ordonnanzoffizier und hatte einen Befehl zu überbringen, dabei wagte ich mich zu weit an die Häuser des Ortes und gerieth in einen Hinterhalt von wüthenden Männern und Weibern. Mein Pferd wurde mir unter dem Leibe erschossen, ich selbst war schwer verwundet, da packten mich die Furien und beabsichtigten, mich in die Höhe eines brennenden Hauses zu werfen. Schon hatten sie mich unter schrecklichen Mißhandlungen dahingezerrt, da erschien ein muthiger Bayer und versuchte mich zu retten. Aber auch ihn sah ich bluten und schon hielt ich uns Beide für verloren, als ein Bursche in grauer Foppe herangestürzt kam und mit den Worten: „So wachst an der Leizach, das sind Bayrischzeller-Birn!“ die Mörder niederschlug und in die Flucht trieb. Ich ward dann in das Aufnahmehospital zurückgebracht und eine tiefe Ohnmacht hinderte mich, die Namen dieser beiden Tapfern zu erfahren. Krank und dem Tode nahe kam ich nach Hause; erst seit Kurzem bin ich wieder genesen. Mein Erstes war nun, in diese Gegend zu reisen, denn an der Leizach hoffe ich meine tapferen

Lebensretter ausfindig zu machen, und die Trichterlial meint, dazu könnten Sie, Herr Leizacher, mir behilflich sein.

Mirbei hatte dieser Erzählung aufmerksam gelauscht, ebenso der hinter ihrem Stuhl stehende Peterl, der sie fortwährend anstieß. Die Schwester wußte wohl, warum; er dachte offenbar an Lenz's Brief. Nachdem der Offizier ausgesprochen hatte, fragte sie erfreut: „Is der Soldat, der di g'ret' hat, nit a Sanitäter gwen?“

„Ich erinnere mich, daß er die weiße Binde mit dem rothen Kreuz am Arme trug,“ erwiderte der Offizier. „Wie kommen Sie darauf?“

„Was schmaakt denn?“ verwies ihr der alte Leizacher die Frage.

„I kenn den Buam,“ sprach Mirbei weiter. „Peterl, ruaf amal noch'n Lenzl, er soll glei zurickemma. Paß aaf,“ sagte sie zum Rittmeister gewendet, „der kann dir die best' Auskunft gebn.“

Peterl hatte Mirbei's Auftrag in räthselhafter Eile ausgeführt und schon zog er Lenz herbei.

„Ja, der ist's!“ rief der Rittmeister freudig aus. Rasch stand er auf und reichte dem überraschten Lenz die Hand hin. „Kennen Sie mich nicht?“ fragte er den Burschen.

„Bekannt sands ma scho,“ entgegnete dieser, „i woaß aba nit glei, wo Lana hinthoa' soll.“

„Erinnern Sie sich an Bazailles,“ half der Offizier nach. Lenz sah den vor ihm Stehenden scharf an.

„Bazailles!“ rief er. „Sakrabi, sollts Des am End gar der preußisch' Husarnoffizier sei', den i und der Bintl außag'haut habn.“

„Mit Bayrischjeller Birn,“ lachte der Offizier. „Ja, der bin ich,“ fuhr er gerührt fort, „und ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich freue, Sie so schnell gefunden zu

haben. Ist Ihr Kamerad von damals nicht hier, der uns dann Beide rettete?"

„Der Bintl?“ erwiderte Senz, „der muaß no' nit j'rud sei'; aba g'wiß bleibt er nimmer lang weg von der Hoamet.“

„Setzen Sie sich doch zu mir,“ forderte der Offizier seinen Retter auf. Peterl hatte sofort für Senz einen Stuhl bereit, den er so stellte, daß dieser zwischen den Rittmeister und Mirdei zu sitzen kam. Der alte Seizacher sah ganz verblüfft zu; das kam ihm etwas in die Quere.

Der Offizier ließ Wein bringen und nun mußte ihm Senz Alles ausführlich erzählen und über sich und Bintl Auskunft geben.

„Ich bin nicht nur hiehergekommen,“ sagte der Offizier unter Anderm, „um meinen Lebensrettern zu danken, sondern ich möchte meinem Dank auch thatkräftigen Ausdruck geben. Ich freue mich beinahe, zu hören, daß Sie und Kürnberger vermögenslos sind, denn so komme ich in die glückliche Lage, für Eure Zukunft sorgen zu können, was mir große Freude macht.“

Senz wußte kaum, wie ihm geschah.

Schon waren einige Tänze inzwischen getanzt worden und eben begann ein dritter. Mirdei wollte den günstigen Zufall nicht unbenützt vorübergehen lassen.

„Boda, dörf i den Sandler mit 'n Senz tanzn?“ fragte sie ganz laut über den Offizier hinweg.

Der Seizacher antwortete nicht gleich.

„Mit einem so tapfern Burschen zu tanzen, ist für jedes Mädchen eine Ehre,“ meinte der Rittmeister, zu dem Bauern gewendet.

„No, meintwegn!“ lautete die Antwort des Seizachers.

Mirdei und Senz hatten sich darauf hin freudig erhoben und Hand in Hand eilten sie zum Tanzsaale.

Auch der Rittmeister folgte ihnen, um zuzuschauen. Peterl aber setzte sich auf den leeren Stuhl neben seinen Vater und lachte aus vollem Halse.

„Hör dei' dumms G'lachter auf, sunst beutl i di!“ rief der Bauer erzürnt.

„Bs!“ machte Peterl. „Woda, i möcht mi selber beutln vor Freud, daß iäh aaf amal der Spitaler halt dengerst a tapferer Mo' worn is.“

„Aba 's eiser Kreuzl hat er halt dengerst nit,“ gab der Vater spöttlich zurück.

„Dös thuat nig. I muaf schaugn, wie schö' daß f' tanzn kinna.“ Und er eilte zum Tanzsaal.

Comitéangelegenheiten riefen den alten Leihacker inzwischen von seinem Plaze und so kam es, daß das überglückliche Paar ohne weitere Erlaubniß zu einem zweiten und dritten Tanze antreten konnte. Der Offizier hatte die Situation sofort erkannt und versicherte Lenzl, er fühle sich glücklich, wenn er zu dessen Glück irgendwie beitragen könne. Das Wie sollte ihm durch Peterl sofort aufgeklärt werden, der sich, als das Liebespaar wieder nach dem Tanzsaale eilte, neben den Baron setzte und ohne viele Umstände zu diskutieren anfing.

„Du hast vorhin g'sagt, daß d'n Lenzl glückli machn möchst,“ begann er. „I will dir sogn, wies d' dös kaannst. Aba verrathn dörrst mi nit.“

Der Rittmeister bat ihn, weiter zu sprechen.

„Woast,“ erklärte Peterl, „der Lenzl is in mei' Schwes-ter, in's Mirbei verschamerirt, aba der Woda hat g'schworn, daß er eams nur gibt, wenn er eam dafür an Reichthum vor d' Filaß legt. Dös geht aba nit so g'schwind, wie der Woda moant. I moanet aba, wenn der Lenzl vürberhand nur a eiserns Kreuzl anhänga hätt — draaf is mei' Woda ganz verpicht — er schazetn nacha dengerst eher.“

„Hat er denn das eiserne Kreuz nicht bekommen?“ fragte der Rittmeister.

„Na, dös is's ja,“ versetzte Peterl. „Der Boda moant, der Benzl is grad alleweil im Spital ummag'hocht und hat loan Respekt vor dem, was er im Krieg g'leist hat. Weil aba der Benzl dengerst a Quaderkerl gwen is und weil i 'n halt so gern als Schwäher mücht, so bitt i di halt recht manierli, schreib an Kaiser, daß er no' mit an eisern Kreuzl aufharukt.“

Der Rittmeister lachte.

„Mein Wort darauf,“ sagte er, „ich berichte noch heut den Sachverhalt an die betreffende Stelle und ich kann Dir schon jezt mit Bestimmtheit sagen, daß Benzl die Auszeichnung erhält, denn nichts ist ja unserm Kaiser lieber, als eine Veranlassung zu haben, den braven, tapfern Bayern zu danken und zu lohnen.“

„No, nacha is's scho' recht,“ erwiderte Peterl. „Er stehgt ma aa darnach aus in den Bild dort obn, als wenn er si nit um a so a Kreuzl anschaugn lasset. Verrath mi nit,“ bat er nochmals, als jezt sein Vater und auch das Liebespaar wieder zum Tische herankam.

Der Leihacker war aufgefordert worden, als Aeltester des Comite's einen Toast auf die zurückgekehrten Krieger und die gesammte bayerische Armee auszubringen, nachdem schon früher auf den König, den Kaiser und den Kronprinzen toastirt worden war. Dies geschah nun auch, nachdem die nöthige Ruhe eingetreten, mit wenigen kernigen Worten, und ein Tusch, Hurrahs und Hochs folgten in üblicher Weise. Dann aber brachte ein anderes Comitemitglied in begeisterter Weise ein Hoch aus auf die preussische und die ganze alliirte Armee. Aller Blicke richteten sich auf den preussischen Offizier und nicht endenwollende Hurrahs und Jubus folgten auf diesen Toast. Der fremde Offizier war

über diese Aufmerksamkeit eben so erfreut als gerührt und dankte Namens der Geehrten in herzlichster Weise, wobei er die Tapferkeit der bayerischen Armee glänzend hervorhob und dabei insbesondere der Bravour der Oberländer erwähnte, von denen ihn zwei der Tapferen, sein Nachbar Lorenz Seeberger und Leonhard Kürnberger, mit rühmendwerthem Muth dem sicheren Tod entrißen hätten. Er schloß mit einem Lebehoch auf die schon seit Jahrhunderten sich stets als treu und tapfer bewährten Oberländer. Ein kräftiger Tusch und die begeistertsten Zurufe der Anwesenden folgten diesem schmeichelhaften Toaste des Offiziers und ohne vorherige Verabredung stimmten die Anwesenden plötzlich die Wacht am Rhein an. Die frischen Mädchenstimmen verbanden sich mit denen der Männer zu einem ergreifenden Akkorde, und nachdem dieses Lied verklungen, hieß es: Deutschland hoch! und die Dirndl und die Buam jauchzten ihre Jubus hinaus.

Der Rittmeister war von dieser urwüchsigem und herzlichen Ovation tief ergriffen.

„Is dir nit guat,“ fragte ihn Mirbei, besorgt über sein bleiches Aussehen und in ihrer Theilnahme das ihr ohnedem nicht geläufige „Sie“ mit dem traulichen „Du“ verwechselnd.

„O,“ erwiderte der Gefragte, „es war mir niemals wohlter, als in der Mitte solch waderer Leute; ich bin nur bewegt, meine Nerven sind noch etwas angegriffen.“

„Geh, nimmi mei' Nagerlsträußl,“ sagte das Mädchen, dasselbe aus ihrem Nieder nehmend und dem Offizier hinreichend, „der G'ruch davon stärkt bi vielleicht.“

Lächelnd nahm der Offizier die Blumen.

„Ich nehme das Sträußchen,“ sagte er, „obwohl es für einen Andern bestimmt sein mochte. Dafür verspreche



ich dir aber, daß dein Senzl innerhalb acht Tagen dein Bräutigam sein soll.“

„Dös wemnst laannst,“ rief Mirdei sich vor Freude ganz vergehend, „nacha — nacha gebet i dir a Bußl, daß 's grad a so schmalzet.“

„Ich nehme dich beim Wort!“ rief der Rittmeister und stieß mit Senz auf ein glückliches Gelingen an.

Peterl tanzte inzwischen auf Befehl seines Vaters mit seiner Wase Urtschi, der er begreiflich zu machen suchte, daß das Hoch auf die tapfern Oberländer auch ihn anginge, denn er sei nicht nur mit der Armee feierlich in München einmarschirt, sondern habe sich auch um den Rittmeister verdient gemacht.

„Stell i mir 'n Senzl nit als Einstandsmann,“ schloß er seine Rede, „lehrt der preußisch Offizier durt scho' der Kay.“

Urtschi fand diese Logik vollkommen richtig und versicherte dem Peterl, daß sie anfangs, einen gewaltigen Respekt vor ihm zu bekommen.

Als die Sonne über dem hohen Miesing hinabgesunken, entfernte sich ein Gespann nach dem andern. Der Rittmeister, welcher, von Mirdei dazu aufgefordert, mit ihr zum Schlusse des Festes noch einen „Staden“ tanzte, dachte nun auch an seine Heimkehr nach Schliersee und lud Senz ein, mit ihm dorthin zu fahren und so lange sein Führer und Begleiter auf seinen Ausflügen zu sein, bis ihn andere Dienste bei Mirdei in Anspruch nähmen, worin Senz gerne willigte.

Mit der achten Stunde war der offizielle Veteranenball zu Ende, es warteten bereits eine Menge Burschen und Mädchen vor dem Hause und auf der Stiege, um sich nunmehr gleichfalls der Lust des Tanzes hingeben zu können, der wohl die ganze Nacht hindurch währte.

Die Comitésmitglieder und die angeseheneren Gäste überhaupt räumten nun fast durchgehends das Feld und begaben sich an die Nachhausefahrt. Dem Leizacher wurde bei seinem Abgange noch ein donnerndes Hoch ausgebracht wegen seiner Verdienste um das Zustandekommen dieses herrlichen Festes, und die Musikanten hatten sich vor dem Hause postirt, um dem Scheidenden noch einen Abschiedstusch zu blasen.

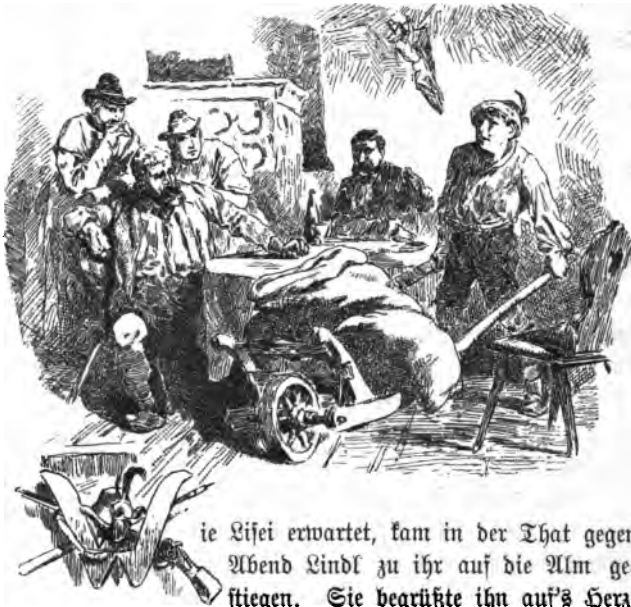
Der Abendstern flimmerte bereits in der Richtung, nach welcher sie die Straße führte. Da rief Mirdei, schon auf dem Wagen sitzend, nach dem leuchtenden Sterne deutend, ihrem Lenzl zu: „Siehgst, dös is dös Sternbl, dös g'wisse.“

Die Musikanten hatten dieses Wort rasch erfaßt, und sofort spielten sie das bekannte Lied aus dem „letzten Fensterln.“ Dann stimmten sie dem Wittmeister zu Ehren nochmals die Wacht am Rhein an und alle Anwesenden fielen mit ihrem Gesange begeistert ein, und unter den Klängen dieses herrlichen Liedes fuhren der Wittmeister mit Lenz und der Leizacher mit seinen Kindern von dannen. Von den Almen ringsumher aber leuchteten zum Himmel auflohernde Feuer in's Thal herab und freudige Grüße hallten hernieder von den Sennerinnen, welche heute freilich auch lieber in Marbach, als auf ihren Almen gewesen wären.

Das war einer der fröhlichsten Tage im Leizachthale und noch heute erzählt man dort von dem schönen Veteranenballe zu Marbach.



XV.



Die Lisei erwartet, kam in der That gegen Abend Lindl zu ihr auf die Alm gestiegen. Sie begrüßte ihn auf's Herzlichste und dankte ihm für die Freude, welche er ihr durch das Ueberbringen ihr so theurer Andenken gemacht.

„Di hat heunt d' Himmimuatta als Werkzeug benützt,“ sagte sie zu ihm, „und draus erkenn i, daß d' a braver, a rechtchaffner Bua worn bist!“

Lisei war nicht wenig von Lindls gutem Aussehen überrascht. Als er das letzte Mal vor ihr stand, sah er wie ein ächter Roder aus, heute hatte er ein unverkennbar solides Aussehen, sein Aeußeres war vortheilhaft verändert. Das sonst vernachlässigte, struppige Kopf- und Barthaar war sorgfältig zurecht gerichtet, sein Gesicht ernst, ohne trotzig zu sein und sein früher so unruhiger Blick zeigte jetzt von einer gewissen inneren Sicherheit, kurz, sein ganzes Wesen war Zutrauen erweckend. Er mußte nun dem Mädchen Alles bis in's Kleinste berichten, was er über Franzens letzte Stunden wußte. Wohl weinte Lisei dabei, aber sie bat ihn immer wieder, fortzufahren und ihr Auge hing mit Spannung an den Lippen des Erzählers.

Als er ihr endlich Alles zu wiederholten Malen mitgetheilt, erkundigte sich Lisei auch nach seinem Befinden.

Lindl erzählte ihr gern, was uns bereits bekannt und ließ dabei nicht unerwähnt, daß er nicht mit leeren Taschen in die Heimat komme und nun ein neues gesetzmäßiges Leben beginnen wolle. Er hoffe, daß er heute zum letzten Male auf geheimen Wegen in die Heimat gekommen sei. Diese Wege habe er eingeschlagen, weil er nicht wisse, ob der wirkliche Thäter des Mordanfalls auf den Jäger schon gefunden sei, oder ob er sich deshalb noch zu verantworten habe.

Lisei mußte ihm leider mittheilen, daß jener unselige Verdacht noch immer auf ihm ruhe, beeilte sich aber, hinzuzusetzen, daß sie selbst durchaus nicht daran glaube.

Lindl meinte, dann bleibe ihm nur übrig, sich selbst beim Gerichte in Miesbach zu stellen, da es ihm ja doch bald gelingen werde, die Beweise seiner Unschuld beizubringen, und er beschwor diese dem Lisei bei der „Muatta von Wirkastoa.“

„Heunt Nacht geh i no' außi aaf Miesbach, damit

ma die Schand erpart bleibt, mit die Gensdarm außi transportirt z' wern," sagte er. „Aba z'erst muafß i no' abi aaf Bayrischzell —“

„Arma Bua," sagte Bisei mitleidsvoll, „willst z'erst no' an Waterunser betn am Grab von deiner arma Muatta.“

„Dirndl, was hast g'fagt?“ fragte Lindl erblichend — „Mei' Muatta wird dengerst nit — na Bisei, gelt es is nit so?“

„Wie? Du woafßt es no' gar nit? Du liawa Gott, was hon i da plauscht!“ rief Bisei erschrocken aus.

„So waar's wahr? G'storbn is mei' arme Muatta? Jesses, Marie und Joseph, aaf so was war i nit g'fagt. Mei' arms, arms Muatter!“

Und er warf sich auf die Bank hin und schluchzte bitterlich.

Bisei mußte selbst mitweinen. So hatte sie sich den Lindl nicht vorgestellt, den vermeintlichen herzlosen Loder, der Menschen zusammenschiebt um des Wildes willen.

„Iäh muafß's sterbn, weil's Glend a End nehmet, weil i helsta kunnt!“ rief er. „Wie hon i mi g'freut aaf d' Hoamtehr. Für sie hat mi dös Geld g'freut, dös i mir z'sammg'spart hon im Krieg und iäh — is's tobt!“

„Der Herr gib ihr die ewi Ruah!“ sagte Bisei.

„Amen!“ Dann ermannte er sich. „Dazähl mir, wanns g'storbn is und wie's ihr no' ganga hat.“

„Im Spathirgft is's scho' g'storbn, i moan, um Allerfeeln rum. Alle Tag is's für's Ort außi ganga und hat aaf'n Postanderl g'wart, ob er ihr loan Brief von dir bringt. Und alle Leut hat's g'fragt, ob's nit wissen, wenn der Lindl kimmt. Aba Keamb hat ihr's sagn kinna. Schlecht is's ihr nit ganga; der Peterl hat ihr, wie i woafß, rechtzeitig von dein g'schidtn Geld was zuatemma lassn. Mit

dem hat sie si halt beim Conditor in der Wästen draus wohl sei' lassn. Du woast ja, wie gern daß f' g'schlecht hat. Aba der Gang außi hat ihra Unglück wern solln. Mei' Gott, du woast ja, wie schlecht d' Deut oft san — da is a Mal 'n Conditor a Geld g'stohl'n worn und richti hat ma über zwanz'g Gulden bei ihr g'fundn. Dös war aber dös Geld, was ihr der Peterl von dir 'bracht hat —

„Weiter, weiter,“ rief Lindl. „Und is's d' Diebin blieben?“

„Aaf's G'richt habn sie's bracht, der Bentner Muddl hat gen sie ziehn —“

„Alle Teuff! Der Dump? No' wart, mit dir kimm i z'samm! Dazähl weiter, Eisei —“

„No', und da habn sie's drin b'halten in der Frohnvest', — aaf oanmal aba hat sie si zu befrein g'wußt und i woast nit, wer ihr's weiß g'macht hat, daß du g'storbn bist, kurz, die arm Frau hat si so kränkt, daß 's aa g'storbn is.“

Lindl starrte lange zu Boden. Dem Mädchen war es unmöglich, ihm das Nähere über das unglückliche Ende seiner Mutter mitzutheilen. Sie war tief bewegt.

Jetzt erhob sich Lindl rasch.

„Eisei,“ sagte er, „i bitt' di, heb mir mei' Briestafchn mit die Papier drin guat auf, sie san bei dir besser aufg'hobn, als bei mir.“ Dabei reichte er ihr eine abgenützte große Briestafche hin.

„Recht gern,“ sagte Eisei. „Aba Lindl, was hast vor? Du wirst do' nit wieder a G'waltthat thoa? Geh, verspriech mir's, daß d' nig anfangst, i bitt' di drum!“

Lindl sah dem Dirndl lange in die Augen. Es kämpfte sichtlich in ihm, endlich aber sagte er: „Nig thua i — i folg dir; mei' nächster Weg is an's G'richt und wie's weiter geht, woast i selber no' nit.“

Und als er jetzt bemerkte, daß Eisen sein ihr in der Kirche zugeworfenes Sträußchen im Nieder stecken hatte, überrkam es ihn trotz allen Jammers wie ein süßer Friede. Doch das währte nur einen Moment.

Jetzt aber verließ er rasch die Alm. Es dämmerte bereits. Er nahm seinen Weg nach dem Sehngraben, wo wir ihn zuerst kennen gelernt, nach jenem verhängnißvollen Platz, an welchem sich das Unglück seines Hauses erfüllte, wovon die dort angebrachten Tafeln Kunde gaben.

Unter stürmischen Gefühlen hatte er diesen Platz erreicht. Aber was sah er hier? Zu den zwei Tafelchen hatte sich noch ein drittes gefügt, das an einem Baume nächst der Tafel hing, die von dem Tode seines Vaters berichtete. Was war das? Wer hatte sich hier noch zu den zwei Unglücklichen gefügt?

Vindl las mit Mühe in dem einbrechenden Dämmerlicht: „Hier gab sich Anna Kürnberger den Tod durch Öffnen der Pulsadern am 4. November 1870.“

Ein Schrei löste sich aus Vindls Brust, dann sank er ohnmächtig zu Boden. Vom Thale herauf aber tönte das Jauchzen der heimkehrenden Veteranen, auf den Bergen loderten die Freudenfeuer himmelan und man hörte weithin die frohen Rufe glücklicher Menschen. — —

Als Vindl wieder zu sich kam, fühlte er ein nasses Tuch um seinen Kopf gelegt und neben ihm kniete Eisei, einen frohen Laut ausstoßend, als sie bemerkte, daß sich Vindl bewege. Zur Seite stand der kleine Hüterbub. Vindls Schreckensschrei war bis zu ihrer Almhütte gedrungen und die Ursache ahnend, war sie mit dem Hüterbuben hiehergeeilt und fand den Burschen in Ohnmacht liegend an dem verhängnißvollen Plage.

„Vindl,“ fragte sie, „wie is dir?“

Vindl fand sich sofort zurecht.

„Du bist mir beig'standn?“ sagte er.

„Bist es du mit aa 'n Franzl?“

„O wär i mit dem draus blicbn; dds waar a ehrenvoller Tod g'wen und hätt mir d' Schand daspart in der Hoamet. Aba i fühl mi iäk wieder g'fund,“ fuhr er sich erhebend fort, „i dank dir, Bisei, laß mi iäk weiter gehn.“

„Dds kannst nit bei der Nacht! Geh mit aaf d' Alm und bleib, bis der Tag wieder kimmt.“

„Na Bisei, i möcht di in loa G'schmak bringa, i geh direkt auf Miesbach zua. Halt's mi nimmer auf!“

Bisei suchte ihn vergebens zurückzuhalten und mit Thränen in den Augen reichte sie ihm die Hand zum Abschiede. Bald war Sindl ihren Blicken entschwunden, sie aber stieg schmerzlich bewegt mit dem Hüterbuben wieder hinauf zur Hochalm.

Der Rittmeister durchlebte auf dem Freudenberge bei der Fischerlisl frohe Tage. Er hatte sich durch sein leutseliges Benehmen schnell die Sympathie seiner stets heiteren Wirthin erworben und dies um so mehr, da sie in ihm einen Mirthen fand, welcher dazu beitragen wollte, den Starrsinn des alten Reizachers mit Bezug auf Mirdei und Lenz zu brechen. Gleich nach seiner Heimkehr vom Veteranenball hatte er nach Berlin eine Eingabe gerichtet, um für Lenz das eiserne Kreuz nachträglich zu erwirken. Die Fischerlisl wollte dann schon für das Uebrige sorgen.

Der Offizier fühlte in der frischen Bergluft seine Gesundheit sich rasch kräftigen und Lenz mußte ihn überall hin begleiten. Da waren es denn vor Allem die Almen, welche den Fremden interessirten, und nachdem er Mirdei auf ihrer Alm am Spizing besucht, wagte er es sogar, auf die Hochalm am Wendelstein zum Bisei hinaufzusteigen.

Bisei war sehr erfreut, als sie bei dieser Gelegenheit vernahm, daß der Offizier ihres Bruders Glück begründen



wolle. Das Gespräch kam, wie ganz natürlich, auch auf Lindl und so erfuhr der Rittmeister, daß auch Lindl bereits in die Heimat zurückgekommen, sich nun aber unschuldig in Haft befinde. Das Mädchen versicherte Lindls Unschuld so fest und nahm sich mit solch ungewöhnlicher Wärme des Vielgeprüften an, daß der Rittmeister hoffen konnte, auch hier werde ihm Gelegenheit gegeben sein, sich thatkräftig dankbar bezeugen zu können.

Beim Abschiede steckte Bisei dem Offizier ein Sträußchen Alpenrosen auf den Hut und dieser sagte ihr, es ahne ihm, daß er noch in die Lage käme, ihr dienen zu können und er vielleicht auch zu ihrem Glücke beizutragen vermöchte.

Am Tage vor Jakobi hielt vor dem Leizachhose ein Zweispänner von der Post in Schliersee und man war nicht wenig überrascht, in den Ankommenden die Fischerlisl und den preußischen Husarenrittmeister zu erkennen. In die Stube eingetreten, lud Lisl den Leizacher und seine Kinder ein, sein morgiges Namensfest auf dem Freudenberge zu feiern, wo ihm zu Ehren ein großes Freischießen veranstaltet werden solle. Der Leizacher fühlte sich dadurch sehr geehrt und sagte mit Freuden zu.

„Aha 's Mirbei muaßt aa mitnehma,“ sagte die Fischerlisl und konnte ein schelmisches Lächeln nur mit Mühe unterdrücken.

„No,“ meinte der Leizacher, „mein Namensdag z' Ehrn kanns ja vom Spizing aaf an halben Tag abakemma aaf'n Freudenberg, i werd ihr d' Botschaft thoa.“

Hierauf zeigte der Bauer dem Offizier sein Haus und seine Stallungen, für welche dieser das höchste Interesse an den Tag legte. Ganz besonders interessirte er sich für die Pferdezucht in hiesiger Gegend, ließ sich auf die nicht weit vom Hofe gelegene Roßweide führen und war ganz

entzückt über den prächtigen Schlag der selbst gezüchteten Pferde und Füllen. Er erzählte dem Bauern, daß er auf seinen Gütern mit Vorliebe die Pferdezücht betreibe. Der Leizacher meinte, dann würde ihm das nächster Tage stattfindende Leonhardsfest in Fischhausen sicher viel Vergnügen bereiten, da man die schönsten Exemplare der hiesigen Pferdezücht dort zu sehen bekäme.

Während sich dann der Leizacher mit der Fischerlisl unterhielt, raunte der Rittmeister dem Peterl in die Ohren, er möge morgen jedenfalls mitkommen, es sei etwas im Werke.

„So was hon i scho' glei g'spannt,“ antwortete Peterl wichtig.

Am andern Tage fand sich denn auch richtig der Leizacher mit Peterl gegen Mittag auf dem Freudenberge ein. Mirdei war schon einige Stunden früher gekommen und reichte dem Vater einen großen Amabuschn zum Namensstag. Sie und alle Anderen brachten ihre besten Glückwünsche dar. Auf einem gedeckten Tische standen neben einem mächtigen Blumenstrauße einige Flaschen Wein nebst einer Anzahl Gläser.

„Das Beste wird sein, wir trinken sofort auf das Wohl des Gefeierten,“ sprach der Rittmeister, die Gläser füllend.

„Fang 's Districn über 's eiserne Kreuzl an,“ raunte inzwischen die Fischerlisl dem Peterl in die Ohren. „Mach, daß 's bei Boda wiederholt, daß eam dös so viel werth is, wie r a Saad voll Edelwerth.“

„Aha!“ machte Peterl; „laß mi nur macha.“

Es ward nun auf das Wohl des Leizachers getrunken, und bald saßen Alle in bester Unterhaltung beisammen.

„Mir g'fällt halt a solches eiserns Kreuzl, wie du oans an deiner Joppn hänga hast,“ begann Peterl zum Rittmeister gewendet, scheinbar ganz harmlos.

„Die waren in diesem Feldzuge zu haben,“ entgegnete der Offizier lächelnd.

„Aba vobeana hat ma' 's müassn und nur die Tapfersten habn's kriegt,“ fiel der Leizacher ein.

„Der Boba hätt' scho' aa r oans kriegt, wenn er mit draus gwen waar,“ meinte Peterl, „der is ganz narrisch aaf so a Kreuzl, von dem er b'haupt, daß 's so viel werth is, wie r a Sack voll Edelwerth.“

„No' viel mehr is dös werth!“ rief der Leizacher. „An Edelwerth, Geld und Guat kann a Jeder habn, wenn er no' so dumm is, er dörf's nur erbn, aba dös Kreuzl, dös muaf si a Jeder selm vobean durch a That, di nit a Jeder thuat, dös tragt ma' nur aaf ara tapfern Brust!“

„Desfell is scho' wahr,“ pflichtete Peterl bei.

„Daß i's nit vergiß,“ sagte jetzt die Fischerlisl, „der Genz hat grad vorhin an Sack herg'schickt mit dem Auftrag, daß er 'n Leizachbauern am heuntigen Jakobitag als Namentags'ghent übergebn wern soll.“

„Was is denn in den Sack drin?“ fragte der Bauer etwas neugierig.

„Lauter Edelwerth!“ entgegnete die Fischerlisl lachend.

„Zu was die Dummheiten!“ sagte der Leizacher fast verdrießlich.

„Es is scho' a so!“ versicherte die Fischerlisl.

„Geh, Peterl, hilf den Sack amal einaschaffn in d' Stubn,“ versetzte Mirdei.

Peterl eilte mit der Fischerlisl aus der Thüre.

„Da bin i begieri!“ sagte der Bauer. „Woast du, was im Sack is?“ fragte er Mirdei.

„Ja,“ antwortete diese, „'s schönst' Edelwerth steckt drin, dös i mir denken kunnt.“

Jetzt kam Peterl mit einem Schubkarren zur Thüre herein, auf dem ein großer Sack lag.

„Da steckt g'wiß a Spitzbüberei dahinter,“ sagte der Bauer, sich erhebend, um den Sack zu untersuchen. Kaum hatte er diesen geöffnet, so streckte Lenz lachend den Kopf heraus.

Der Leihacher prallte einen Schritt zurück. Sein erster Blick fiel aber auf das eiserne Kreuz an des jungen Mannes Brust.

„Bauer,“ sagte dieser, jetzt ganz aus dem Sack steigend, „i hon zwar koa so unbescheiden hoffärtige Moanung von mir, wie d' Fischerlisl und der Peterl und 's Mirdei, aber wenn dir dös Kreuzl so viel gilt, wie 's d' alleweil b'haupt'st, nacha möcht i mi grad aa nit schlechter machn.“

Die Fischerlisl klatschte vor Vergnügen in die Hände.

„Leihacher,“ rief sie, „iäh sträub di nit länger und zoag, daß d' a Mann von Wort bist.“

Der Leihacher war überrascht. Er blickte bald nach dem Rittmeister, bald nach Mirdei und Lenz, während Peterl ein über das andere Mal lachend ausrief: „Boda, gel, iäh bist einganga!“

Der Rittmeister nahm nun Lenz bei der Hand und sagte: „Herr Leihacher, ich bestätige Ihnen, daß sich Lenz im Kriege als braver und tapferer Soldat gezeigt hat, wofür er vom Kaiser noch nachträglich mit dem eisernen Kreuze decorirt worden ist. Jedes Mädchen darf sich glücklich schätzen, seine Frau zu werden.“

„Dös is aa mei' Glaubn,“ versicherte Mirdei.

Der Leihacher wollte sich nicht so leichten Kaufes gefangen geben.

„'S mag a so sei,“ sagte er, „aba — aba unter Edelwerth versteh i Geld und Guat, und —“

„Mehr als dös Alles is die Tapferkeit werth, is dös

Bluat werth, dös er für's Vaterland vergoffn," warf Mirdei ein. „Denk nur an unsern Urödl!“

„Is dir der Hieb wirkli über d' Brust ganga?“ fragte er Lenz.

„Da schaug her, da kannst d' Schramma sehgn,“ sagte dieser, dem Bauern die Narbe weisend.

„Und hat's bluat?“ fragte der Reizacher.

„Natürli!“ antwortete Lenz lachend.

Der Reizacher kämpfte mit sich selbst.

„I bin da in ara Fickmühl,“ sagte er. „Des kennt's mein Schwur, daß mi der Teufl quintelweis z'reißn dörf, und mit'n Teufl is nit leicht a G'piel z' habn.“

„Da sei ohne Sorgen!“ rief die Fischerli. „Wir habn fitta\* a neu's G'wicht kriegt, es gibt gar koane Quinteln mehr im Land, und dös woaß der Teufl so guat, wie wir allez'samm.“

„Es gibt koane Quinteln mehr?“ Der Bauer athmete erleichtert auf. „Ja freilli, dös ändert die Sach! No', weils mi a so drankriegt habts und der Reizacher a Mann von Wort is und bleibt, so nehmts Ent halt in Gott'snam, Des Lumpeng'findel!“

Ein doppelter Freudenschrei ertönte, und Mirdei und Lenz umarmten den alten Mann, der jetzt seine Thränen nicht mehr zurückhalten konnte.

„Trinken wir auf das Wohl des glücklichen Brautpaares!“ rief der Rittmeister, die Gläser füllend.

„Dös is a Wort, das ma' achtn soll!“ meinte Peterl, der bis jetzt ruhig zugehört.

Es achteten auch Alle darauf und es ertönte ein kräftiges Hoch.

Nun erzählte der Rittmeister, wie auch Peterl einen

\* fitta — seitdem.

großen Theil beigetragen habe zu dem heutigen Glückstage durch dessen Gespräch während des Veteranenballes.

„Peterl,“ sagte der Leihacher zu seinem Sohne, „du bist g'wiß nit so dalket, wie di d' Leut machn.“

„Sollts no' Ebba b'hauptn,“ rief Mirdei, „der hat's mit mir z' thoa!“

„Und mit mir!“ rief Lenz. „I dank dir von Herzen und dank dir's für's ganze Leb'n.“

„Geh jua!“ sagte Peterl, „wer woaß, ob i di nit a amal brauch!“

„Kinder,“ rief der Leihachbauer voll Vergnügen, „i laaf Ent an schön Bauernhof im Zellerthal und zum Eisenkreuzbauern soll er benannt wern, und Hozet kinnts halt'n, wann's wollts.“

„Je ehnda, je liaba!“ meinte Lenz.

„Nun,“ fragte der Rittmeister lächelnd Mirdei, „hab' ich Wort gehalten?“

„Ja,“ antwortete diese. „Tausend und innigsten Dank; aber daß d' nit glaubst, an Oberlander Dirndl halt nit, was f' vospricht, so — do hast das g'hoakne Buhl und no' oans dazu.“ Und sie küßte ihn in der That, daß es schmalzte.

Alles lachte und der Rittmeister meinte lächelnd, solche Ueberfälle könne man sich wohl gefallen lassen.

Nun ging es zum Schmause und nach demselben nahm man die Zither und sang Schnadahüpfeln.

„I hon g'moant, es is a Schießet?“ fragte endlich der Leihacher.

„No, is ebba koans g'wen?“ erwiderte die Fischerliel. „Der Lenz hat 'n Punkt troffa.“

Der Tag ging in fröhlichster Weise zu Ende und man dachte endlich an die Heimkehr.

„Mit der Alm is's von heunt an vorbei!“ sagte der Leizacher zu seiner Tochter. „Du fahrst mit uns und denkst an dein' Kammertwagn. Uebermorgn beim Leonhardsfest sollts öffentlich zum ersten Mal als Brautleut erscheina!“

„Siehgst,“ sagte die Fischerisl beim Abschiede zu Mirbei, „iäz is der harte Schedel von dein Bodan aa windelwoach worn.“

Die Berge hatten bereits ihr violettes Abendgewand angezogen, als die Leizacher den Freudenberg verließen. Golden säumte die untergehende Sonne mit ihren letzten Strahlen die Gipfel der Berge und die schroffen Felswände, die sich in dem klaren See spiegelten. Heller aber leuchtete die Freude aus Lenzens und Mirbei's Augen, als sie jetzt Hand in Hand dankbaren Blickes hinabschauten auf die leuchtende Fläche, an deren Gestade heute das Glück ihres Lebens erstand.



XVI.



Die Fischerlist hatte Recht, als sie sagte, der harte Schädel des stolzen Leigachens sei „windelwoach“ geworden. Es braucht eine gute Weile, bis so ein - ächter Bauernschädel sich zur Nachgiebigkeit bequemt, ist aber die eiserne Kruste um Geist

und Herz geschmolzen, dann geht es wie mit dem großen Kachelofen in der Bauernstube, der lange Zeit und viel Holz braucht, bis er heiß wird, dann aber die Hitze auch



behält und gar nicht mehr kalt werden will. So geht es auch mit dem Bauern; ist er einmal im „Gutthun“ und in der Roblesse, sei es durch immer welches Mittel, dann thut er damit sobald nicht wieder Einhalt.

Er hatte wohl gehört, wie bedeutungsvoll Peterl gestern zu Benz sagte, als ihm dieser dankte: „Wer woaß, ob i di nit aa r amal brauch!“ Und da er nunmehr Mirdei so überaus glücklich wußte mit dem armen aber braven Senner, so sah er plötzlich gar nicht mehr ein, warum Peterl mit dem armen aber eben so braven Eisei nicht auch glücklich werden und warum er den Kindern an ihrem Glücke hinderlich sein sollte. Hatte ihn gestern Peterl durch seine Schlaueheit überrascht, so wollte er ihn heute seinerseits durch eine freudige Nachricht überraschen und er rief deshalb den Sohn zu sich in die Kammer.

„Peterl, wie moanst,“ redete er ihn an, „wennst aa dran denkst an's zwoaspanni lebn.“

„Ja so!“ lachte Peterl und machte kein sehr geistreiches Gesicht. „Zwoaspanni moanst?“

„No, i moan, du hast scho' im Winta brandenkt, durt, wie r i 's Eisei aus 'n Hof g'schafft hon,“ sagte lächelnd der Bauer.

„Ah so, 'durt? Durt hon i mir gar viel denkt, aa über di, Woda,“ antwortete Peterl mit eigenthümlicher Miene.

„Laß ma dös gehn!“ meinte der Alte, „'s is vorbei, i hon mi 'ralassn und 's Eisei selber wieder g'holt und ihr alle Ehn erwiefen, aba i möcht mit dir iatz von deiner Hochzeiterin redn.“

„Von der Urtschi?“ fragte Peterl. „Kann mir's denka.“

„Peterl,“ versetzte jetzt der Alte, „red a Mal grad wie 's dir um 'n Brustfleck is, so g'scheidt, wies d' gestern

g'red't hast. I woak nit, mit fremde Leut thuast so g'scheidt und dahoamt bist alleweil der alt Dall."

„Dös kimmt daher, weil i dahoamt nit g'scheidt redn dörf. Sag i nur, was i dent, nacha — no' nacha — Woßt es no', wie 's d' ma diem mit 'n Besen nachi bist? Ja, Woda, wenn so was d' Ehalten spanneten, wo bleibet da für mi der Respekt."

„I sag dir aba, du sollst idz redn, wie dir der Schnabel g'wachs'n is. Also, was steckt dir in Kopf."

„Weißt es habn willst, so red i halt. Woakst, Woda, 's Eisei steckt mir halt in Kopf."

„No, so laß f' drin stecka. D' Urchi waar ma freili aus vieln Studn lieber gwen und es wird a schöne Feindschaft gebn, aba da laßt sie nit helssa. Ziag dei' Sunntag'wand an, und i richt mi aa z'famm, nimm an Busch'n aaf'n Huat und steck mir aa oan aaffi und nacha gehn ma aaf d' Hochalm zum Eisei und fragns, ob's dei' Bäurin wern will."

„Woda, is döös dei Ernst?" rief Peterl, vor Freude sich kaum verkennend.

„Rei' völliger Ernst!" antwortete der Alte; „mach nur, daß ma aaf d' Alm kemma, eh's z' warm wird. Aaf den Verdruß, den i ihr dort g'richt hon, is's billi, daß i ihr aa an Ehr erweis und die soll's habn als dei' Hochzeiterin."

In der nächsten Viertelstunde waren Vater und Sohn, festtäglich angethan, auf dem Wege nach der Hochalm. Mirdei sang ihnen von der Laube aus nach, so lange sie glaubte, daß man sie höre, dann ging sie in ihre Kammer, um in den verschiedenen Truhen ihre Aussteuer zurecht zu richten. —

Eisei ahnte nicht, welcher Besuch ihr heute zugebacht war. Sie wußte natürlich noch nichts von der auf dem

Freudenberge stattgehabten Verlobung ihres Bruders mit Mirdei, sondern beschäftigte sich in Gedanken schon mit dessen beabsichtigter Reise nach dem Gute des Rittmeisters, und es kam ihr recht schwer an, den kaum Zurückgekehrten wieder scheiden sehen und so ganz verlassen künftig dahinleben zu müssen.

Aber noch etwas Anderes beschäftigte ihre Gedanken und drückte auf das Gemüth des ohnedies so betrübten Mädchens. Es war das Schicksal Lindls. Sie war auf das Gericht in Miesbach gerufen worden, um zu bezeugen, daß Lindl an dem Tage, an welchem auf den Förster geschossen worden, auf ihrer Alm am Wendelstein gewesen sei. Sie hatte dies an jenem Abschiedstage ihrem Franz anvertraut und dieser sprach davon mit einem damals in Marbach anwesenden Jäger, dem er versicherte, daß er Lindls Fußschrei wohl erkannt habe, wodurch ja schon Tags vorher der Verdacht auf Lindl gelenkt worden war und in Folge dessen die uns bekannte nächtliche Hausfuchung stattgefunden hatte. Kurz, sie entnahm aus dem Verhör, daß sie eine Hauptzeugin gegen Lindl sei, gegen denjenigen, der ihr nur Gutes gethan, der ihr die letzten theuren Nachrichten von Franz und dessen Geschenk gebracht und sich seiner so edelmüthig angenommen hatte.

Die feste Versicherung Lindls, daß er unschuldig sei und den kenne, der das Verbrechen begangen, zu einer Stunde gegeben, wo er von dem Tode seiner Mutter so schmerzlich berührt war — ließ Eisei an der Wahrheit nicht zweifeln. Sie hatte aus den zwei Besuchen, welche ihr Lindl gemacht, die Ueberzeugung gewonnen, daß er kein so schlechter Loder sei, wie die Leute ihn machten, im Gegentheile hielt sie ihn für einen braven, aber unglücklichen Menschen. Und in ihrer traurigen Stimmung fühlte sie sich zu Unglücklichen ganz besonders hingezogen.

Kein Tag verging, an dem sie nicht, wenn das Almenvieh eingetrieben war, hinging zu dem stillen, fast unheimlichen Plätzchen am Sturzbach, um an der Unglücksstätte einer ganzen Familie einige Vaterunser zu beten. Daß Bintl nicht gefühllos sei, das bestätigten ja seine Thränen, sein Jammer, als er den Tod seiner Mutter vernahm, und sie dachte sich recht lebhaft in seine Lage hinein, wie sein Herz bluten mußte über die Unbill der Welt. Und Morgens, wenn ihre Arbeit vorüber und sie vor ihrem Hausaltar ihre Andacht verrichtete, da vergaß sie niemals, für das Wohl des armen unschuldigen Gefangenen zu beten. Bei dieser Andacht wurde sie aber heute durch den Eintritt eines Mannes gestört.

Bisei wandte sich rasch um und ein Ausruf des Erstaunens entfuhr ihren Lippen.

„Bintl, du bist's? Du bist frei?“

„Gruaß di Gott, Bisei,“ entgegnete der junge Mann. „Erstich nit vor mir. Mei' erster Gang und aa mei' letzter in der Heimat is zu dir. I wollt dir's grad sagen, daß i' mi freilassn habn. D' Untersuchung gegn mi habns eing'stellt, weil's der Peterl beschwörn hat kinna, daß i zu dera Minuten, wo der Schuß aaf'n Förster abg'feuert is worn, mit eam unten g'fessn bin bei die Marterstöckln am Lehmgraben. Vergißt der Peterl die richti Zeit, Schlag achte, so waar's um mi g'schehgn g'west und du sehgest mi sobald nit wieder.“

„Aba Bintl, du hast mir ja g'sagt, du woast 'n Verbrecher, für wö nennst'n denn nit? Lassst di lieber unschuldi einisperrn z'wegn a so an g'wissenlosen Flanken?“

„Alles hat ma' 'n Bintl scho' vorg'worfa,“ sagte er.

„Viels aa mit Recht, aba verrathn hat er seiner Lebta no' Keamad und thuats aa nit, und wenn er selber drüber z' Grund gaang. Aba heunt fruah hat si die Sach g'ändert.“

„I glaab, es is a Dummheit, mi z'wegn an g'wissenlosen Menschen no' länger schändn z' lassn.“

„Setz di nieder, Sindl,“ sagte jetzt Eisei freundlich, „du bist g'wisß no' nüchtern, i mach dir a Millisuppn.“

„Na, na,“ erwiderte Sindl, „zum Esfn bin i nit kemma, i hon aa drunt scho' quaritehrt in Birklastoa'. Es is da a rechte Andacht über mi kemma, und wie r i so recht einig'schaut hon in mi, hon i halt dengerst g'fundn, daß i viel besser bin, als mi d' Leut machn. Woast, Eisei, i muafß mi scho' selber lobn, weil's funst aa Neamad thuat.“

„D ja — der Franzl hat di g'lobt, und mei' Lenzl lobt di und aa der preußische Offizier, der da is und dem du 's Leb'n g'rett' hast, di lobn di alle und i, daß i dir's nur sag, i kenn di iäß durch und durch, und g'wisß dörfst es glaabn, i lob di aa.“

Sie reichte ihm dabei die Hand, die Sindl freudig ergriff.

„Nacha kunnt mi mei' Leb'n wieder zum Freu'n anfangn,“ sagte er, Eisei lange in die Augen blickend. Was in seinem Innern vorging, das errieth, das ahnte Eisei nicht.

„Schau,“ sagte Sindl, sich auf der Bank niederlassend, „drin im G'fängniß hat mi aaf oanmal aller Muath verlassn. I hon g'fehgn, daß der Fluach aaf mir liegt, wie auf mein ganzen Haus. I dörf Quats oder Schlechts thuan, dörf reich oder arm wern, i bleib veracht, weil's d' Leut a Mal g'wohnt san, die Kürnberger zu verachtn. Scho' als unschuldigs Kind habns mir 's Schandmal aaffdruckt für's ganze Leb'n. Und mei' Boda war loa' schlechta Mann, so wenig, wie mei' Bruada. Wie Viele wilbern und pafschn, und denkt loa' Mensch dran, sie dernthalbn zu verachtn. Wie unser G'richt mir im Tirolischen drenten Credit und Ehr g'numma hat, dös hon i dir scho' dazähl. Wba i hon mi nit gebn. Wieder hon i, wie's Krieg worn is,

mein Handel ang'fangt, i bin eini in's Frankreich und freiwilli hon i an Bleffirtentrager g'macht und d' Roß eing'fangt und mi nühli g'macht, wie r i's vermocht hon. No, dös wirft ja g'lesn habn in die Papier, die i dir dalaßn hon."

"In dene hon i nir g'lesn," sagte Bisei, "sie liegn no' drin in meina Truha, wie i's an selm Sunnta einig'legt hon."

"Hättst es scho' lesn dörfn," sagte Bintl, "und hätt' mi schier g'freut, wennst es tho' hätt'ft."

"I woaß ja a so Alles!" rief Bisei, "und 's erst Mal hon i wieder so recht lacha kinna, wie mir's der Senzl dzählt hat von die Boarischzeller Birn, die 's d' in Bazailles austheilt hast."

"No schau," fuhr Bintl fort, "mi hat's aa g'freut, und freudi und stolz bin i z'ruckemma in d' Hoamat. Zäg, hon i mir denkt, kann's dir nimmer saahln, iäg müßens Respekt kriegn vor dir. Uba 's Erst, was i hör, dös is, daß mei' Muatta si in der Noth und Verzweiflung 'n Tod gebn hat, weils glaabt habn, dös Geld, was i ihr durch 'n Peterl hab gebn lassn, hats g'stohl'n und weils es dernt-halben eingesperrt habn. Heunt fruah hon i 's durch 'n Conditor in der Wüsten selber erfahren, daß der Lentner Mucl über den Diebstahl die best' Auskunft wisset. Mi aba habns in falschen Verdacht g'habt, daß i 'n Jager hinterrucks g'schossn hon und 's G'fängniß und d' Untersuchungshaft is mei' Willkomm i der Hoamet g'wen. Da hon i mir denkt, weils mi Alle für so an feigen Kerl halt's, der hinterrucks d' Lent anfallt, und der si fürcht' vor 'n Tod, so will Ent's zoagn, daß der Bintl a Courage hat und a That vollbringt, die nur Daner vor mir vollbracht hat. D' Leonhardsfahrt is morgn in Fischhausen, und

die, hon i mir vürgnumma, mach i mit aaf mein Gaul, den i bei Sedan g'fangt hon und den mir der Oberst vor etli Tag in Minka g'schenkt hat. Dös soll aba mei letzter Ritt sei!"

„Um Gottswilln, du wirst dengerst nit 'n Rehberger Martl im Sinn habn?“ rief Lisei erschrocken.

„Just den hon i im Sinn!“ antwortete Lindl.

Lisei war starr vor Schrecken. Wochenlang hatte sie Martls Geschick nicht aus dem Kopfe gebracht und immer mußte sie sich Martl mit Lindls Gesicht vorstellen, und jetzt sprach dieser selbst von der Absicht einer solchen gräßlichen That.

„Lindl!“ rief sie, die Hände zusammenschlagend, „hör auf, red nit weiter — i fürcht mi vor dir — wie kannst so was Gräßlichs denka! Hat di denn unser Herrgott ganz verlassn?“

„Nit ganz,“ sagte Lindl, „hör weiter. Mei' erster Gang, wie i gestern aaf Schliers lemna bin, is zu der Fischerlisl g'west aaf'n Freudenberg, denn der Lisl ihrer verstorbenen Mann is mei' Firmgöb g'wen. Sie hat ma Bottschaft einitho' in's G'ängniß, daß mei' erster Gang zu ihr sein soll, sobald i frei hoamkimm. So bin i gestern recht verzagt zu ihr lemna und hon g'hört, daß a preussischer Offizier, der am Freudenberg scho' a etli Wochen logirt, aaf mi wart' und daß mir der an großn Dank schuldi waar. Der Herr is nit dahoaamt g'wen und so hon i der Lisl mei' ganz's Loab dazählt. Aba die alt' Frau hat's verstandn, mi aufz'richtn. „Mei' Bua,“ hat's g'sagt, „bist so jung und willst di scho' gebn? Und hätt'ft aa früher nit Alles g'macht, wie's recht is und waarst aa g'falln, muacht dernthalbn dei' Leb'n lang liegn bleibn? A jeder Mensch, so sündhaft er aa g'wen, kann wieder brav

und ehrl' wern, wenn er will. Geh a Mal eini aaf Birkaftoa' und red mit der liaben Frau, die richt di scho' aaf 'n Weg, wo di 's Leb'n wieder g'freut, und so 's Gottswilln is, dalebn ma's no', daß d' aaf 'n Freudenberg Hochzet feierst mit an Dirndl, die dir alles Unglück vergeffen macht, was d' ausg'standn hast, schuldi oder unschuldi." Und wie's mir so Muath zuspricht, kimmt der preußisch' Offizier. I hon 'n glei dakennt, der is's g'wen, den i mit 'n Lenzl in Bazailles g'rett't hon, wie's 'n grad einiwerfa habn wolln in a brennats Haus. Und mit dem sein I'fammalemma hat wirkli a neu's Glück für mi ang'fangt! D' Fischerlisl hat g'lacht und g'woant vor Freud, wie ihr der Rittmeister dazähl hat, was i für eam tho' hon. Er hat freili viel mehr aus der Sach' g'macht, als dran is, und nacha hat er mi g'fragt, ob i nit mit eam will aaf sei' groß's Guat in Preußenland als sei' G'stütmoaster und Jager, und daß er mei' Glück begründen wollt. I hon zu Allem „Ja“ g'fagt und nacha habn's mir alle Zwoa dazähl, wie kurz vor mein Kemma der Lenzl und 's Mirdei si verlobt habn und der Leizacher sein Segn dazua gebn hat.“

„Ja, Rindl, so oft du zu mir kimmt, bringst mir a freudige Nachricht. Da Lenzl und 's Mirdei san a Paar? Woast es g'wiß?“

„Ganz g'wiß. Der Rittmeister und d' Fischerlisl habn's g'fagt.“

„Heilige Muatta von Birkaftoa', so hon i ja dengerst Ebbas von dir erbitt'!“ rief Eisei mit dankbarem Blicke gegen oben. „Dazähl weiter, Rindl.“

„I hon mi nimmer dakennt vor Freud,“ fuhr dieser fort, „aba d' Fischerlisl hat mir g'fagt, eh i schlajn ganga bin, Rindl, thua, was i dir g'fagt hon und geh aaf Birkaftoa'. Und so bin i, wie der Tag graut hat, heunt durt-



hin in's kloa' Kirchel und hon die liabe Frau bitt', sie soll mi aaf 'n rechtn Weg richtn, und schau, eh i selber g'wußt hon, wohin i geh, bin i am Steig gwen aaf d' Hochalm aaffa zu dir."

Sisei erröthete und fragte: „Zu mir?“

„Ja,“ fuhr Sindl fort, „i hons aa um was bitt', eh i aaffag'stiegn bin, um Ebbas, dös mi so glüclli machet, größer als der Wendelstoa.

„Und was is nacha dös?“ fragte Sisei. „Möcht's dir's doch erfüllen!“

„Dös wünschst du?“ fragte Sindl. „Wennst wissest, was 's waar, redest anders. Aba i kann dir's nit sagn — schau, i fürcht Neamad und mit 'n Teufl kunnt i raaffa, aba in dem Augenblick steh i vor dir wie a Taunderlaun. Wohl hon i mir Alles z'fammg'studirt, wie r i's vürbring, aba i woaf 's nimmer, nur dös Dani woaf i, daß i di gern hon, Sisei, daß i tausend Lebn für di hergebet, wenn's sei' müßst und daß mir die ganz' Welt nit mehr werth is wenn du mi veracht'st.“

„Sindl!“ rief Sisei, einige Schritte zurücktretend und sich fast fürchtend vor seinem glühenden und leidenschaftlichen Blick, durch seine herzlich gesprochenen Worte aber doch wieder angezogen, „Sindl, i muaß idz nach'n Vieh schaugn, du dörsst mi nimmer länger verhaltn.“

„Is dös die ganz' Antwort?“ fragte Sindl in traurigem Tone.

„Na', di is's nit,“ antwortete Sisei, „aba i woaf dir nit glei die richtige Antwort z' gebn. Du sagst, du hast mi gern und kannst mi für so schlecht haltn, daß i mein Franzl aus mein Herz außareißet und an Andern einsetzet? Was sagest du zu so an Dirndl? Nit amal a Jahr is

vorüber, daß er g'storbn is, du woast es ja selber, und waar's aa um, i glaab nit, daß i mi in den Gedanken findn kunnt, 'n Franzl mei' Lebta untreu z' wern."

Sindl schien auf diese Antwort schon gefaßt gewesen zu sein.

„Und wenn döz nit waar?“ fragte er jetzt, „schändet di mei' Siab nit?“

„Na, di schändet mi nit,“ erwiderte Eisei in bestimmtem Tone, „und willst mir dei' Freundschaft schentn, Sindl, so bin i dir dankbar. I schäg' di und woast, was an dir is. Glaab mir, i hon mit dir g'littn, seit du 's lezt' Mal bei mir warst, und koa' Tag is verganga, wo i nit für di und für die arma Seeln unten bei die Bildstöckeln bet' hon.“

„Eisei!“ rief Sindl ganz gerührt von dieser Erklärung.

In diesem Augenblicke hörte man einen Jodler. Er kam vom Hüterbuben und seine Art zeigte an, daß Jemand vom Leigachhose sich näherte.

„Jeff, es kimmt Wer!“ rief Eisei. „D' Botschaft werns mir bringa von der gestrigen Verlobung. Sindl, thua ma den G'falln und laß di nit sehgn, nit weil mi dei' B'fuach schänd', sondern weil i nit gern in a G'schmaz kemma möcht.“

„Dörf i wieder kemma?“ fragte Sindl.

„Kimm nimmer,“ bat Eisei, „es thuat mir weh, wennst kimmst; du woast ja eh Alles.“ Und die Truhe öffnend und die Brieftasche herausnehmend, welche ihr Sindl zum Aufheben gegeben hatte, fuhr sie fort: „Da nimm deine Papier, i hab's guat aufg'hobn g'habt. Wa iäg' geh — geh hintnaus, wo's d' glei in's Krummholz kimmst, thua's, mi nit in's G'reb z' bringa.“

„Da hon i no' a Papier für die Briestafchn,“ sagte Rindl, ein Blatt aus der Tasche ziehend und dasselbe in jener verwahrend, welche er dann wieder auf den Tisch legte. Dann fuhr er fort: „So pfüt di Gott, Rifei! Denk an mei' Klab, die mi glücki macht oder elendi j' Grund richt'. Alles Glück, döös mir der Rittmeister g'hoafn hat, wirf i in See eini, wenn i di nit krieg. Versprich ma, daß d' koan Andern nimmst — der Gedankn bringet mi um!“

„Da hast mei' Hand, Rindl — a koa' Andern krieget mi, döös g'hoaf i dir bei meiner Seligkeit. Aba geh iäh — i bitt' di!“

Rindl drückte ihr die Hand und über ihren schönen Augen seine Papiere wohl absichtlich vergeffend, eilte er hinaus, dem Krummholze zu. Dort aber suchte er auf Umwegen zu dem Gangsteige zu gelangen, welcher zu Thal führte.

Raum hatte er sich eine kleine Strecke entfernt, als er den Leihachbauern auf die Almhütte zuschreiten sah. Es fiel ihm sofort dessen sonntägliches Gewand auf, sowie die Blumensträuße auf dem Hute und im Knopfloche; er dachte sich, der Bauer wolle dem Mädchen das freudige Ereigniß von gestern mittheilen. Als er aber längs der Einfriedung hinschritt, traf er plötzlich auf Peterl, der aufmerksam über die Stiegl nach der Sennhütte blickte. Rindl rief ihn an.

„Peterl, was schaugst denn du? Hat di dei' Woda nit mitlassn?“

Peterl erschrak im ersten Augenblicke, dann faßte er sich.

„Du bist wieder frei?“ sagte er. „Döös g'freut mi. I hon dir scho' guat g'reb't.“

„Wahr hast mir g'reb't, sunst hon i nit verlangt.“

„Aba warum bleibst denn da stehn und gehst nit mit in d' Alm?“

„Warum? Dir kann i's sagn, ja, ja, du hast ja selber den Anfang von dera G'schicht g'macht.“

„Von was für a G'schicht?“

„No, von der Liebärg'schicht. Du hast mir dös Zet-terl mit dem Zaubersprüchtl gebn, und denk dir nur, die Erst', die mi an dalkaten Buam g'nannt hat, war 's Rifei.

Sindl erblaßte.

„'S Rifei? Und weiter?“

„No, seit dera Stund hon i's als mei' Hochzeiterin betracht, der Franzl is in Krieg blicbn, und grad is der Woda eini zu ihr und halt um ihra Hand für mi an. Wenn's „Ja“ sagt, nacha winkt ma der Woda, daß i nachfimm, und so wart' i halt iäh. I moanet dengerst, daß er winket; moanst nit aa?“

Sindls Lippen waren fest auf einander gepreßt, er war bleich bis in den Mund hinein.

„Alle Teufel!“ rief er, „du willst 's Rifei heiratn?“

„No, is dös ebba ebwas dalkats? Die schönst' Bäurin wird's im Zellerthal, und morgn bei der Leonhardsfahrt soll's die ganz' Welt erfahren, daß der Peterl Hochzeiter is.“

„No, so gar g'wiß is die Sache dengerst nit,“ meinte Sindl in spöttischem Tone. Hatte es ihm Rifei nicht erst vor wenigen Minuten beschworen, daß sie keinem Anderen ihre Hand gebe?

„Dös is scho' g'wiß!“ erwiderte Peterl. „Woacht, wir habn a Geld und d' Auswahl is nit schwaar zwischen an arma Almadrindl bleibn oder d' Reizachbäurin wern.“

Dem Sindl stieg das Blut zu Kopf. Er hätte eher den Schwäher erwürgen mögen, als ihn mit solcher Sicher-

heit von diesem Falle als einer ausgemachten Sache sprechen zu hören, die ihn aus allen seinen Himmeln niederschmettern sollte in's gewohnte Glend. Doch maßigte er sich. Er konnte ja abwarten, ob der Bauer wirklich dem Peterl zur Almhütte winkte.

„Woast,“ plauderte Peterl weiter, „i bin lang im Ung'wissen g'wen, wen i von di zwoa Dirndl nehma sollt, die mi zu gleicher Zeit z' Marbach an dalketen Buam g'hoastn habn, d' Buachenbauern Urschi, die i alleweil vom Bodan aus heiratn sollt und di grad aa nit schiach is, oder 's Eisei. Wie aber die Nachricht kemma is, daß der Franz g'falln is, da hon i's als an Wink vom Himmel betracht, daß 's Eisei die Recht' is, die mir h'stimmt is. Du hast dort a Dummheit mit mir g'macht, aba i hon an dera Dummheit g'halt'n, und 's Dümme wird's wohl nit sei', daß i's schö' Eisei hoamfähr'.“

Sindl sagte sich selbst mit Bitterkeit, daß Alles, was er that, selbst der Scherz, den er sich damals erlaubte, zu seinem Unglück ausschlage. Und er erblaßte jetzt abermals, nachdem er einige Augenblicke zuvor blutroth gewesen, denn er sah, wie der Leihachbauer vor die Sennhütte trat, Eisei an seiner Seite, und mit dem Hute Peterl herwinkte, der, sobald er dies Zeichen erblickt, einen lauten Jubelschrei erschallen ließ, mit einem Sprunge über dem Stiegel war und der Almhütte zueilte.

Sindl stürzte zu Boden und blieb lange so liegen; dann schleppte er sich in das neben dem Gangsteige befindliche Gefträuch und stierte lange vor sich hin. Er wurde aus seinem Brüten aufgeschreckt durch ein munteres Gespräch, das in der Nähe Vorübergehende führten. Es war der Leihacher, Peterl und in ihrer Mitte — Eisei im Sonntagsstaate.

Jetzt war kein Zweifel mehr, Lisei war Peterls Verlobte. Er hörte sie fröhlich lachen, zum ersten Male lachen, und sah sie, mit den Anderen den Weg nach dem Thale einschlagend, seinen Blicken nach und nach entschwinden.

Auch sein kurz geträumtes Glück entschwand ihm jetzt gleich einer Seifenblase, ein Unstern schien über seinem Geschick zu walten, und jetzt war auch sein Entschluß gefaßt.



XVII.



ersäumte  
Gelegen-  
heit und  
Mißver-  
ständniß  
heißen  
die beiden  
Ursachen,  
die wohl  
das meiste  
Leid in  
das menschliche  
Leben bringen.  
So hätte auch  
Lindl in ganz  
anderer Stim-  
mung seinen  
Platz verlassen,

wenn er geahnt hätte, was sich in der Umhütte ereignet  
und weshalb Lisei im Sonntagsstaate den Bauern und  
Peterl zu Thal begleitete.

Lisei war von Lindls Antrag und seinen Erzählungen noch ganz erregt, als der Leizachbauer bei ihr eingetreten war.

„Grüß Gott, Bauer!“ sagte Lisei, „Des kommts scho' so bal aaffa zu mir und im Sunntags'wand. Is denn heunt Feiertag?“

„Im Kalender nit,“ antwortete der Leizachbauer, sich legend; „aba aaf der Hochalm herodn und im Leizachhof untn soll oana sei.“

„Wie dös?“ fragte Lisei, obwohl sie wußte, daß der Bauer auf die gestrige Verlobung anspielte. Daß sie dieselbe bereits von Lindl erfahren, wollte sie nicht wissen lassen.

„Dös sollst hörn,“ sagte der Bauer, „aba z'erst gib mir a Glasl Rührmilli und mach di g'faßt aaf Ebba, dös d' da nit einbild't hast, nit in Traam.“

„No, da drauf hin i begieri,“ sagte Lisei lächelnd und ging, dem Bauer das Verlangte zu bringen.

„Wohl bekomm's Ent!“ sprach sie, als sie ein Glas mit Rührmilch auf den Tisch stellte.

Der Bauer machte einen langen Trunk und gab Lisei das Glas, dann wischte er sich den Mund ab und begann jetzt seine Anrede mit einem Anlaufe von Feierlichkeit.

Lisei stand mit dem leeren Glase vor ihm.

„Siehgst die Bleameln aaf mein Hut,“ begann er, „und den Buschn in 'n Knopfloch da — woast, was dös bedeut? Dös bedeut a Hochzet. Zur a Hochzet g'hörn Zwoa, a Bua und a Dirndl, und wie moanst, daß die Zwoa hoastn?“

„Ebba gar Mirdei und Benzl?“ rief Lisei, der bejahenden Antwort sich wohl bewußt.

„So hoastn die Gestrigen,“ sagte der Bauer lachend, „aba die Heuntigen hoastn — stell 's Glasl weg, eh i's



sag — so, die hoasn Peterl und — Eisei. Gel, da schaugst? D' Seigachbaurin sollst wern, und so bin i halt da aaf der Frei für'n Peterl und wirb für eam Rechtsens und in bester Form um dei' Hand, Eisei. I bin natirli im Voraus aaf dei' Einwilligung g'faht und der Peterl is glei bei der Hand. Er wart grad, daß i eam a Zeichen gib, daß er kemma dörf. So wink ma eam halt."

Eisei war Anfangs sprachlos vor Erstaunen, aber jeht, als der Bauer Anstalten machte, den Peterl heranzuwinken, wurde sie gesprächig.

"Na', Bauer," rief sie, „winkts nit — Des habts ja mei' Antwort no' gar nit abg'wart'. I woass nit, wie Ent glei erwidern soll; i woass die Ehr' g'woiß z' schäyn und b'funders, daß Des extrig zu mir aaffag'stiegn seids, Bauer — aba i muaß Ent an Antrag — abschlag'n."

"Was is dö's?" rief der Seigacher, „du unterstehst di, mein Antrag abz'weijn?"

"Ja, Bauer, aus zweierlei Gründ. Erstens hat der Franzl no' mei' Herz, und zwoatens is's grad a Dummheit, daß si der Peterl mi einbild't, mi, die 'n gern hat, wie r 'n Bruada, aba nit als mehr, z'während sei' Wasl, d' Urfschi, aaf eam hofft und 'n Peterl für's Leb'n gern hat."

"Ja, d' Urfschi waar ja aa die mei'," rief der Seigacher, sich ganz vergessend. „Alleweil hon i's woll'n; aba der Peterl will halt grad di, Eisei, denn du bist eam b'stimmt, sagt er."

"Mei', dö's is ja a Narretei!" sagte Eisei, und sie erzählte dem Bauer die ihr von Mirbei mitgetheilte Geschichte mit dem Zaubernetterl und behauptete fest, daß, wenn sie dem Peterl bestätige, daß Urfschi die bewußte Formel nur um einen „Schnauser" eher gesprochen, Peterl gerade so freudig zu Urfschi kommen und um sie freien werde.

Dem Bauern war das zu hören gar nicht unangenehm. So könnte ja dennoch sein Herzenswunsch in Erfüllung gehen, dachte er, und er sagte zum Eisei: „Eisei, i bin dir wahrhafti nit böß, daß d' aaf die Ehr' verzichtst, Leigacherin z' wern, und zwar der Urschi z' Siab. Wie aba bring ma 'n Peterl dahin, daß er umfattet?“

„Dös laßt's mir über, Bauer,“ erwiderte Eisei. „Winkts eam amal, 'n Peterl, und in fünf Minuten bitt er Ent, Des sollts zu der Urschi aaf d' Brautwerbung gehn.“

„No, wennst dös dahin bringst, sollst 'n schönsten Kammertwagn von mir kriegn, wennst amal heiratst. Soll a Wort sei!“

Dann trat er vor die Hütte und winkte mit dem Hute Peterl herbei. Dieser kam „schlegelnden Herzens“ herangelaufen.

„Is's richti?“ rief er schon von Weitem den Bauern an.

„Nit so ganz,“ entgegnete dieser.

„So hat's a Peterl?“

„Ja, a ganz kloans und dös hoast: sie mag di nit.“

„Boda!“ rief Peterl erbleichend. „Des werd's ja dengerst koan G'spaß macha?“

„Da muaf scho' i dreinredn,“ sagte jetzt Eisei, aus der Hütte tretend. „I mag 'n Peterl scho', aba halt nit als Hochzeiter, weil an anders Dirndl drüber sterbet vor Load, die ohne 'n Peterl nit leb'n ko'.“

„Geh weiter,“ sagte Peterl in ungläubigem Tone, aber doch etwas geschmeichelt. „Wer sollt denn dös sei?“

„Daß d' es ebba nit woast,“ versetzte Eisei, „i konn dir's aba aa nenna. D' Urschi is's, dei' Basl. Sie hat mir's selba g'sagt, oft hats ma's g'sagt, und 's thaat ma halt dengerst Load, d' Urschi, wenns scho' so frühah sterbn müast.“

„Ja no, nacha is's ihr halt a so b'stimmt; i glaab amal an a B'stimmung,“ entgegnete Peterl.

„Nacha g'hört d' Urschi erst recht dei', Peterl. Durt bei 'n Abschiedsfejt in Marbach — Franzl, verzeih mir's, daß i dabei no' an was Anders denk, als an di! — durt bin's nit i gwen, die dös Bewußte am ersten g'sagt hat — g'wiß nit; i kann dir's beschwörn, daß d' Urschi um an Schnaufer ehnda „dallata Bua“ zu dir g'sagt hat. I hon's ihr bloß nachig'sagt.“

„So?“ fragte Peterl und machte große Augen. „D' Urschi hat's z'erst g'sagt? Dös is ma z'wider!“

„Z'allererst hon's i g'sagt,“ fiel jetzt lachend der Leihacker ein, „scho' vor vielen Jahr, und mi wirft dengerst nit heiratn wolln.“

„Jäh bin i wieder ganz dumm,“ sagte Peterl.

„Du bist nit dumm,“ versetzte Lisei in vertraulichem Tone, „na', na', Peterl, du bist a herzensguata Bua und halt recht wünschet i dir, daß d' a Bäurin kriegest, die 's ehrli mit dir moant, und a Bessere, wie d' Urschi, kaannt i mir nit denka.“

„Du waarst mir halt liaba g'wen,“ sagte Peterl treuherzig, „di kenn i scho' von Jugend aaf und du kennst mi, und weil der Lenzl mei' Mirdei heirat, so waar's halt in Dan hinganga, wenn i di kriegt hätt'. — D' Urschi — es is scho' richti, sie waar so schiech nit, aba i hätt' halt a G'scheidtere wolln, di is grad so dallat, wie r i, moan i alleweil.“

„No, nacha is's scho' lang z' gescheidt für di, wenn's dir gleicht. Mach di nit selba so dumm — du bist es nit, und d' Urschi — lerns nur amal kenna, die kann Mandln dazähl'n, und finga kanns, daß 's a Freud is, und alleweil singt's von ihren Peterl. Bua, die hat di ganz g'wiß recht gern.“

Peterl stand sprachlos da und zupfte an seinem Blumenstraufe.

„Dazupf d' Bleamlu nit ganz,“ sagte der Alte. „Wenn's dir recht is, gehn ma vom Plaz weg zu der Urfschi, und 's Eisei geht mit und macht dein Fürsprecha.“

„Mit tausend Freuden,“ rief diese. „Warts nur, i ziehg schnell mei' Sunntagsg'wand an.“

„Ja,“ sagte der Alte, „und nacha bleibst aa morgn drunt bei der Leonhardifahrt. Du fahrst in unserer Leonhardstruchen, daß 's die ganz Welt siehgt, daß d' zu unserer Freundschaft g'hörst, und richt's nur, daß d' Urfschi aa drinsigt. Da kimmt eh der Hiattabua, dem werd i scho' 's Weitere sagn und a Dirn schick i gegn d' Nacht aa aaffa.“

Eisei eilte in ihre Kammer, um sich anzukleiden.

Der Bauer gab dem Hüterbuben während Eisei's Abwesenheit die nöthigen Instruktionen; Peterl aber saß auf der Bank vor der Streb und bohrte mit seinem Stocke in den Wasen hinein, eine gerade nicht geistreiche Beschäftigung, aber ebenso bohrte es in seinem Hirn herum. Was ihm Eisei von der leidenschaftlichen Liebe Urfschi's mitgetheilt, blieb nicht ohne Eindruck auf ihn. Allerdings wäre es dasselbe gewesen, wenn sie ihm vertraut hätte, daß die Niederbauern Eisei oder die Lechnerbauern Leni oder weiß der Himmel wer in ihn verliebt sei. Bei ihm beruhte Alles auf Gegenseitigkeit. Wer ihm gut war, dem war er's auch, wer ihn liebte, den liebte er wieder, und da ihm Eisei dies von seiner Wase Urfschi bestätigte, so stand auf einmal dieses Dirndl in ganz anderer Weise vor ihm, als bisher, und wenn er auch gewiß wußte, daß sie, was den Verstand anbelangt, dem Eisei nicht auf Meilen Wegs gleich komme, so beruhigte ihn doch wieder der Letzteren Erklärung, daß es auch da nicht so weit gefehlt sei.

Peterl hatte gar nicht bemerkt, daß sein Vater schon längere Zeit neben ihm saß und ihn aufmerksam betrachtete. Endlich steckte auch der Bauer seinen Gebirgsstock in die Oeffnung, welche Peterl mit dem seinigen gegraben und sie erweiternd, sagte er lachend: „Bohrn ma halt in oan Loch, Peterl, nacha wird der Brunna ehnda firtn.“ Und als Peterl ihn mit zweifelhaftem Blicke anschaute, fuhr er fort: „Schau, döös war mei' Herzenswunsch von jeher, daß d' Urfschi dei' Bäurin wird, und 'n Hof übergib i dir am Hochzettag. Scho' dei' Muatta — Herr, gib ihr die ewi Muah — hat von niz Andern g'red't, als daß die zwoa Höf, der Reizach- und der Wuachenhof, z'sammlemma solln. Sie grenzn ananand und im ganzn Boarnland gib't's nacha koa' schönrs Bauernguat mehr. Von dem hat dei' Muatta oft traamt und sie hat wohl Recht g'habt.“

„Ja, ja,“ sagte Peterl gerührt, d' Muatta hat allemal mei' Best's wolln, und am End' is ma halt dengerst d' Urfschi b'stimmt. Also gehn 'ma halt. Was muaß aba 's Rifei von mir denkn, daß i so schnell umfatti?“

„Die denkt,“ sagte Rifei lächelnd, im Sonntagsgewand vor ihm stehend, „daß d' a brava Suh'n bist, der Boda und Muatta ehrt, und daß d' mit der Urfschi so glückli wirfst, wieft es verbeanft. Koa' Mensch soll jemals von mir erfahren, daß d' z'erst bei mir g'wen bist; draaf hast mei' Hand. Und iäz gehn ma, i bin g'richt.“

So verließen denn die Drei die Hochalm, um auf eine neue Brautwerbung zu gehen. Der alte Reizacher war seelenvergnügt, er plauderte fort und fort und erzählte Rifei, wie ihn gestern Peterl mit dem Faß Edelwerth daran gekriegt, worüber das Dirndl in herzlichem Lachen ausbrach, auch Peterl mußte schließlich mitlachen. In diesem Moment kamen sie an dem im Gestrüppe versteckten Kindl vorüber,

der dieser Fröhlichkeit, diesem Lachen eine andere Ursache zu Grunde legte.

In der Nähe des Buchenhofes angekommen, mußte Eisei vorausgehen, um Urschi von der ihr bevorstehenden Werbung zu unterrichten. Peterl wollte sich nicht noch ein zweites Mal in Gefahr begeben, „abzufahren.“ Der Alte und Peterl durften aber nicht lange warten. Eisei kam in kurzer Zeit zu ihnen zurück und berichtete, daß Urschi und ihre Eltern mit Freuden der Werbung entgegensähen.

Wenige Minuten später hatte Urschi ihre Hand in die Peterls gelegt, der alte Seigacher und Urschi's Eltern waren zu Thränen gerührt, und Eisei war die Erste, welche dem neuen Brautpaare die herzlichsten Glückwünsche darbrachte. Dann aber ging sie allein nach dem Seigachhof, um dort auch Mirdei und Benz zu beglückwünschen.

Auf dem Wege dorthin warf sie sich unter einer großen, breitstämmigen Buche nieder, und erregt von den vielen Gemüthsbewegungen dieses Morgens, fing sie bitterlich zu weinen an. Franz stand vor ihrem Geiste, und dann, sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren, war es der unglückliche Rindl, dessen Worte von heutigem Morgen immer wieder ihr Inneres bewegten. Sie mußte an den „Leonhardssritt“ denken, und sie zweifelte nicht, daß Rindl es dem armen Martl gleichthun könnte. Der Unglückliche fühlt sich ja sympathisch zu anderen Unglücklichen hingezogen, ähnlich wie der mit Innbrunst Betende zu Anderen, welche gleich ihm in brünstige Andacht versunken sind.

Unwillkürlich nahm sie die Papiere aus der Tasche, welche Rindl auf ihrer Alm zurückgelassen. Sie hatte dieselben, als sie des Seigacherbauers ansichtig wurde, bei Seite gethan und bei ihrem Abgange zu sich gesteckt, um sie Rindl bei der morgigen Leonhardsfahrt in Fischhausen zurückzugeben.

Was mochten diese Papiere enthalten, die ihr der Bursche so dringend zu lesen anempfahl? Sie öffnete die Schnur, mit welcher sie zusammengebunden waren und schlug das erste Schreiben auseinander. Es war ein Zeugniß vom Regimentscommando, unter dem auch Franz gestanden. Es wurde in der rühmendsten Weise der Dienste gedacht, welche Leonhard Kürnberger als freiwilliger Bleesirtenträger während der Tage von Sedan verrichtet und wie er durch Auffangen einer großen Anzahl lediger Pferde dem Arzar viele Vortheile in uneigennützigster Weise zugebracht und von dem Corpscommando zu entsprechender Belohnung vorgeschlagen worden sei.

Ein zweites Schreiben bestimmte für Leonhard Kürnberger eine Belohnung von fünfhundert Gulden.

Das dritte Schreiben war das Zeugniß eines Pferdehändlers in München, welches bestätigte, daß Bindl sich durch den Pferdehandel dreitausend Gulden erworben habe und später bei einem Proviandtransporte in Frankreich beschäftigt gewesen sei und sich bei dieser Gelegenheit als treu und umsichtig erwiesen habe.

Ein viertes Couvert enthielt sodann eine Obligation zu fünfhundert Gulden und einen Bankschein zu dreitausend Gulden. Daneben lag das Blatt, welches Bindl erst heute in die Briefftasche gelegt und auf welchem folgende Zeilen standen:

„Ich übermache hiermit all' mein Geld und sonstiges Gut, wenn ich mit Tod abgehe, der Elise Seebergerin, Semmerin auf der Hochalm vom Seihachbauern, als Eigenthum, an die Alles auszuhändigen ist. Sie ist der einzige Mensch, der mit mir in der Heimat gut war. Gott soll ihr das lohnen und ich bitte sie um ein frommes Angedenken.

Leonhard Kürnberger.“

Uisei hatte mit steigender Aufmerksamkeit das Alles gelesen, und nicht ohne neue, tiefe Rührung band sie die Papiere wieder zusammen.

„Armer Lindl!“ sagte sie dabei, „wie gern möcht' i di glückli machn — aba i kann nit — i darf nit! I werd' dir morgn die Papier wieder z'ruckstelln, i werd' di treffa bei der Leonhardsfahrt, zu an Leonhardsritt nach dein Sinn soll's nit kommen. Wie r i's vermag und was i thua, dös soll mir die liebe Frau von Birkastoa' eingebn!“ Und rasch schlug sie den Gangsteig dorthin ein.

Sie mußte lange dort verweilt haben, denn als sie den Rückweg antrat, ging es schon weit in den Nachmittag hinein. Deshalb trachtete sie auf dem einsamen Gangsteige gegen das Zellerthal so rasch als möglich nach dem Leitzachhose zurückzulehren. Sie war eben in einen rings von steilen Waldbergen umgebenen Thalkessel, in welchem sich ein kleiner Weiher befindet, eingetreten, als hinter einer Tanne hervor ein Mann auf sie zutrat, der sie erwartet zu haben schien. Es war der Lentner Mucl von Kurach. Er hatte im Wirthshause zu Birkenstein soeben seine letzten Kreuzer vertrunken und bei dieser Gelegenheit Uisei in das Wallfahrtskirchlein treten sehen. Das Dirndl stach ihm schon längst in die Augen. Franz war im Feldzuge geblieben und er meinte, es wäre so übel nicht, mit dem schönen Uisei eine Bekanntschaft anzuknüpfen. Der passendste Ort, eine solche einzuleiten, nöthigenfalls zu erzwingen, schien ihm der Thalkessel zu sein, durch welchen Uisei auf ihrem Rückwege kommen mußte. Dahin begab er sich und harrte der Kommenden mit großer Ungeduld und Zuversicht.

Uisei erschrak, als sie den läderlichen Burschen vor sich sah, dem man im vergangenen Herbst Haberfeld getrieben und der sich trotzdem nicht gebeeft hatte. Sie dachte gleich an Lindls heutige Aeußerung, daß dieser den



Einbruch beim Conditor gemacht und bei dem Gedanken, daß sie Lindls Vermögen in der Tasche habe, meinte sie, ihr Herzschlag müsse aufhören.

Aber ehe sie diesen schrecklichen Gedanken Raum geben konnte, rief Muckl: „Je, 's Eisei! Da krieg i ja a rare G'fellschaft am Hoamweg.“

„Du kannst netta scho' alloa gehn,“ erwiderte das Dirndl, sich gefaßt stellend. „I brauch koa' G'fellschaft.“

„No, was hast denn nacha z' Birtlastoa' so lang z' betn g'habt? Hast ja dengerst nur um an neun Schäg bet', und schau, dö's Wunder is scho' g'schehgn — i stell mi freiwilli. Moanst nit, daß uns damit alle zwoa g'holsa is?“

„Na, mir is damit nit g'holsa — und iätz laß mi in Fried,“ erwiderte Eisei.

„I thua dir ja nix!“ sagte Muckl zudringlich und blieb an der Seite des rasch dahineilenden Mädchens. Dieses besiel jetzt eine fürchterliche Angst. Sie hatte schon oft gehört, daß Muckl im Stande wäre, zu morden und zu rauben, wenn er in Geldverlegenheit sei — und sie trug Lindls werthvolle Papiere bei sich! Nicht für sich fürchtete sie, sondern nur für das Hab und Gut des armen Burschen, der ihr dasselbe anvertraut. Sollte sie Muckl belauscht haben, als sie die Papiere, unter der Buche ausruhend, besichtigte? Und hier im stillen Walde, nahe dem tiefen Weiher, konnte er nicht da seine böse That vollbringen? Sie verlobte sich im Stillen der Mutter Gottes in Birkenstein und bat dieselbe, ihr aus dieser Noth zu helfen. Sie hörte, während sie diesen ängstigen Gedanken nachhing, gar nicht darauf, was Muckl zu ihr sprach; ihr einziger Gedanke war, ihm zu entkommen.

Aber Muckl ließ nicht nach, sie zu bedrängen. Er hatte ihre Hand erfaßt und ließ dieselbe nicht mehr los.

Lisei glaubte endlich, das Mittel gefunden zu haben, sich zu retten. Sie ging scheinbar auf Muckls Wünsche ein, dabei rüstig auf dem Gangsteig weiter schreitend, und so kam sie mit ihrem Begleiter aus dem Thalleffel heraus an den Saum des Waldes, in dessen Nähe sich die Niederealp befindet.

Muckl hielt jetzt das Mädchen an; er wollte es durchaus nicht den Saum des Waldes überschreiten lassen. Aber Lisei sagte mit aller ihr möglichen Freundlichkeit, daß sie einen Sprung zur Niederealp machen müßte, wo sie auf dem Herwege Geld und Geldeswerth zum Aufheben gegeben habe, das wolle sie schnell holen und wenn er etwas nöthig habe, es ihm unter der Bedingung geben, daß er sie morgen beim Leonhardsfest öffentlich als sein Dirndl zum Tanz in Neuhaus führe.

Muckl beschwor dieses sofort und innerlich jauchzend über das Vorhaben der dummen Sennerin, für die er Lisei in seinen Gedanken hielt, versprach er ihr, sie am Saume des Waldes zu erwarten; sie möge aber nicht zu lange ausbleiben.

Lisei ließ sich dagegen von ihm das Versprechen geben, sie nicht zu narren und am Ende nicht mehr am Plage zu sein, wenn sie zurückkäme.

Muckl beruhigte sie deshalb und Lisei eilte links den Gang hinauf zur Niederealm. Sobald sie der Sennhütte ansichtig, rief sie die Sennerin an und diese erwiderte sofort den Gruß.

Lisei athmete leichter — jetzt war sie und Sindls Vermögen gerettet!

Auf der Alm angekommen, nahm sie einige Erfrischung zu sich, und ohne der Sennerin mitzutheilen, was sie zu diesem Besuch veranlaßt, eilte sie nun auf ihr wohlbekanntem Terrain, wenn auch pfadlos, gegen den Seigachhof zu.

Mucl wartete bis zum Abend auf Eisei und ihr Geld, dann ging er fluchend und dem Mädchen Rache schwörend seiner Wege.

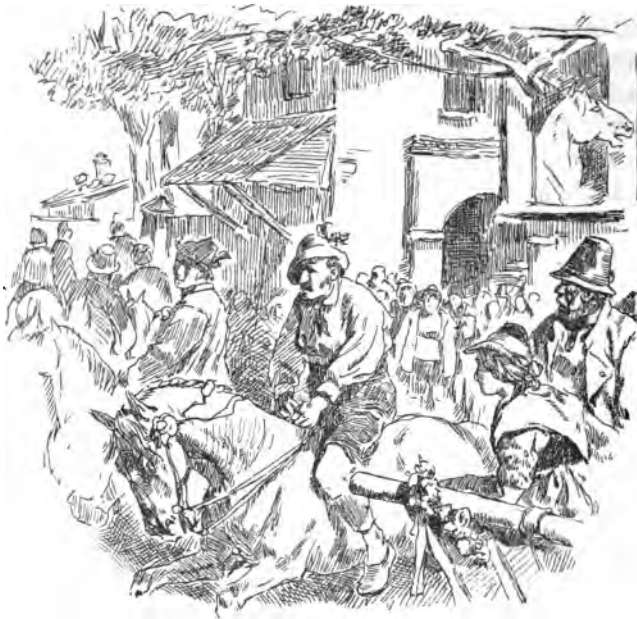
Auf dem Leigachhof war man bereits in Sorge über Eisei's räthselhaft langes Ausbleiben, da der Leigacher und Peterl sie längst zu Hause glaubten, als sie von der Brautwerbung zurückgekommen waren.

Mirbei war nicht wenig überrascht, als sie vernahm, daß nicht Eisei, sondern Urschi Peterls erklärte Hochzeiterin sei.

Als endlich Eisei im Hofe ankam, wurde sie freudig begrüßt. Man drang nicht lange in sie mit Fragen, denn ihre blassen Wangen, ihre rothen Augen zeigten hinlänglich, mit wem sie sich beschäftigt. Man glaubte, sie habe nur an ihren auf dem Felde der Ehre gebliebenen Hochzeiter gedacht. Daß diese Thränen auch noch für einen Andern fließen, daß sie gar für Lindl fließen könnten, das ahnte freilich Niemand. Doch morgen sollte das klar werden, morgen beim Feste des heiligen Leonhard.



## XVIII.



er Tag des heiligen Leonhard wird in vielen Gegenden des bayerischen Oberlandes, namentlich in Lößl und Fischhausen, durch die

berühmten Wallfahrten, die man Leonhardsritte oder Leonhardsfahrten nennt, gefeiert. Sankt Leonhard wird als Hauptpatron und Schützer der Viehzucht, insbesondere der

Pferdezucht, verehrt. Durch ganz Oberbayern liegen ihm zur Ehre geweihte Kapellen zerstreut, oft mitten im stillen Walde, stundenweit von den Wohnungen der Menschen entfernt. Diese Waldkirchlein sind von eisernen Ketten umspannt, zusammengeschmiebet aus den Stallketten der kranken Rosse, die man dem Heiligen gelobt hat. Zu diesen Kapellen wird meistens im Hochsommer von der ganzen Nachbarschaft zu Fuß und zu Wagen gewallfahrtet und mit dem Vieh Umgang um das Gotteshaus gehalten. Da kommen die Bauern schon am Vorabend zur Vesper, jeder mit zwei Rossen, reiten drei Mal um die Kirche, binden die Rosse im Walde an, beten einen Rosenkranz und ziehen nach einem nochmaligen Umritt nach Hause. Am Festtage selbst kommen die Leute schon in aller Frühe viele Meilen weit auf Leiterwagen hergefahen, die mit Kränzen, Fahnen, Bändern, Bogen und Gewinden von Laub und Tannenreisern auf's Festlichste geschmückt sind. Auch die jedem Wagen vorgespannten vier Pferde prangen im besten Geschirr, Mähnen und Schweife sind mit Bändern durchflochten, helles Glockengeläute hängt um ihren Hals, während ihre Lenker Hut und Peitsche mit Strauß und Schleife verziert haben. Wohlhabende Bauern besitzen für diese Fahrt besonders gebaute Wagen, sogenannte Leonhardsstruhen, das sind Wagen, welche statt der Leitern mit Brettern versehen sind, bunt und zierlich, meist blau bemalt, mit dem Bilde des heiligen Leonhard und seiner Wunder. Diese Leonhardsstruhen, deren man bei solchen Festen oft fünfzig und mehr zählt, fassen zwanzig bis dreißig Personen und werden von Vorreitern geleitet. Alle diese Gespanne umfahren nun hinter einander in raschem Trabe die Kapelle, wobei die Mädchen und Frauen fromme Lieder singen. An der Spitze des Zuges und in diesen vertheilt befinden sich die Wagen, auf denen Musikanten Platz genommen.

Begleitet sind die Wagen von einer stattlichen Anzahl von Reitern, deren Pferde, wie schon erwähnt, gleichfalls in buntem Schmucke prangen. Während nun Gespanne und Reiter die Kapelle umkreisen, empfangen sie von der Geistlichkeit den Segen. Hierauf folgt ein feierliches Hochamt, während desselben verweilen sämtliche Gespanne vor der Kapelle. Da diese nicht alle Andächtigen fassen kann, stehen sie in buntem Gemisch vor und um das Kirchlein, um für das Wohl und Gedeihen ihres Viehstandes die Fürbitte des heiligen Leonhard zu erflehen.

Bei einem solchen Feste versammeln sich oft über tausend Menschen und die Feier liegt dem Volke so tief im Sinne, daß es eben so oft nach dem Leonhardstage, als nach Georgi und Michaeli die Zeit berechnet und ebenso „einen guten Leonhard“ wünscht, wie „gute Weihnachten“ und „Ostern.“

Nach dem feierlichen Gottesdienste, der gegen zwölf Uhr zu Ende, fahren die Bauern mit Weib und Kind nach Hause; das lustige junge Volk aber beginnt nun erst die zweite, die weltliche Hälfte des Festes zu feiern. Bei dem Kirchlein stehen für diesen Tag flüchtig erbaute Kramläden, Bierhütten, Kochherde, auch der Tanzboden darf nicht fehlen, und man lebt hier so fröhlich wie am „Kirta,“ und die Lustbarkeit, unter grünem Waldeschatten, im Freien begonnen, wird am Abend im nächsten Wirthshause mit allem Eifer fortgesetzt. —

So sollte denn auch heute in dem am oberen Ende des Schlierfess und am Fuße der waldigen Berge gelegenen St. Leonhardskirchlein Fischhausen der herkömmliche Leonhardsritt stattfinden. An dem sonst so stillen, von einer riesigen Linde beschatteten Plage herrschte schon seit dem ersten Morgengrauen die regste Thätigkeit. Wirths- und Krambuden wurden aufgeschlagen, letztere zumeist für Sebzelter-

Händler und Conditoren, die mit ihren oft sehr zweifelhaften Waaren sich zunächst berufen glauben, dem Landvolke das Leben zu verküßten.

Schon in frühester Morgenstunde kamen die Wallfahrer viele Stunden weit her zu Fuße, zu Wagen und zu Pferde. In der Nähe des Kirchleins hielten sie Rast und erquickten sich mit Bratwürsten, Weißbrod und Bier. Die Frauen und Mädchen blieben auf den Wagen sitzen und verzehrten unter munterem Gelächter und Geplauder den ihnen von den Männern und Burschen gereichten Morgenimbiß. Es gab ein malerisches Bild — diese prächtigen Menschen in ihren hellen, freundlichen Trachten, und die schönen Kofte, welche heute den Kopf höher trugen und muthig hinauswiewerten in die erquickende Morgenluft.

Jeder ankommende Wagen wurde mit freudigen Zurufen begrüßt und manches „Juhu“ hallte hin zu der steilen Brecherspitze, wenn einer oder der andere schon anwesende Bua sein Dirndl heranzufahren sah. Von allen umliegenden Orten, von Bayrischzell, Geitau, Fischbachau, Schliers, Agatharied und noch weiter her kamen die Bauern auf den geschmückten Leonhardsstruhen herbei. Jetzt kaufte auch das festliche Biergespann des Leigachbauers heran. Zwei flotte Bursche ritten auf den Pferden, und in der mit Bogen aus Laubgewinden und mit Fähnlein geschmückten Leonhardsstruhe saßen in bunter Reihe lauter uns bekannte Personen: der Leigachbauer, Mirdei mit Lenzl, Urschi und deren Verwandte und am äußersten Ende zunächst neben Peterl auch Eisei. Im ganzen Zellerthale war Mirdei's Verlobung mit Lenz bereits bekannt, Einzelne wußten auch von derjenigen Peterls und Urschi's und mit doppelter Neugierde blickte man nach dem schönen Fuhrwerk und seinen Insassen, die von Allen freundlich begrüßt wurden. Nur von dem Wagen des Lentnerbauers, auf welchem sich Nazi befand,

Mirbei's verschmähter Liebhaber, schossen zornfunkelnde Blicke nach den Ankommenden, und Mucll, der seit jenem Haberfeldtreiben sich von der Heimat entfernt umhergetrieben und erst jüngst wieder heimgekehrt war, glaubte sich in des älteren Bruders Gunst zu setzen, wenn er seinen Gedanken Ausdruck verlieh; er murmelte halblaut eine Verwünschung vor sich hin, mit der sich Nazi dadurch einverstanden erklärte, daß er, schweigend und die Lippen fest übereinander kneifend, ihm zunickte.

Jetzt aber machte sich im ganzen Umtreife eine Bewegung geltend, Alles blickte nach dem auf seinem geschnittenen, prächtigen Rappen langsam auf der Straße von Schliers heranreitenden Fürnberger Lindl.

Der Lentner Mucll war der Erste, welcher rief: „Was? der Loder traut sich aa zum Leonhardsritt? Dös is ja dengerst a g'stohl'ns Ross, aaf dem er reit!“

„Halt du dei' Maul!“ rief dem so Sprechenden einer der Veteranen zu, der Hofbauern Hans von Schliers, welcher in Franzens Eskadron gedient und diesen mit Lindl aus den Klauen der Feldhähnen befreit hatte, auch sonst während des Feldzuges noch öfter mit ihm zusammengetroffen war. „Der Lindl hat no' nix g'stohl'n,“ fuhr er fort, und i woaf 's g'wiß, daß er den Gaul g'schennt hat kriegt, weil er im Feldzug, wo er si als rechter braver Mann und Kamerad bewiesen, so viel eing'fanga hat.“

„Derntwegen g'hört sie si alleweil no' nit, daß a Loder, der in so vieln Bodacht steht und der von seina Muatta g'wiß a nix Guats g'lernt hat, si aaf oa'mal unter eheliche Leut' mischt. Da wird si der heilige Leonhard b'finna, ob er uns segn't, und am End' laßt er's uns entgeltn an unserm Vieh, wenn der bei uns is!“

„Du kannst es Heucheln so guat, wie 's Leut verläumd'n,“ erwiderte ihm der Veteran, „und gaang iäß 's Test



nit an, i zoaget dir's; aba aufg'schobn is nit aufg'hobn, denn so viel will i dir sogn, daß du z'gegn 'n Sindl a Sump bist."

"Was?" schrie Muckl nach seinem Messer greifend, aber Nazi hielt ihn zurück.

Sindl hatte das Zwiegespräch theilweise gehört. Er nahte sich dem Hans und sagte ihm: „I dank dir schö', daß di um mi ang'nomma hast dem da gegenüber, der mi verdächtigen will, z'während sei' G'schid an an Wörtl von mir hängt.“

„Fried!“ riefen die Umstehenden.

„Es läut“, sagte Hans zu Sindl; „der Zug richt si; wir reitn mitananda — mach ma, daß ma in d' Reih kemma.“

Sindl sah blaß und erregt aus; seine Augen waren matt. Jetzt aber glänzten sie plötzlich auf, er hatte des Leizachbauern Fuhrwert erblickt. Auch er hatte Vorüberfahrende davon sprechen hören, daß sich der Leizachbauernsohn<sup>o</sup> gestern verlobt habe; es war für ihn kein Zweifel, daß Eisei die Braut sei. Saß sie denn nicht neben Peterl und auf keinem der Wagen ging es fröhlicher zu, als auf dem des Leizachers. Selbst Eisei schien heute etwas freundiger daren zu schauen, als bisher. Jetzt hatte auch sie Sindl erblickt und sie nickte ihm zu. Aber sah er es nicht oder wollte er's nicht sehen, er wandte seine Augen hinweg. Peterl hatte Sindl gleichfalls erblickt und sagte jetzt zu Eisei:

„I wollt' wettn, der Sindl moant, i bin mit dir verlobt. I hon eams wenigstens gestern für g'wiß hing'stellt.“

„Was d' sagst“, erwiderte Eisei verlegen — „dös waar mir jußt nit recht.“ Und wieder suchte sie Sindl.

Eisei erschraf über die fahle Blässe seines Gesichtes, über den Gram, der sich in demselben offenbarte. Seine gestrige

Erzählung vom Leonhardsritt, wie er ihn heute in seiner Verzweiflung zu machen beabsichtigte und der Reibberger Martl standen ihr plötzlich wieder vor dem Gedächtniß. Eine namenlose Angst überkam sie. Aber in diesem Augenblick begann ihr Wagen seine Fahrt um das Kirchlein. Die Frauen und Mädchen hatten zu singen angefangen und Mirbei nickte ihr vergebens zu, mit ihrer schönen Stimme einzufallen. Feierliche Musik ertönte, unter sie mischte sich das laute Gebet der Männer, das stolze Wiehern der Kofse und deren helles Schellengeläute.

Eisei sah in geringer Entfernung hinter sich auch Bintl reiten; sie vermochte ihre Augen nicht mehr von ihm zu wenden. Zwei Mal war das Kirchlein umfahren, da bemerkte Eisei, wie sich Bintl von seinen Gefährten trennte und etwa hundert Schritte entfernt an seinem Baumzeug etwas zu richten schien.

Eisei konnte jetzt nicht mehr an sich halten — mit einem schnellen Sprung war sie aus dem im scharfen Trabe dahinaufenden Wagen gesprungen und ehe sich die Uebstigen von ihrer Ueberraschung erholen konnten, war sie ihren Blicken entchwunden und Bintl nachgeeilt. Sie traf ihn eben im Begriffe, Schwamm mit einem Bündholze anzuzünden.

„Bintl!“ rief ihm Eisei in einem Tone zu, der ihn einen Augenblick erbeben ließ, „Bintl, was willst thoa?“

„Was willst du von mir?“ entgegnete der Bursche statt aller Antwort bitter.

„Die Briestafch' will i dir z'ruckgebn, dies d' gestern bei mir liegn hast lassn,“ antwortete sie hastig und mit zitternder Stimme. „Da nimm's!“ Und sie zog sie rasch aus ihrer Tasche und reichte sie Bintl hin.

„Na', b'halts lieber,“ sagte dieser abweisend; „thua damit was d' willst. I brauch's nimmer. Säz laß mi

geh'n, i will mit G'fang und Musi mei' Werk vollbringa — Geh zua, werd glüclli, Bisei — und laß iäg 'n Peterl, dein Hochzeiter, nit länger aaf di wartn.“

„N Peterl?“ rief Bisei und es ward ihr plözlich jezt klar, daß Sindl wirklich im argen Irrthum befangen sei. „I hab koan Hochzeiter,“ sagte sie dann, „der Peterl hat si gestern mit der Urfschi verlobt und i selm hon dazua g'holfa. Beim wahrhaftign Gott — es is a so!“

Sindl blickte mit großen Augen nach Bisei, das Feuerzeug entfiel seinen Händen.

„Also nit du bist 'n Peterl sei' Hochzeiterin?“

„G'wiß nit!“ antwortete Bisei schnell. „Vergißt es denn, was i dir gestern bei meiner Seligkeit versprochen hon, Sindl, daß i niemals an Andern nimm, und heunt sag i dir, koa Anderer kriegt mi, als du, wenn i jemals mein Stand änder.“

Sindl war vom Gaul gesprungen, und während er mit der einen Hand dessen Zügel hielt, reichte er die andere dem Mädchen hin. Mit überwältigenden Gefühlen sah er in ihre dunklen Augen, die ihn jezt so freundlich anblickten, dann sank er in die Knie.

Im Kirchlein hatte der Gottesdienst begonnen. Alles lag betend auf den Knien, aber so innig, so inbrünstig stieg das Gebet wohl aus keinem Herzen empor, wie aus dem Bisei's und Sindl's. Beide hatten unbewußt ihre Hände in einander gelegt.

Die sanften Akkorde der Orgel, das fromme Lied der Mädchen, das gleich Seraphgefang durch die lautlose Stille des weiten Raumes zitterte, machte auf das erschütterte Gemüth Sindl's einen bis jezt nie gekannten Eindruck. Wie im Traume folgte er Bisei.

„Hon i itz 'n Todesritt scho' g'macht — bin i scho' in der andern Welt — oder bist du wirkli 's Bisei, dds i an der Hand halt?“ fragte er sie.

„I bin's scho' wirkli,“ sagte diese leise, ihr Gebet unterbrechend. „Jäh aba muaf i eini in d' Kapelln, i muaf ja d' Mesß mitfinga und hon zum Offertorium a Solo.“ Und ihm nochmals die Briestafche hinreichend, fuhr sie dringend fort: „Da nimm deine Papier, Bintl; i hätt' funst loa ruhige Stund mehr. Der Lentner Mucl is mir gestern am Weg von Birtlastoa unter der Niederalm begeg'n't und du glaubst nit, was i für a Angst um dei' Sach ausg'standn hon.“

„Hat er dir was anhabn wolln?“ fragte Bintl. Wil-des Feuer loderte in seinen Blicken auf.

„Wolln hätt' er 's scho',“ antwortete Bisei, „aba i hon mi durch a List von eam frei g'macht. I fürcht mi vor dem Menschen. An anderes Mal dozähl i dir alles. I muaf in's Kirchel. Da nimm deine Papier!“

„B'halt's no' heunt,“ bat Bintl; „bei dir fans besser auf'hobn wie bei mir. Bisei,“ setzte er dann hinzu, „du bist mei' guater Geist g'wen in dera Stund, mögft es dengerft bleibn für's Leb'n!“

Bisei sah ihn mit treuherzigen Blicken an, so etwa, wie man Jemanden betrachtet, dem man eine große Wohlthat erwiesen, über die man selbst im Innersten erfreut ist, gab ihm nochmals die Hand und eilte dann zur Kapelle.

Sie hatte Mühe, sich bis zu dem Plage, wo die Kirchenmusik stand, hindurch zu drängen. Aber Alles machte gerne dem schmucken Mädchen Platz, wußte man doch, daß sie als die beste Sängerin bei dem Chorale mitzuwirken hatte. Und als sie jetzt beim Offertorium ihr Solo sang, zitterte ihre glockenhelle Stimme in freudiger Erregung und alle

Anwesenden lauschten mit innigem Wohlgefallen dem herrlichen Gesange. Sindl vor Allen; er fühlte sich als besonders begnadigt und glaubte es dem heiligen Leonhard, seinem Namenspatron, verdanken zu müssen, daß ihm so plötzlich der vor wenigen Minuten noch qualvollste Tag seines Lebens nunmehr das schönste Glück gebracht, vorerst wenigstens das innige Mitgefühl des von ihm so heiß geliebten Mädchens. —

Der Gottesdienst war zu Ende und die verschiedenen Gespanne jagten mit ihren Vorreitern zunächst dem nahen Neuhaus zu, um dort Mittag zu machen und sich dann den sonstigen Freuden des Tages, der Musik und dem Tanze, je nach Neigung, hinzugeben. Der Rittmeister, welcher einer Einladung des Bezirksamtmanns folgend, in dessen Wagen zum Feste gefahren und ganz entzückt war über die große Anzahl schöner Pferde, welche alle aus der Gegend stammten und einen erfreulichen Beweis lieferten, mit welchem Eifer die Pferdezucht im Oberlande betrieben wird, nicht minder aber die prächtigen Dirndl und Buabn auf den geschmückten Wagen bewunderte und besondere Aufmerksamkeit der Leonhardstraße des Leizachbauern zuwandte und die lieben Bekannten freundlich grüßte, fuhr jetzt mit dem Beamten wieder nach Schliers zurück, um dort das Mittagsmahl einzunehmen und dann Nachmittags wieder zurückzulehren nach Neuhaus, um das sich dort entfaltende Volksleben zu betrachten. Da ging es nun im Wirthshause und um dasselbe bunt durcheinander. Vorerst sorgte man für die Pferde, dann für den eigenen Leib. Auf einem im Freien errichteten Tanzboden drehten sich alsbald bei schmetternder Musik die munteren Paare lustig beim einheimischen Schuhplattler, und die jugendlich kräftigen Bursche tanzten wie toll und doch grazios mit dem bildsaubern Dirndl voll Lust und Leben und jugendlicher Frische.

Auch Senzl und Mirdei, wie Peterl und Urschi waren unter den Tanzenden und der alte Seitzacherbauer brachte den Mund nicht mehr zusammen vor Vergnügen, als er seine Kinder so seelenvergnügt sah. Er konnte nicht umhin, sich selbst einen Extratanz auffpielen zu lassen und zum Ergötzen aller Umstehenden tanzte er mit Urschi einen Dreischritt.

Lisei, welche nach dem Gottesdienste sofort auf ihre Alm zurückkehren wollte, gab, wenn auch widerstrebend, dem Drängen Senzls und der Andern nach, wenigstens als Zuschauerin so lange zu verbleiben, bis Alle nach Hause fahren würden.

Lindl war mit dem Hofbauern Hans nach Schliersee geritten, um, nachdem sie die Pferde im heimatischen Stalle untergebracht, zu Fuß wieder nach Neuhaus zurückzulehren. Ersterer zeigte zwar hiezu wenig Lust, er wäre lieber allein mit seinen glücklichen Gedanken geblieben. Daß Lisei dort sein könnte, davon wußte er nichts; er glaubte sie bereits wieder auf ihre Alm zurückgekehrt. Dann fürchtete er auch, mit dem Lentnerbauern Muckl zusammenzutreffen und er wollte sich den heutigen schönsten Tag seines Lebens nicht durch einen Streit verderben. Aber der Hofbauern Hans ließ all' seine Einreden nicht gelten, die von ihm vorgebrachten Gründe regten Lindls Stolz auf und machten ihn widerstandslos, denn Hans meinte, Lindls Fortbleiben vom Feste könnte mißverstanden werden, und er habe jetzt das Recht, überall frei und offen aufzutreten und von allen Leuten den schuldigen Respekt zu fordern. Sich aber Respekt verschaffen, das mußte Lindl schon dem Lisei zu Liebe, und dieser Gedanke gab den Ausschlag.

Bald waren die beiden Freunde in Neuhaus angelangt.

Die Bauernburschen machten dem Lindl nicht gerne Platz, befremdliche Blicke fielen auf ihn, Alles steckte die

Köpfe zusammen und zischelte. Die Bauern konnten ihre schmähsüchtigen Gedanken nicht so bald los werden, die durch den Sentner Muckl noch mehr geschürt wurden.

Dieser war wohl der Einzige gewesen, welcher die Scene zwischen Lindl und Bisei während der Leonhardsfahrt beachtet hatte; er hatte gesehen, wie sich die Beiden an der Hand hielten und er zweifelte nicht, daß ein Einverständniß zwischen ihnen herrschte. Für die gestern erlittene Demüthigung wollte er sich rächen. Dabei hoffte er, sich auch bei seinem Bruder einschmeicheln zu können, welcher mit zornfunkelnden Augen nach Seng und Mirbei blickte und eben darüber brütete, wie er seine eifersüchtige Wuth an ihnen auslassen könne.

Lindl hatte für nichts ein Auge, als für das am Tische des Seigachers sitzende Bisei; unwillkürlich näherte er sich demselben. Seng stand, als er des Kriegskameraden ansichtig ward, rasch auf und begrüßte ihn freundlich. Er sprach mit ihm über das schöne Pferd, welches dieser heute geritten und gratulirte ihm zu dem Glücke, mit welchem ihn der Rittmeister bedacht.

Bisei betrachtete mit Vergnügen das freundliche Einverständniß zwischen ihrem Bruder und dem Lindl, als sich der Sentner Muckl mit noch Anderen in auffallender Weise herandrängte.

„Was will denn der da?“ rief er laut. „Was hat der unter uns j' thoa?“

Das Wort wirkte wie ein Funken auf lange vorbereiteten Zunder, es hallte von zwanzig Kehlen wieder, und im Augenblick waren die Burschen um Lindl und Seng so in einander gedrängt und verwickelt, daß sich die Beiden kaum zu rühren und regen vermochten.

Mirbei und Bisei schrien vor Schrecken laut auf. Der

Reichsbauer aber sprang auf den Stuhl und rief: „Platz da! Wer untersteht si, döss schöne Fest zu störn?“

„Furt mit dem Loder!“ hieß es jetzt. „Und furt mit dem Sennabuam, der si offen als sein Kameradn bekennt!“

„Döss thuan wir Alle!“ riefen Alle, welche als Soldaten im Felde gestanden. „Wir alle san seine Kameradn!“

„Furt mit der Dirn,“ rief Muckl wieder, „die heunt mit 'n Kürnbergger während der Leonhardsfahrt careffirt hat.“

„Wer sagt döss?“ rief jetzt Lindl.

„I sagß,“ rief Muckl, „und behaupt's. Reichsbauer, aaf an Schwiegerjohn, wie der Lenzl is, dem sei' Schwester fi an an jeden Flankn hinwirft, brauchst nit stolz z' sei'; bal wird ma' dein Hof 'n Schandhof hoassn!“

Disei war vor Entsetzen erbleicht. Mit aufgehobenen Händen blickte sie schweigend nach Lindl. Dieser verstand sie. Und mit einem Sprunge war er auf dem Tische und rief von oben herab: „Auf solche Red verbeant der Gal-lunt, daß man z'sammerschlagt wie r a Vieh, aba i hab's b'schworn, nimmer z'araffa — da wirf i 's Messer von mir, daß 's mir's glaubts.“ Und er warf das Messer gerade vor Disei's Füße hin, die es aufhob. „Abu sagn will Ents iäg Alln offen, was aaff'n Lentner Muckl sei' Verleumdung z' halt'n is. Nier hon i Ebban verrathn und hätt's aa heunt nit tho', wenn i nit dazua z'wunga wäret. So wißt's, der Muckl is's g'wen, der 'n Förster vorig's Jahr hinunterrucks g'schossn und mi dafür in Verdacht bracht hat. Er is's g'wen, der in die Budn vom Conditor einbrochn und 's Geld g'stohln und dafür mei' arme Muatta in's Elend und in Tod triebn hat. Jäg wißt's es, was dem sei' Verleumdung für'n Werth hat!“

Diese Rede, oft durch Ausrufe des Erstaunens unterbrochen, brachte auf die Anwesenden eine großartige Wir-



lung hervor. Aller Blicke wandten sich nach Muckl, der das Bewußtsein seiner Schuld durch eine erheuchelte Wuth bemänteln wollte.

„Hin muaß er sein!“ rief er, und ehe man sich's versah, sprang er mit blankem Messer auf Bintl.

Dieser konnte sich, auf dem Tische stehend, nicht sofort ordentlich zur Wehre setzen, und ehe man es hindern konnte, hatte Muckl einen Stich nach ihm geführt. Der Stich traf ihn in den Schenkel des rechten Fußes. Als Muckl zu einem zweiten Stich ausholte, fühlte er sich durch Lenz, der wegen des Gedränges seinen Arm nicht sofort frei gebrauchen konnte, von rückwärts gepackt. Aber auch Nazi und seine Freunde drängten heran.

Schon hatte Nazi auf Lenz das Messer gezückt und es wäre um den Nebenbuhler geschehen gewesen, als Bintl, der im ersten Augenblick in die Knie gesunken, mit allem Aufwande seiner Kraft sich von dem Tische auf die Kämpfenden herabstürzte und mit einem mächtigen Faustschlage den Nazi betäubte. Die Veteranen nahmen nun sämmtlich Partei für Lenz und Bintl — ein allgemeiner, zweck- und sinnloser Kampf hatte begonnen. Man sah nur eine ringende Menge, hörte nur das Krachen der abbrechenden Stuhlbeine, das Schmettern der an die Tische fliegenden Krüge, das dumpfe Klatschen schwerer Hiebe und das verworrene Durcheinander wuthentbrannter Stimmen.

Der Leitzachbauer riß die Mädchen eiligst vom Plage fort. Schreiend und an allen Gliedern zitternd blickten sie und die übrigen Frauen und Mädchen auf den Knäuel der Kämpfenden, der sich gegen die Straße zu wälzte.

Die anwesenden Gensdarmen waren nicht im Stande, dem Kampfe Einhalt zu thun.

In diesem Augenblicke kam der Bezirksamtmann von Miesbach in Amtstracht in Begleitung des Rittmeisters an-

gefahren. In seinem Wagen stehend, gebot er mit kräftiger Stimme: „Ruhe im Namen des Königs!“

Dieses Wort wirkte.

Die Kämpfenden ließen sich los und blickten einen Moment nach dem Beamten, und im Nu hatten sich die rausluftigen Burtschen zerstreut.

Am Boden aber lagen die Opfer dieses Kampfes: Lindl, welcher außer der Stichwunde von Muckl später noch einen Schlag am Kopfe empfangen, und Nazi, der von Lindl niedergeschlagen worden war. Lindl, über und über mit Blut bedeckt, hielt, noch am Boden liegend, Muckl umklammert, der noch immer sein Messer krampfhaft in der Hand hielt und jedenfalls die Absicht hatte, seinen Gegner zu tödten, um sich so des Menschen zu entledigen, der allein um seine Verbrechen wußte und gegen ihn zeugen konnte. Es wäre ihm dies auch gelungen, wenn der Beamte nicht erschienen wäre, denn Lindls Kräfte schwanden von Sekunde zu Sekunde.

Die Gensdarmen bemächtigten sich jetzt Muckls, rissen ihm das Messer aus der Hand und fesselten ihn. Sie hatten genau beobachtet, daß er allein den Streit verursacht und auch Lindls Anklage gegen ihn vernommen. Schon längst stand er bei ihnen in schlimmem Verdacht und sie hatten keinen Grund, Lindls Aussage zu bezweifeln.

Nazi wurde in das Haus getragen, wo man ihn bald wieder zu sich brachte. Lenz hatte keinerlei Verletzungen erhalten.

„Wer ist der Verwundete?“ fragte der Bezirksamtmann.

„Der Münzberger Lindl!“ hieß es.

„Ihr Schützling!“ wandte sich der Bezirksamtmann zu dem Rittmeister.

Dieser hatte den Namen kaum vernommen, als er auch schon vom Wagen sprang und sich zu Lindl niederneigte, dem Lenz soeben den Kopf aufrichtete. Auch Lisei war herbeigeeilt und sah mit Angst und Schmerz in seine bleichen Züge.

„Meinthalbn is dös g'schehgn!“ rief sie mit unbeschreiblich traurigem Tone.

„Deinthalbn sterbn, Lisei, dös wär a Glück für mi, wie i mir loa schöners denk kunnt,“ sagte Lindl leise.

„Nun, dann wird dein Leben für Lisei wohl kein Unglück sein,“ meinte der Rittmeister lächelnd. „Doch das könnt ihr später ausmachen,“ fuhr er fort; „jetzt nur schnell mit dem Kranken in's Haus. Lenz, du verstehst dich ja auf Wunden, laß uns ihn hineintragen.“

Aber der Hofbauernhans, der ebenfalls ein blaues Auge davongetragen, hatte Lindl bereits emporgehoben und unter der Beihülfe von Lenz trug er ihn in's Haus, wo man ihn auf Wunsch des Rittmeisters sofort in ein anständiges Zimmer und zu Bett brachte. Lenz legte dann dem Verwundeten den ersten Verband an, wodurch die Blutung, welche hauptsächlich Lindls Schwäche bewirkte, gestillt wurde.

Lisei trug eifrigst Leinwand und Alles herbei, was man benötigte.

Der Leizachbauer hatte inzwischen dem Bezirksvorstand über Alles Aufschluß erteilt und die Gensdarmen bestätigten seine Angaben. Der Beamte befahl die sofortige Abführung des Gefangenen in das Amtsgefängniß.

Aber noch ein Opfer hatte diese Kauferei gefordert, nämlich Peterl — zwar fern vom Schauplatze, aber doch durch die Kauferei veranlaßt. Beim Ausbruche derselben war nämlich sein erster Ruf: „Wenn i nur 'n Steckn hätt! I laß 'n Lenz niz g'schehgn!“ und er eilte nach dem nahe dem Platze gelegenen Holzschuppen, sich dort eine Waffe aus-

zufuchen. Er hatte auch glücklich eine Holzart erobert und wollte eben zu den Raufenden zurückstürmen, als Urschi, die, sein Vorhaben ahnend, ihm gefolgt war, ihm die Thüre vor der Nase zuschlug und ihn so zum Gefangenen machte.

Peterl bat um Gotteswillen, ihm zu öffnen, er könne Sengl nicht todt schlagen lassen, aber Urschi bedeutete ihm, daß sie nicht zugeben könne, daß ihm ein Unglück zustoße. Peterl bat, fluchte, kündete der Urschi Lieb und Treu — es half nichts. Er war in Verzweiflung. Er hörte das Geschrei und Getöse der Raufenden und sollte nun, in dem Holzschuppen eingesperrt, müßig verweilen, während Sengl vielleicht von den Sentnerischen erschlagen wurde! Da weder sein Bitten noch sein Drohen etwas fruchtete, suchte er auf das Dach zu klettern, nahm mehrere Legschindeln hinweg und sprang auf der entgegengesetzten Seite und demnach von Urschi ungesehen, von dem immerhin zwölf Fuß hohen Dache herab, verstauchte sich aber dabei den Fuß dergestalt, daß er nicht mehr allein sich zu erheben vermochte. Er rief wohl nach seiner Braut, aber diese war der Meinung, er sei noch im Schuppen und wolle sie zum Oeffnen der Thüre verleiten. Als jedoch der Kampf zu Ende und das Mädchen es für rätzlich fand, ihn frei zu lassen, fand sie die Hütte leer, hörte aber hinter derselben Peterl stöhnen. Rasch lief sie nach der Stelle, von der die Schmerzenslaute kamen und — o Schrecken! — da lag Peterl auf dem grünen Rasen neben seiner Axt.

Urschi eilte auf ihn zu und fragte, was ihm fehle und wie er dahin komme, da die Hütte doch kein Fenster habe. Peterl deutete nach dem Dache.

„Du waarst dran schuld,“ sagte er vorwurfsvoll, „wenn i mir's Gnad brocha hätt'. Mit uns zwoa is's aus! 'N Fuaf hab i mir überstaucht, i kann's vor Wehthoa' gar

nimmer aushalt'n. Is 'n Senzl nix passirt? — Geh weg von mir — i mag di nimmer!"

Urschi achtete nicht auf das, was er sprach, sie blickte nur nach dem schmerzenden Fuße.

„Soll i dir ebba 'n Fuafß ausziagn?“ fragte sie.

„Dös kannst ma no' thoa“,“ antwortete Peterl, „aba nacha is's aus mit uns. Was müaffn denn d' Leut denka, daß i in der Holzschupfa eing'sperrt bin, während der Senzl in Lebensg'fahr is!“

„Hoa Mensch woafß's!“ beruhigte Urschi. 'N Senzl is weiter nix passirt, i hab 'n grad no' g'seh'n. Moanst, i laß mein Hochzeiter, den i gestern erst kriegt hon, scho' heunt z'ammastecha. Na' Peterl, da kennst mi schlecht. Da is's mir scho' liaba, du verstauchst dir 'n Fuafß. Probirn wir's a Mal, ob i dir 'n nit einricht'n kann.“ Und sie griff mit beiden Händen nach Peterls Fuß.

Dieser schrie „Au!“ und „Weh!“ als Urschi einen so kräftigen Ruck machte, daß Peterl selbst eine kleine Strecke am Boden mit fortgezogen wurde — aber das Mittel hatte etwas genügt. Urschi half dem Burschen auf die Beine, aber noch bevor er fest stehen konnte, fragte sie neckend: „Sag', ob 's mit uns wirkli aus is und ob i nacha geh'n soll?“

„Und wenn i „Ja“ saget?“ fragte Peterl.

„Probir's und sag's“,“ erwiderte Urschi, „nacha laß i di wieder fall'n, sag's nur g'schwind, i kann di a so nimmer länger dabe'n.“

„In Gottsnam, na'!“ rief Peterl, „aba recht niederträcht'i war's scho' von dir. Am End halt'n mi d' Leut für a Lähfeign — no, was saget da mei' Woda! — Schau, 's Gehn fällt mir do' schwaar“,“ fuhr er bedenklich fort, als er einige Schritte zu machen versuchte, „i muafß mi scho'

in di einhänga — mach nur, daß ma g'schwind hinter der Schupfen vürkemma.“

„Dös is mir aa recht liab!“ meinte Urſchi und suchte mit Peterl, der, theils an des Mädchens Arm ſich haltend, theils auf ſeine Art geſtüht, nur langſam vorwärts kam, und ein über das andere Mal ſtöhnte, zu Mirdei zu gelangen, welche mit ihrem Vater eben beim Bezirksamtſmann ſtand.

„Hier iſt noch ein Verwundeter!“ rief dieſer, als er Peterl ſo kläglich herbeikommen ſah.

„Peterl, biſt g'ſtocha?“ ſchrie Mirdei erſchreckt.

Der Bezirksamtſmann aber, der den Sohn des Leikacher nicht kannte, ließ den eben mit Mucl abfahrenden Wagen halten, um noch einen der Kaufbolde, der noch die Waſſe in der Hand halte, mit zu transportiren.

Der Leikacher und ſeine Tochter erblickten auf's Neue vor Schrecken.

„Fü wö nit gar!“ rief Urſchi. „Gnadn Herr Bezirksamtſmann, für die Unſchuld von mein' Hochzeiter, 'n Leikachbauernſuhn, ſteh i ein!“

„Euer Sohn?“ fragte der Beamte den Leikacher.

Dieſer hatte ſich von ſeinem Schrecken wieder erholt, und mit Stolz erwiderte er: „Ja, Gnadn Herr Bezirksamtſmann, dös is mei' Suh. Bei uns is d' Tapferkeit ererbt vom Urödl her, und für die Ehr von unſern Nam' ſteht a Jeder ein mit Guat und Bluat. — I dank dir, Peterl,“ wandte er ſich dann zu ſeinem verblüfft daſtehenden Sohne, „daß di ſo tapfer um mi g'wihrt haſt. So a Waſſn, wieſt in der Hand haſt, hat aa der Urödl in der Mordweihnacht g'führt. Ja, dös muß wahr ſein, Art laßt nit von Art!“

Peterl ſtieß Urſchi an und flüſterte: „Um Gottswilln, verrath mi nit — i laß mi liaba einſperren, als daß i's

zuag'teh, daß i in der Holzschupfen war. Jesses, wenn's iah nur glei wieder raaffeten, i wollt's 'n Bodan scho' zoagn, was i für a Schneid hon."

Aber Urschi war anderer Ansicht.

"I werd's scho' richtn," sagte sie, und Peterls Arm in den seiner Schwester legend, ging sie zu dem Beamten und sprach leise mit ihm. „Aba nit verrathn!“ war der Schluß ihrer Rede.

Der Amtmann lachte und gab dann dem Führer des Wagens, auf dem Mucl sich befand, ein Zeichen, abzufahren. Dann reichte er dem Leigacher die Hand, gratulirte ihm zu seinem tapfern Sohne, von dessen Bethheiligung an der Kauferei er aus „triftigen Gründen“ Umgang nehmen wolle, und begab sich in das Haus, um sich nach Lindls Befinden zu erkundigen.

Der unterbrochene Tanz nahm nun wieder seinen Fortgang, denn eine Balgerei gehört ja fast programmäßig zu jedem Feste; es war das Tournier, ohne welches man sich, besonders in früheren Jahren, eine ächte Lustbarkeit gar nicht denken konnte, und so darf es nicht Wunder nehmen, wenn nach einer Stunde schon kein Mensch mehr davon sprach.

Mucl wurde durch das Fuhrwerk seines Bruders, des Rentnerbauern, über Schliersee nach Miesbach transportirt. Es war ein eigenthümlicher Anblick, den geschmückten Wagen mit dem jungen gefesselten Verbrecher, dem Sohne eines der reichsten Bauern, in Begleitung der Sicherheitswache dahinfahren zu sehen. Wie durch ein Lauffeuer war es bei allen Anwesenden und auch in Schliersee, welchen Ort das Fuhrwerk passirte, bekannt geworden, welcher Schuld der ohnedies übel beleumundete Bursche bezüchtigt war, und wie Mucl in der Achtung der Leute sank, so stieg der schullos verfolgte Lindl und seine unglückliche Mutter in derselben, und ihr Mitleid drückte sich in den allseits gehörten,

bedauernden Worten aus: „Die arme Schledernandl! der arme Lindl!“

Der unschuldig Verfolgte gewinnt ja, sobald dessen Unschuld bekannt, rasch die Sympathie der Nebenmenschen, wie schnell dieselben auch zum grundlosen Verdammen bereit sind und dadurch oft das Lebensglück eines Menschen zerstören. Vielleicht ward es auch bekannt, daß sich Lindl auf ehrliche Weise Geld erworben, daß sich der Rittmeister seiner annahm und ihn als Gestütmeister auf seine Güter mitnehmen wolle, was Lindl in den Augen seiner Landsleute einen gewissen Nimbus verlieh — kurz, man betrachtete ihn als einen Menschen, der auf eigenen Füßen stehen konnte, auch in Sachen der Ehre mit mehr Wohlwollen. Lindl war heute der Held des Tages, Alles wurde jetzt an ihm belobt: sein schöner Gaul — seine schönen, feurigen Augen — sein klingender Besitz, und man meinte, das arme Eisen dürfte schon mit beiden Händen zugreifen nach einer so guten Partie.

Nachdem sich Lindl so weit erholt, daß dessen Weitertransport von Neuhaus möglich war, stellte der Leigachbauer seinen Wagen zur Verfügung, um auf besondern Wunsch der ebenfalls anwesenden alten Fischerlisl den Kranken nach Freudenberg in ihr Haus zu bringen. Sie selbst fuhr von Fischhausen auf ihrem Schiffchen dahin voraus, um Alles zu seinem Empfange herzurichten.

Man legte Betten in den Wagen und hob den Verwundeten auf denselben. Der Rittmeister versprach Lindl, ihm alle ärztliche Hilfe angebeihen zu lassen und so lange in Schliersee zu verweilen, bis er ihn selbst mit sich fortnehmen könne. Zu Eisen aber sagte er leise: „Der beste Arzt scheinen Sie mir zu sein. Hoffentlich lassen Sie sich recht oft in Freudenberg sehen und sollten Sie säumen, so müssen Sie sich's schon gefallen lassen, wenn ich selbst Sie hole.“



Bisei erröthete und reichte dem Offizier schweigend die Hand, dann beglückte sie Lindl noch mit einem freundlichen Blicke und der Wagen fuhr mit ihm von dannen. Lenz begleitete ihn; Bisei hatte ihm Lindls Papiere anvertraut, damit er sie demselben in Schliersee übergebe.

Jetzt verabschiedete sich auch Bisei von dem Leizacher und seiner Familie, um auf ihre Alm zurückzukehren. Man hat sie vergebens, zu warten, bis der Wagen zurückkäme, auf dem sie eine große Strecke Weges hätte zurücklegen können. Sie sehnte sich, allein zu sein nach den fürchterlichen Aufregungen dieses Tages. Es war ihr das Herz so schwer; erst als sie ermüdet auf ihrer Alm angelangt, athmete sie wieder freier, aber ein Thränenstrom entfloß jetzt ihren Augen und schmerzlich bewegt rief sie: „Mei' Franzl, mei' liaba Bua!“

Peterl war ebenfalls in ärztlicher Behandlung; er lag unfern des Festplatzes auf dem Rajen und der alte Jörgl von der Wurzerhütte rieb ihm den kranken Fuß mit dem besten Branntwein ein, den er aus seiner Taschensbowle nicht ohne ein gewisses Bedauern zuerst in seine hohle Hand geschüttet hatte. Dabei schwatzte er so viel über die Vorzüglichkeit seines „Geistes,“ Peterl seinerseits so viel über den schlechten Lentnermuddl und seinen Bruder, den Razi, der den Lenzl von rückwärts habe zusammenstechen wollen, daß wohl Keiner den Andern verstand. Die alte Burgl saß inzwischen bei Mirbei. Es war eine Seltenheit, daß das alte Liebespaar gemeinsam ihre Hütte am Spizingsee verließ, aber beim Leonhardsfest wollten sie niemals fehlen, eine der Sennerinnen von der Spizingalm bewachte einstweilen ihr Hab und Gut.

Burgl sagte, daß sie ein ausgezeichnetes Pflaster, aus den heilbringendsten Kräutern selbst bereitet, zu Hause habe,

welches Lindls Wunde gewiß in Bälde heilen würde, und auch für Peterls Fuß versprach sie eine wundertwirkende Salbe. Man solle nur hinausschicken in die Wurzerhütte, sie würde alles in Bereitschaft halten.

Der Leizachbauer half dann seinem Peterl zum Tische heran, da Urtschi sich alle Augenblicke erhob, um sich zu überzeugen, daß der Geliebte noch dort auf dem Rasen sitze und für nichts Auge und Ohr hatte, was am Tische vorging. Nur als Burgl von einer heilsamen Salbe für Peterl sprach, zog sie schnell ihr Geldbeutelchen und wollte der Alten ein Guldenstück geben. Sie schlug vor, ihr einen Boten zu senden, sobald sie heimkehre, damit Peterls Fuß noch heute mit dieser Wundersalbe könne eingerieben werden. Burgl wies aber das Geld zurück.

„Für 'n Mirbei sein Bruada kost' mei' Salbn niz, als 's Wiederkemma,“ sagte sie, „und für 'n Lindl kost's aa niz. Der Benzl soll nur kemma und soll's holn. I richt's scho' z'samm.“

Damit erhob sie sich, um mit ihrem Jörgl den Weg nach Hause einzuschlagen. Aber dieser wollte davon noch nichts wissen.

„I kann dir nit sagn, wie wohl daß ma is,“ seufzte er. „Wenn i die schwarzäugigen Dirndln am Lanzplatz si draahn sehg, da moan i grad, i bin wieder jung und i müaßt einispringa und mittanzn und juchazen, daß ma's aaffi höret bis aaf d' Brecherstip.“

„I glaab, du hast scho' wieder an Rausch,“ sagte Burgl halb in Spaß, halb im Ernst; „was genga denn di die schwarzäugigen Dirndln an?“

„Na', i hon koan Rausch, aba i denk z'ruck an die Zeit, wo i di zum Erstenmal beim Leonhardifest da g'sehn hon. Grad so Lufti is's g'wen, wie heunt, und grad a fo

is g'raafft worn, um di g'raafft worn, und heunt sands grad fuß'g Jahr."

"Ja, da mlaßn d' Musikantn glei an Ertrigen aufspieln!" rief der Leizacher, "und der Jörgl muaß mit der Burgl 'n Jubiläumstanz machn."

Man drängte die beiden Alten zum Tanzplaz und Jörgl bestellte einen Ländler, zu dem er sich, zum Ergötzen aller Umstehenden, mit Burgl langsam im Kreise drehte.

Was mochten sie fühlen! Vor fünfzig Jahren tanzten sie zum Erstenmale miteinander an demselben Plaz und gestanden sich ihre Liebe. Die Treue, welche sie sich damals gelobten, fünfzig Jahre hatte sie sich bewährt; freiwillig hielten sie zusammen das ganze Leben hindurch in Wohl und Wehe, und die Treue, sie wollten sie bewahren bis an's Grab.

Während dieses Tanzes kam auch Seng wieder zurück; er hatte Lindl in guter Pflege zurückgelassen. Jetzt sehnte er sich nach seinem Bräutchen.

Als nun die Alten von der Wurzerhütte sich verabschiedeten, sagte Jörgl: „I werd's an an Hochzetg'schent nit saahln lassn. Du kriegst von mir a Faßl Enzian, wenn's aa nit so groß is, wie döß, in dem 's d' vor etli Tag bring'steckt bist, wie der Leizacher als Wau Wau lemna is.“

„Was?“ rief der Leizacher, „der Sengl is im Faß g'steckt? Do' nit, wie i aaffi lemna bin, 's Mirbei zum Veteranaball einz'laden?“

„Just 'hel Mal!“ lachte Jörgl.

„Und in an Faß is er g'steckt?“

„Freili!“ rief Burgl lachend; „i hon dir's ja glei g'sagt, du sollst 'n Deckel aafhebn. Aufrichtiger kann ma' ja dengerst mit sei.“

Da Alles lachte, lachte halt der Leizacher auch mit und meinte: „Es is guat, daß dera G'schicht amal a End

g'macht is, denn wenn der Lenzl so gern in d' Fassa und d' Sack' schließt, hätt' er si mit der Zeit am End no' ganz veschließn kinna. Uebrigens," wandte er sich zu Jörgl und Burgl, „werd Ent' alle Zwoa an großen B'schoad von der Hochzet vom Lenzl und 'n Mirbei aaf d' Wurzerhütt'n aaffschickn, weils so schö' mitg'holfa habts, mi recht ordentli z' hanfeln.“

Die Alten dankten im Voraus und gingen nach allseitigem, herzlichem „pfliat Gott“ und „guate Fahrt“ ihrer Heimat am Spizingsee zu.

Auch der Leizacher machte sich jetzt mit den Seinigen auf den Heimweg, und die Musik brachte den Abfahrenden einen Tusch. Zwei Hochzeitspaare saßen auf dem geschmückten Wagen und ein frohes Doppelfest stand in naher Aussicht. Die Juhus der sie bei der Abfahrt grüßenden Burschen tönten ihnen lange freudig nach und der Leizacher rief seelenvergnügt: „Kinder' juchezs — in vier Wochen is Hochzet!“



XIX.



an angenehmer Sorge  
um den Kammer-  
wagen vergin-  
gen den beiden  
Hochzeiterin-  
nen rasch und  
doch fast wie-  
der zu langsam  
für ihre Seh-  
sucht die näch-  
sten Wochen.  
Der Leihacher  
aber hatte den  
Kopf voll mit  
der Erwerbung

eines anständigen Bauerngutes, welches er den „Eisernkreuz-  
hof“ benennen und Mirbei als Heiratsgut übergeben wollte.  
Aber er konnte zu keinem Entschlusse kommen. Ein Paar

zum Kaufe angebotene Höfe waren in schlechtem Zustande und namentlich von befristetem Holzbestand; gute Höfe waren in festen Händen. So grübelte der geschickte Leizacher vergebens, wo er für Mirbei ein passendes, nicht zu entfernt gelegenes Anwesen fände. Aus dieser Sorge half ihm wieder der an Alles denkende Peterl.

„Boda,“ sagte er eines Tages zu ihm, „du gehst alleweil aaf'n Bauernhofhandel rum, alleweil weit furt, und denkst gar nit dran, daß uns der schönst' Hof für's Mirbei aaf der Nasn sigt.“

„Wie so?“ fragte der Leizacher, unwillkürlich nach der Nase greifend.

„Merkwürdi, daß d' nit selber draaf kimmst, daß wieder erst i, der Dalk, den erstn g'scheidtn Gedanken in dera Sach' habn muaf. Durch d' Heirat mit der Urschi krieg i 'n Buachnhof, weil ihre Eltern glei in Austrag genga und nit alloo' furtampfern mögn. Was aba thaat i mit zwoa Bauernhöf? Da müafst i ja den ganzn Tag aaf'n Weg sei' und d' Urschi meint, derntwegn heiratn ma grad aa nit, daß uns der Kopf vor lauter G'schäft damisch wird.“

„Und da müchst 'n Lenzl als Pachter aaf'n Buachnhof thoa?“ fiel der Leizacher ein. „Dös is nit ganz uneben.“

„Als Pachter? Warum nit gar! Wird dengerst 's Mirbei koa' Pachterin von mir machn? 'S Geschaidteste is, die zwoa Dirndln bleibn aaf eanare Höf, da is a iäde am glücklichsten — und i heirat ummi aaf'n Buachnhof und der Lenzl aaf'n Leizachhof. Anstatt daß nacha i 'n Mirbei ihren Theil außigib, geschicht's halt umkehrt, denn wie der Peterl aaf der Wasserfuppn mücht i a nit aaf'n Buachnhof aafziagn — und Boda — iäz sag nur nit da-

gegn, denn mit der Urschi und 'n Mirdei hon i scho' Alles abg'macht und grad a so wird's recht."

Der Leizacher athmete mit jedem Wort Peterls Leichter auf. Dieser so nahe liegende Plan war ihm wirklich nicht in den Sinn gekommen. Er träumte nur durch Zusammenstellung der Nachbarhöfe von einem großartigen Bauerngute, dachte aber nicht daran, welche große Plage er dadurch dem Peterl auf den Hals laden würde, der schon genug zu thun hatte, mit dem Einen Hofe fertig zu werden.

„Peterl,“ sagte er zu seinem Sohne, „an dir is a Professor z' Grund ganga; dei' Einfall is a wahre Pracht. I hätt' freili gern g'habt, daß die Leizacher aaf unserm Hof si weiterpflanzt hätt'n, aba der Nama bleibt ja dengerst. I dank dir, du hast mir a große Sorg' g'numma, mei' künftigs Trachtn richt i iäz grad mehr aaf 'n Hochzettaag, denn mei' Willn is's, daß Mirdei und du zugleich an oan und denselben Tag copulirt werds.“

„Dös thään ma aa nit,“ sagte Peterl. „Da kunntn d' Leut moan, es g'schiecht aus Interessirtheit. An iärds muaf sei' extrige Hochzet habn und wenn's dir recht waar, sollt 's Mirdei 'n Anfang machn, vielleicht kriegts die erstn acht Tag scho' so gnua, daß 's mi abschreckt. Is aba dös nit der Fall, nacha is mei' Hochzet acht Tage spater und der Benzl kimmt nacha scho' als mantelmäßiger Mo'. No', wie moanst?“

Auch hiermit erklärte sich der Leizacher nach kurzer Widerrede einverstanden und wenige Tage darauf ward der Hochzeitklader, ein lustiger Kauz, sichtbar in den Ortschaften des Leizach- und Aurachthales und weiter hinaus gegen Schliers, mit festlich geschmücktem Hut und buntbebändigtem Stock, und überbrachte, eine schwulstige Anrede haltend,

den Eingulabenden das „Ladſchreiben,“ das folgendermaßen lautete:

Unterzeichneter hat die Ehre, anzuzeigen, daß ich mich in eheliches Verſprechen eingelaffen, ſo daß zukünftigen Monatſtag, den 4. September früh um 10 Uhr die prieſterliche Einſegnung in dem Pfarr-Gotteshaufe zu Währifchzell, dann das Hochzeitsmahl bei dem Herrn Gaſtwirth dortſelbſt abgehalten wird.

Zu dieſer Feierlichkeit mache ich und meine Hochzeiterin unſere höflichſte Einladung, mit der innigſten Bitte, Sie wollen dieſen unſeren Ehrentag mit Ihrer uns ſehr angenehmen Gegenwart zieren helfen.

Für dieſe Freundschaft werden wir uns zeitlebens dankbar bezeigen.

Wir empfehlen uns und verbleiben

Dero

N. - Schr.  
Das Fröhftück wird vor der  
Einſegnung im Leizachhof  
eingebracht.

verbundenſtes Brautpaar  
Lorenz Seeberger,  
Hochzeiter,  
Marie Leizacher,  
Hochzeiterin.

Gefchrieben im Leizachhof  
im Auguſt 1871.

Solche Schreiben wurden auch der Fiſcherliſl und dem Rittmeiſter zugeſtellt, und Beide erwiederten, mit Freuden der Einladung Folge zu leiſten.

Auch noch ein Anderer auf dem Freudenberge erfreute ſich einer ſolchen Einladung, nämlich Lindl, der von ſeiner Verwundung ſchon ſo weit geneſen war, daß er ſich in dem ſhattigen Walde langſam ergehen konnte. Es ward ihm die beſte ärztliche Hilfe und die ſorgſamſte Pflege zu



Theil, welcher letztere die Fischerlisl selbst übernommen hatte. Der Rittmeister bot Alles auf, daß sein Erretter wieder auf's Beste hergestellt würde und er ihn gesund mit in seine Heimat nehmen könne.

Sindl war binnen wenigen Wochen eine geachtete und respektirte Person geworden. Die Fischerlisl versicherte dies dem jungen Manne oft in ihrer treuherzigen Weise, aber dieser konnte sich trotzdem nicht so recht über seine glückliche Lage freuen. So sehr er sich auch sehnte, bald seinen Dienst auf den Gütern des Rittmeisters antreten zu können, so fühlte er doch, so sehr er sich auch dagegen wehrte, sein Herz beschwert bei dem Gedanken, aus dieser Gegend scheiden zu müssen. Die Heimath, in der er mit seiner Familie bis jetzt nur verachtet gelebt, wo man noch vor Kurzem mit Fingern nach ihm deutete — sie war ihm an's Herz gewachsen. Nach diesen Bergen trieb es ihn immer wieder zurück mit unwiderstehlicher Gewalt, und bekam er auch nur statt des labenden Trunkes den Becher mit Wermuth gefüllt, so trank er ihn in trozigem Uebermuth, und ging er fort mit Haß und Ingrimm — die Sehnsucht trieb ihn bald wieder zurück, er darbt lieber auf den freien Bergen seiner Heimath, als daß er in der sein Herz bedrückenden Fremde im Ueberflusse lebte. Und waren diese Berge nicht seine Freunde? Nur die Menschen waren es in ihrer veränderlichen, wetterwendischen Gunst und Ungunst, die ihn ärgerten und tränkten. Was lag ihm an diesen Menschen! Um ihretwegen ging er nicht fort und blieb er nicht da. Nur Eisen allein war es, für die er Interesse hatte, sie war der Magnet, der ihn anzog, die ihm den Abschied vom Wendelstein und den schönen Bergen ringsherum noch schmerzlicher machte. Er hatte das Mädchen seit dem Leonhardsfest nicht mehr gesehen; gedacht hatte er an Eisen immer, immer, in

den durch das Wundfieber erzeugten Phantasien, in später ruhigeren, freundlicheren Träumen und erst recht im Wachen. Leidenschaftlich in Allem, gab er sich der seine Sinne fast betäubenden Liebe mit einer Aufregung hin, die seinem Zustande hätte gefährlich werden können, wenn nicht seine durch ein abgehärtetes Leben gestärkte innere Gesundheit die Heilung beschleunigt hätte.

Einige Male hatte Bisei Alpenrosen für Bintl zur Fischerlisl geschickt, um ihn damit zu erfreuen und ihm aus der Ferne ihre Theilnahme auszudrücken. Bintl betrachtete die Rosen mit innigem Vergnügen und wenn dann die Fischerlisl allein an seinem Bette saß, wie eine Mutter, dann fühlte er, wie ihm die Zunge gelöst ward, und er enthüllte der alten Frau seine innersten Gedanken, die sie aus seinen Fieberphantasien ohnedies schon alle kannte. Sie sprach ihm dann Muth und Hoffnung zu und meinte, wie sie den dackschädlichen Seigacher zur Vernunft hätte bringen helfen, würde sie wohl auch Bisei von dem thörichten Gedanken abbringen, ihr ganzes Leben nur dem todtten Franz weihen zu wollen.

Der Rittmeister machte fast täglich mit Benzl größere oder kleinere Bergpartien, zu öftern gingen sie gegen Miesbach hinaus. Niemand erfuhr, was sie da außen für Geschäfte hatten, außer der Fischerlisl, und diese schwieg selbstverständlich gegen Jedermann darüber. Er besuchte aber auch die nächsten Almen und war sogar noch einmal mit Benzl auf die Hochalm gestiegen, wo er von seiner baldigen Abreise mit Bintl sprach. Bisei fühlte wohl, wie sie das betrüßte; auch sie mußte recht oft an Bintl und sein Schicksal denken, sie freute sich, als sie hörte, daß es ihm wieder gut ginge und daß der Rittmeister die Gründung seiner Zukunft übernommen habe. Oft dachte sie auch

an Vindls Erklärung, an das Gespräch der Leute und insbesondere der sie besuchenden Sennerinnen, die es für ausgemacht hielten, daß Vindl und Bisei ein Paar würden. Aber sie selbst glaubte nicht an eine Verbindung. Ihre Neigung zu Vindl war entsprossen aus der innigsten Theilnahme für ihn, aus dem Dankbarkeitsgefühl, sie war ihm wie eine Schwester zugethan, mehr konnte, durfte sie ihm nicht sein.

Am zweiten September wurde in Fischbachau zum Gedächtniß der gefallenen Krieger ein Todtenamt gehalten, wohin sie sich von ihrer Alm aus begab, nachdem sie auf Befehl des Bauers eine Hoambirn abgelöst hatte. Dort traf sie außer fast sämtlichen Veteranen auch den Leihachbauern mit Peterl und Mirbei und von Schliers her traf Lenzl mit der Fischerlisl ein. Es war heute Franzens Todestag und die Erinnerung daran bewegte das schöne Dirndl auf's Schmerzlichste.

Nach dem Gottesdienste, als Alles im Gasthause sich stärkte, nahm die Fischerlisl Bisei bei der Hand und ging mit ihr in den Obstgarten hinaus, wo sie sich an einem schattigen Plätzchen mit ihr niederließ.

„Bisei,“ begann die alte, freundliche Frau, „i muaß iß a Mal mit dir a g'scheids Wörtl rebn. Geunt is's a Jahr, daß der Franzl g'falln is, du hast 'n betrauert und wenn aa 's Trauerjahr rum is, i woaß, dei' ganz Leb'n lang wirst 'n nit vergess'n und er wird dir nah sei', wo's d' aa bist.“

„G'wiß!“ fiel Bisei ein.

„Aba i moan, dernthalb'n brauchst nit dei' ganz's Leb'n vertrauern. Der Franzl hat dir im leht'n Augenblick g'sagt, er will von obn dei' Glück begründ'n. Moanst ebba, damit begründ't er's, daß d' deiner Lebta a arms Sennadirndl bleibst und daß beim Lenzl a Dirn machst oder gar 's

Gnadnbrod ißt? Geh zua, da mücht i ja dengerst lachn. Du bist a frisch' Dirndl, du muascht dir selm dei' Schicksal schaffn und 's Leb'n muasß di wieder freun, denn moanst denn, der Franzl freut si nit aa obn im Himmi, und wer woasß 's denn, ob nit er dir an neun Hochzeiter zuaschiakt."

"Mir an Hochzeiter?" versetzte Bisei; „dös thuat der Franzl nit. I kann Neamd mehr liabn aaf der Welt."

"Geh weiter, du sagst alleweil, du kannst Neamd mehr liabn aaf der Welt, als 'n Franzl, und hierweil, i sag's grad, wie i's moan, bist scho' in Lindl verliabt bis über d' Ohrn."

"I? Bisl, wo denkst hin? I bin eam nur recht dankbarli g'finnt und was kann i dafür, daß i so viel Bedauerniß mit eam habn muasß?"

"Natürli, aus lauter Dankbarkeit springt ma mittn unter der Leonhardsfahrt vom Wagn, wie b'hesn, und laaft zum Lindl hin vor aller Welts Augen, grad dernthalbn, daß d' mit eam hast Hand in Hand betu kinna."

"I bin hing'laasn, weil eam sei' Brieftaschn, wo viel Geldswerth drin war, übergeb'n hab wolln; i hon die Brieftaschn nit bei mir b'halt'n mögn, weil i g'fürcht hon, sie kunnt mir g'numma wern oder i kunnts verliern."

"Und sunst wegn nizi?"

"Scho' no' z'weg'n was, aba dös bleibt mei' G'heimniß. D' Liab war's aba g'wiß nit."

"Und wie er nacha verwund't is worn, i hon di wohl betracht, wie's d' zittert hast vor Bedauerniß und wie's dir drum z' thuan war, z' hesn, so viel d' nur kinna hast."

"Hat er nit aa mein Franzl g'hols'n? Hat er mir nit sei' lechts Vermächtniß hinterbracht, und i sollt d' Hand in

Schooß legn, nachdem z'wegn meiner der Streit anganga is und er für mi Leib und Leb'n hingeb'n hätt'? I hon nur mei' Schuldigkeit tho' — d'Siab hat damit nix z' thoa', g'wiß nit, Bisl. So a Untreu kunnt ma ja der Franz dengerst nit verzeihn."

"Jäh woast, i kenn mi scho' aus beim Strumpf, und weil dir gar so viel am Wohl vom Kindl g'leg'n is, so heiratn halt aus lauter Barmherzigkeit, schau, dö's is aa r a guats Werk. Der Kindl hat 'n Lenzl und 'n Franzl 's Leb'n g'rett' — so rett' eams halt du aa, du bleibst eam nacha alleweil no' oans schuldi."

"'S Leb'n soll eam rettn?" fragte Lisei erblaffend; „er wird si do' nix anthoa' wolln?"

"Er si nit; aba du thuast eam was an. Laßt iäh den arma Buam furt in d' Fremd, und sei' Herz laßt er da am Wendlstoa; moanst denn, in Preußenland drin kann der Mensch ohne Herz leb'n? Find't si nit bald Ebba, der eam an anders gibt, und wie der Kindl iäh g'stellt is, findn si guua, so waar's um eam g'scheg'n. Dös bedent heunt und morgn, und übermorgn bei der Hochzet vom Lenzl und 'n Mirdei, da sagst mir nacha d' Antwort und wie's dir bis dahin im G'mlath b'schaffn is. Dös is 'n Franzl sei' Willn, glaab's der Fischerlisl, die dir nit lang an Larivari vürmacht, sondern g'wiß dei' Glück im Sinn hat, liabs Dirndl."

"Wenn ma nur unser Herrgott a Zeichen gebet, was i thoa' soll," sagte Lisei.

"Moanst ebba gar, es solln beim helllichten Tag d' Stern vom Himmi falln oder es soll si d' Sunna verfinstern? Pat'schi, er hat dir scho' a Zeichen geb'n, a ganz deutlichs in dein Herz; dem folg, und denk nur, die Siab kimmt vom Himmi."

Dann küßte sie Bisei auf die Stirne und ging mit ihr zu den Andern zurück.

Bisei begab sich nicht mehr auf die Alm, sondern folgte der Bitte Mirdei's, ihr Haus und Hof herrichten zu helfen zum frohen Hochzeitsfeste. Die verschiedenen Gespanne fuhren bald darauf von dannen und die Fischerlisl rief ihr beim Abschiede noch bedeutungsvoll zu: „Uebermorgn aaf Wiedersehn!“





Am Morgen des 4. September verkündeten Böllerschüsse und weithin klingende Trompetenstöße, sowie das frohe Gejauchze der Burschen und Dirndl'n die Feier der

Dann küßte sie Bisei auf die Stirne und ging mit ihr zu den Andern zurück.

Bisei begab sich nicht mehr auf die Alm, sondern folgte der Bitte Mirdei's, ihr Haus und Hof herrichten zu helfen zum frohen Hochzeitsfeste. Die verschiedenen Gespanne fuhren bald darauf von dannen und die Fischerkisl rief ihr beim Abschiede noch bedeutungsvoll zu: „Lebermorgn aaf Wiedersehn!“







Am Morgen des 4. September verkündeten Böllerschiffe und weithin klingende Trompetenstöße, sowie das frohe Gejauchze der Burschen und Dirndl die Feier der

Hochzeit auf dem Leizachhose. Von allen Seiten kamen die Eingeladenen heran zum festlich geschmückten Hause, vor dem die Musikanten standen, um jeden Ankommenden mit einem schmetternden Tusch zu empfangen, der sodann durch den Leizacher und Peterl in die Stube geführt wurde, wo das Brautpaar mit dem Hochzeitlader stand, um jeden Gast zu begrüßen und dessen ersten Glückwunsch hinzunehmen. Lenzl stand strahlend von Glück neben seiner Auserwählten, Mirbei, mit züchtig niedergeschlagenen Augen, war in ihrem bräutlichen Staat, den Myrthenkranz in die hellblonden Zöpfe geflochten, im blauweiß- und rothgeblühtem seidnem Halstuche und Schürze, die silberne Brautkette um die Hüften; die Kranzjungfern, ähnlich aber in weniger kostbare Stoffe gekleidet und ebenfalls den Kranz auf dem Kopfe, standen hinter der Braut. Es waren Urshi und Ufsei. Der Brauch will es, daß zum festlichen Kirchgang die Frauen und Mädchen, je nach Stand und Verhältniß, meist nur in dunkle Seide gekleidet, ohne das gestickte und mit silbernen Ketten ver schnürte Mieder, erscheinen. Erst nach der Kirche wird diese kleidsamere Tracht zum Mahle und Tanze angelegt. Ebenso erscheinen die Männer nicht in Joppen und kurzen Kniehosen und Wadenstrümpfen, sondern in langen Tuchröcken und Mänteln, mit weißen Strümpfen und in schwarzledernen unter dem Knie gebundenen Hosen; später wird dieser Gallaanzug mit Joppe und Kniehösl vertauscht. Die Burschen tragen zu beiden Anzügen den grünen Hut, die älteren und vermögenderen aber und die Hauptpersonen bei der Hochzeit einen Hut aus schwarzem Filz, mit Rosmarin zweigen verziert.

Das Hochzeitspaar mußte jeden Gast mit freundlichem Gruß und Handschlag empfangen. Nachdem Alle

versammelt, wurde nach Anordnung des Hochzeitladers an den schön. gedeckten Tischen Platz genommen und in mächtigen zinnernen Schüsseln die Morgensuppe aufgetragen. Da dampften nun aufgehäufte Schüsseln mit eingemachtem Kalbsragout mit Knödeln, mit Brat-, Leber- und anderen Würsten, nebst gefottenem Schweinefleisch mit Sauertraut, Kalbsbries, Backwerk u. s. w. Als Getränk wurde Bier und Wein gereicht, wovon aber bei dieser Morgensuppe wenig oder nichts genossen ward. Die Braut schnitt den ersten Laib Brod an; mehrere der anwesenden Junggesellen in weißer Schürze und Hemdbärmeln übernahmen die Bedienung.

Nach Beendigung dieses Mahles stellte sich der Hochzeitlader in die Mitte der Stube und sprach seine erste Dankrede an die erschienenen Gäste in ernster, feierlicher Weise:

„Weil denn jetzt heute alle diese Freunde und Hochzeitsgäste so schön und herrlich erschienen sind, so danket das gegenwärtige hochehle Brautpaar Allen und insgesammt jetzt und zeitlebens für diese ihnen damit erzeugte höchlichste Ehre. Die Hochzeiterin danket aber auch öffentlich ihren vielgeliebten Angehörigen für alle empfangenen Wohlthaten, für alle Lehre und Ermahnungen, so auch für alles Gute, welches sie ihr erwiesen haben. Sie danket ihrem vielgeliebten Vater für die väterliche Auferziehung, ihrer Mndl und ihrem Bruder für die Liebe, so sie ihr zeitlebens erwiesen. Auch gedenket sie mit großem Schmerze ihrer vielgeliebten Mutter in der Ewigkeit und ist entschlossen, eine eben so gute und treue Gattin und Mutter zu werden. Ebenso danket der allhierstehende Hochzeiter seinem Auferzieher für alles empfangene Gute und seiner ehrengachteten Schwester für alle Lieb und Treu und alle Sorg, so sie für ihn im schrecklichen Kriege hat ausgestanden. Leider ist es den braven Eltern

desselben nicht vergünnt gewesen, diesem heutigen Ehrentag anzuwohnen, aber sie werden mit der Mutter der Braut nichtsdestoweniger mit Freuden vom Himmel herab das Brautpaar segnen und für sie und ihr Glück am Throne des himmlischen Vaters beten. Sasset uns, bevor wir nach dem Gebot der Kirche und des Landesherrn dieses edle Brautpaar zur Kirche begleiten, der Lieben in der Ewigkeit gedenken mit einem andächtigen Vaterunser und dem englischen Gruß.“

Hierauf wurde laut gebetet und allen Anwesenden bemächtigte sich eine rührend-fromme Stimmung, der Leizacher und seine Kinder, die alte Ahndl und Benz nebst Mirdei weinten heiße Thränen.

Jetzt begab sich der Leizacher in die Nebenkammer und die Brautmutter führte die Braut ebenfalls dorthin. Mirdei kniete vor dem Vater nieder, senkte weinend den Kopf und sagte: „Voda, gib mir dein Segn!“ Der Vater besprengte ihre Stirne mit Weihwasser und legte ihr segnend die Hände auf, zu sagen vermochte er nichts.

In der Stube herrschte inzwischen feierliche Stille. Als die Braut wieder herauskam, reichten ihr die Gäste der Reihe nach die Hand und sagten ihr freundliche Glückwünsche. Der Hochzeittaler aber begann jetzt wiederum mit seiner Rede:

„Glück auf! Halt's Ent im Herzen so fest wie mit den Händen für alle Noth und alle Lebenszeit. Denkt's Nämliche Tag für Tag, laßt's Ent nit wenden; eins nit vom andern. Halt's z'samm, wie d' Stein in festen Mauern wie d' Wurzeln in der Erd, daß Enta Glück kann dauern bis zum Grab und Enta Stammbaum blüht und gedeiht auf immerdar. Des wollt's doch glücklich sein? No ja! und wollt's Ent nimmer von einander trennen? No freili. No ja. So seid's nur Eins dem Andern heili, dann habt's

Des schon. Halt's z'samm! Halt's z'samm! Mag's regnen oder schnein!" —

Nach einem hierauf folgenden kurzen Tanze ordnete sich der Zug zum Kirchengang nach Bayrischzell. Voran die Musikanten, einen lustigen Marsch spielend, hinter ihnen der Hochzeitlader, den mit bunten Bändern geschmückten Stoc schwingend, dann der Bräutigam mit seinen Beiständen, die Braut mit dem Brautweiser, der Brautmutter und den Kranzjungfern, ihnen folgte die Verwandtschaft und zum Schlusse die Gäste. Pistolenfeuer und Jauchzen begleitete den Zug auf dem ganzen Wege und eine Schar von Neugierigen stand zu beiden Seiten desselben. In diesem Jubel klang die Kirchenglocke von Bayrischzell, die gottesdienstliche Handlung verkündend. Vor und in der Kirche hatte sich bereits eine große Anzahl andächtiger und neugieriger Einheimischer und Fremder versammelt, um dem feierlichen Akt der Einsegnung beizuwohnen.

Auch der Rittmeister und die Fischerlisl standen in einem Stuhle zunächst des Altars. Vom Hochzeitlader wurde nun unter den Tönen der Orgel das Brautpaar an den vor dem Altare bereitstehenden mit rothem Luche überhängten Betchemel geleitet. Zu beiden Seiten standen die Zeugen und in den ersten Reihen der Kirchenstühle nahmen der Ehrvater, die Ehrmutter, die Kranzjungfern und die übrigen Hochzeitsgäste Platz. Nach einer kurzen und kernigen Rede des Geistlichen erfolgte die Einsegnung und dann das feierliche Hochzeitsamt, während dem das Brautpaar und die Gäste zum Opfer gingen. Dann wurde vom Pfarrer am Altare der Johanniswein an das Brautpaar und sämmtliche Gäste aus einem silbernen Kelche gespendet, womit die kirchliche Feier beendet war. Bei dem Verlassen der Kirche wurde dem Brautpaar durch einen weißen Strick,

welchen die Ministranten über die Thüre hielten, der Weg versperrt und sie mußten sich erst durch ein Geldstück freikaufen. Dann wurde unter Musik und Böllerschießen zum Gasthause gezogen, wo das Hochzeitsmahl eingenommen werden sollte. Jetzt ging es schon lauter her, als vor der Kirche und die Fuchzer schallten durch's Dorf und mischten sich lustig in die fröhlichen Klänge der Musik.

Der Rittmeister und die Fischerlisl erwarteten das Brautpaar vor dem Hause und gratulirten ihm auf's Herzlichste, dann begaben sie sich auf dessen dringende Einladung mit ihnen in das Festlokal. Oben im Nebensaale prangte schon die Hochzeitstafel mit glänzendem Zinngeschirr und mit Bändern und Rosmarin geschmückten Trinkgeschirren, dazwischen dufteten große Blumensträuße in Vasen und geschäftig eilten Kellnerinnen und Hausknechte mit weißen Schürzen ab und zu, um würdig die Gäste zu bedienen, während die Musikanten im Tanzsaale nebenan bereits lustige, zum Tanz einladende Ländler aufspielten. Die Frauen und Jungfrauen vertauschten ihren kostbaren Kirchen- und Feststaat mit dem nur für weltliche Freuden bestimmten Anzug, und bald erschienen sie nicht mehr in dunklen seidenen Jantern mit andächtigen Gesichtern und niedergeschlagenen Augen, sondern mit lachenden fröhlichen Gesichtern in goldgestickten Miedern mit silbernen Schnüren, mit buntseidenen Brusttuchern, silbernen Halsketten und all dem Geschmeide, das zum Tanze, nicht aber zur ersten kirchlichen Feier gebräuchlich ist. Auch die Männer und Buabn vertauschten die schweren Staatsmäntel und dunklen Röcke mit ihren Joppen, zeigten ihre schneeweißen Hemdärmel mit silbernen Knöpfen geschlossen, kurz, sowie der Anzug der ersten kirchlichen Feier des Vormittags angemessen war, ebenso passend erschien er zum nachmittägigen Freudenfeste.

Oben an den mit dampfenden Hochzeitskesseln besetzten Tischen hatte das Brautpaar Platz genommen, zunächst ihnen saßen die Brautmutter und der Schwager und um diese reiheten sich die Frauen und Männer, das junge Volk hatte in bunter Reihe seine Plätze eingenommen.

Der Rittmeister und die Fischerlisl saßen zunächst den Brautleuten und genossen auch theilweise von den aufgetragenen Gerichten des alle Anstrengungen der Gäste beschämenden Mahles, welches in verschiedenen „Nichten“ aufgetragen wurde. Was die Gäste nicht aufzehren konnten, legten sie als „B'schoad“ (Bescheid) bei Seite und schickten es nach aufgehobener Tafel nach Hause. Zwischen den verschiedenen „Nichten“ ward getanzt, auch noch nach dem Mahle bis spät in die Nacht hinein.

Die Braut ward natürlich am Meisten in Anspruch genommen und Mirbei drehte sich beim Schuhplattler züchtig im Kreise, dabei verstoßen ihren Freundinnen zulächelnd.

Während so die Jugend auf dem Tanzboden jubelte und tobte, saßen die Alten stillvergnügt hinter den hochaufgethürmten Zinntellern und unterhielten sich in der lebhaftesten Weise.

Möblich hieß es: „Die Braut is g'stohln!“ Die Musik verstummt und der soeben mit Urfehli tanzende Bräutigam ward von allen Gästen lachend umdrängt. Es blieb Lenzl nichts anders übrig, als die Braut zu suchen, und alsbald ward es ihm verrathen, daß sie sich beim Krämer einige Häuser vom Wirthshause entfernt, mit dem Hochzeitslader und sechs bis acht Burschen befände, die es sich auf des Hochzeitlers Rechnung mit gutem Tirolerwein wohl sein ließen. Lenzl ging nun mit der Musikbande dorthin, gefolgt von der Jugend und einer Menge Neugieriger des

Orts, löste die Braut aus, d. h. bezahlte die Rechnung für den genossenen Wein der Brautdiebe und führte sie dann unter einem feierlichen Marsch wieder zurück in das Festlokal, wo man sie freudig und lachend begrüßte.

Eisei hatte bis jetzt vergebens unter den Anwesenden Lindl gesucht. Sie vermied es absichtlich, nach ihm zu fragen, obwohl sie von dem Rittmeister, der sich längere Zeit auf's Freundlichste mit ihr unterhielt, erfuhr, daß er seine Abreise auf morgen Früh festgesetzt habe und daß ihn Lindl auf seine Güter begleiten werde. Sie hatte nicht ein einziges Mal getanzt; den sie zum Tanz bittenden Buam, selbst Peterl dankte sie. Da, es ging schon dem Abende zu, erschien plötzlich Lindl mit seinem Freunde, dem Hofbauernhans von Schliers.

Lenzl und Mirdei begrüßten ihn freundlichst. Er sah etwas blaß aus, konnte aber schon wieder anstandslos marschieren. Die Fischerlisl bemerkte wohl, wie sich Eisei's Gesicht beim Anblicke des Neuankommenden erheiterte, und als ihr jetzt Lindl „Grüß Gott!“ zurief und soeben die Musik einen Sandler begann, sagte sie zu ihm: „Forders zum Tanz auf und machts nacha die Sach richti!“

Lindl folgte sofort dem Rathe der Fischerlisl. Er ging auf Eisei zu und sagte zu ihr: „Geh weiter, Eisei, habn ma Dan zum Abschied?“

Eisei's Blick ruhte einen kurzen Moment auf Lindl, dann stand sie, fast willenslos, auf und folgte ihm in den Tanzsaal.

„Gehst wirkli furt?“ fragte sie ihn.

„Morgn in aller Fruah.“

„Und kimmst nimmer?“

„Nimmer!“

Sie wurden jetzt zum Tanze gebrängt. Nur ganz langsam drehten sie sich im Kreise, da sich Lindl noch schonen



mußte, aber er hielt das geliebte Mädchen im Arme und ihre Hand in der seinen, er konnte ihr in die schönen Augen blicken, die sie hin und wieder zu ihm aufschlug.

„Gar nimmer kimmst?“ fragte sie während des Tanzes.

„Was thaat i da; z' holn hon i mir nit —“

Sie senkte die Augen und schwieg.

Nachdem der Tanz zu Ende, führte sie Sindl an ihren Platz, dann begab er sich zu seiner mütterlichen Freundin.

„No, wie steht's?“ fragte diese.

„Mit besser!“ antwortete Sindl niedergeschlagen.

„'S is no' nit aus, wart nur bis nachn Ehr'n.“

Jetzt trat der Hochzeittaler mit gewichtiger Miene in die Mitte des Zimmers, dem Brautpaare gegenüber. Tiefes Schweigen herrschte, als derselbe seine Rede begann:

„Ich trete nun auf als wohlbestallter hochehrenwerther Hochzeittaler und Procurator, und da ich Dinge von Wichtigkeit vorzubringen habe, so gebiete ich allen hochzuverehrendsten Hochzeitsgästen gefälliges Stillschweigen und tiefe Aufmerksamkeit. Sagen Sie mir selbst, meine hochansehnlichen Hochzeitsgäste, ob Sie wohl jemals eine schönere Hochzeit und ein schöneres, edleres Brautpaar gesehen haben? Es sind aber auch lauter schöne, ordentliche und brave Hochzeitsgäste beisammen und der Herr Wirth und seine Frau haben auch ein gutes und wackeres Hochzeitsmahl bereitet. Dieses Alles mußte das edle Brautpaar herzlich erfreuen, und in ihrem Namen statte ich für die erzeugte Ehrung jedem anwesenden Hochzeitsgast den gebührenden Dank ab.

Der vorzüglichste Dank gebührt aber vor Allem dem, der alles Gute gibt und flügt, dem gütigen Vater im Himmel, zu Ehren und Lob dessen ich euch auffordere, ein andächtiges Vaterunser und Ave Maria zu beten.

Nach Gott danket das edle Brautpaar unserm hochwürdigen Herrn Pfarrer, welcher die feierliche Einsegnung heute vollbracht hat."

Hierauf rief er sämtliche Hochzeitsgäste dem Namen nach auf, und jeder Gersufene trat mit feinem Geschenke an den Brauttisch und legte dasselbe auf einen mit einer Serviette bedeckten Teller, worauf ihm die Braut auf einem Teller ein Stücklein Brod und der Bräutigam ein Glas Wein darreichte und ihm die Hand drückte.\* Nach jedem Aufrufe ertönt ein schmetternder Lusch und bei manchem Hochzeitsgaste wird auch ein lustiger Vers gesprochen, was nicht wenig zur Belustigung beiträgt.

Auch der Rittmeister hatte dem Brautpaare ein namhaftes Geschenk überreicht, denn es machte ihm Vergnügen, sich in den Rahmen zu fügen und alle Gebräuche mitzumachen.

Nachdem sämtliche Gäste „geehrt“ hatten und abgedankt waren, fuhr der Hochzeitlader fort:

„Es dankt das Hochzeitspaar gesammten Gästen sehr,  
Musikanten, laßt euch hören zu aller Gäste Ehr!“

Und nun empfehle ich mich schönstens und bitte, daß alle hochzuberehrenden Hochzeitsgäste mit meinem geringen Dienste zufrieden sein möchten. Euch, liebes Brautpaar, wünsche ich im Namen aller Hochzeitsgäste alles Glück, ich wünsche:

Nebel im Haus,  
Gutes daraus,  
Flöh', Mäuf' und Ragen,  
Ein Leben wie Hund' und Ragen,  
Mangel an Brod,  
Glend und Noth;

\* man nennt dies die „Ehrung schenken.“

Haß von Nachbarn und Freunden,  
 Verfolgung von allen Feinden,  
 Im Aug' den schwarzen Staar,  
 Am Fuß den Fußkatarrh,  
 Ein Duzend Kürassier  
 Stets in das Standquartier.

Dieses Alles und noch viel schlimmere Dinge wünsche ich hundert und tausend Meilen weit entfernt von dem lieben Brautpaar, ich wünsche vielmehr durchaus das Gegentheil von all' diesen bösen Dingen, einen guten Anfang, Fortgang und Ausgang des Ehestandes, besonders wünsche ich der Jungfrau Hochzeiterin:

Viel Glück und Segen in's Haus,  
 Viel Pferde, Schwein' und Kinder,  
 Und täglich einen fetten Schmaus  
 Und dazu a Stubn voll Kinder.

Und zum Schluß möchte ich noch ein ernstes Wort reden. Möchte das liebe Brautpaar seinen Ehestand unter Gottes Beistand und Segen bei stets heiterem Sonnenscheine seines Glückes und seiner Zufriedenheit zurücklegen und möge dasselbe stets Eines erhalten — den lieben Hausfrieden! Amen!

Es lebe der Herr Hochzeiter!  
 Es lebe die Jungfrau Hochzeiterin!  
 Es leben die verehrlichen Hochzeitsgäste!  
 Es lebe der Herr Hochzeittaber!"

Nun folgte der sogenannte Ehrentanz, an welchem nur das Brautpaar Antheil nahm. Lenzl tanzte hierbei mit der Fischerlisl und Mirbei mit dem Ehrengaste, dem Rittmeister.

Dieser Tanz wurde durch einen neuen Scherz unterbrochen, denn plötzlich brach die Musik mit einem schrillen Tone ab und Alles rief: „Die Braut hinkt!“

Die Musikanten sprangen nun von ihrer Tribüne herab und stellten sich um die Braut, gleichsam zu untersuchen, wo es ihr am Fuße fehle. Die Braut mußte nun ihren Schuh ausziehen, in welchem sich ein Geldstück vorfand, das sie den Musikanten überreichte, die, sich wieder auf ihren Platz begebend, zuerst einen Lusch bliesen und dann den unterbrochenen Ländler von Neuem anfangen. Ein Schuhplattler schloß den Ehrentanz.

Nun begann die eigentliche Tanzmusik, an der auch die nicht geladenen Burschen und Mädchen, die, weil sie bis zu diesem Augenblicke auf der Treppe warten mußten, „Stiegenhanseln“ genannt wurden, Theil nehmen durften.

Lindl hatte sich, nachdem die Fischerlisl einige Worte mit ihm gewechselt, schon während der Ehrung aus dem Festlokale entfernt. Eisei wartete vergebens auf seine Wiedertehr. Sollte er fortgegangen sein, ohne von ihr Abschied genommen zu haben? Sie wußte nicht, was sie denken sollte, und während Alles über die Späße des lustigen Hochzeitalders lachte, saß sie ernst, fast geistesabwesend auf ihrem Platze. Niemand achtete ihrer, nur die Fischerlisl betrachtete sie mit einem gewissen Siegesbewußtsein.

Als der Ehrentanz vorüber war, machte sich der Rittmeister mit seiner Wirthin zur Abfahrt bereit. Er verabschiedete sich auf's Herzlichste von allen seinen Bekannten.

Die Fischerlisl nahm jetzt Eisei am Arm und führte sie in ein Zimmer, das entfernt von dem Festlokale lag. Dort angekommen trat ihnen Lindl entgegen.

„Nehmts Abschied von anand!“ sagte die Fischerlisl zu den Beiden.

Eisei reichte zitternd dem Lindl ihre beiden Hände und unter Thränen sagte sie: „Pflüt di Gott, Lindl. Unser Herrgott gib dir viel Glück und Segn!“

„Pfiat Gott, Eisei,“ entgegnete Rindl; „Glück und Segn ziaget nur mit mir, wenn du mitziagest, Eisei, wenn du die Mei' wern möchtest.“

Eisei antwortete nicht. Rindl sah mit traurigem Blick zu Risl hin.

„No Eisei,“ sagte diese, „wie is's heunt in dein G'müth b'schaffn? Denk wohl, wie 's das fühlst, a so is's 'n Franzl sei' Willn. A so habn ma 's z' Fischbachau ausg'macht. Also, was fühlst?“

„Rindl, i geh mit dir!“ rief Eisei. Ueber und über erröthend sank sie an die Brust des Glücklichen, der, keines Lautes mächtig, nur einen heißen Kuß auf ihre Lippen drückte.

Jetzt öffnete sich die Thüre und in derselben erschienen der Rittmeister, das Brautpaar, der Leihacher, Peterl und Urschi.

„Benzl,“ rief Rindl, „'s Eisei geht mit mir!“

„Aba dengerst nit, wie d' Burgl mit 'n Wurzerjörgl,“ lachte Benzl.

„I geh mit dir, wo's aa hin is,“ wiederholte jetzt Eisei dem Rindl, „und waar's über's Meer.“

„Dann müssen wir die Abreise verschieben,“ sagte der Rittmeister lächelnd, „denn ich nehme euch beide nur mit, nachdem auf dem Freudenberg Hochzeit gehalten. Selbst dann braucht ihr aber nicht über's Meer zu gehen, nicht einmal über eure Berge hinaus, denn ich sehe schon, der Abschied von eurer lieben Leihach würde euch zu schwer werden. Wir haben, ahnend, wie es kommen würde, besser für euch gesorgt. Benzl hat in der Nähe von Wiesbach einen prächtigen Bauernhof für euch ausgesucht, der sich vortrefflich zur Pferdezucht eignet. Ich habe ihn gekauft. Er ist vollständig eingerichtet, Pferde und Viehstand ausgezeichnet.“ Dann zog er ein Papier aus der Tasche

und fuhr fort: „Hier ist die notarielle Urkunde, wonach ich euch diesen Hof vorerst auf sechs Jahre pachtfrei überlasse. Nach dieser Zeit wird euch auch nicht wehe geschehen, darauf nehmt mein Cavalierwort. Der Hof soll den Namen „Birnhof“ führen, zum Andenken an die „Bayrischjeller Birn,“ die mich gerettet haben.“

Lindl wußte kaum, wie er solches Glück fassen sollte. Er wollte dem Rittmeister danken, aber Thränen ersticken seine Stimme.

„Red du für eam,“ sagte die Fischerlisl gerührt zu Lisei und als diese ebenfalls nicht sprechen konnte, fiel Mirdei lachend ein: „I hon dem Herrn a Bußei gebn müassn, wie er mir zum Senzl verholfn hat.“

„Dös is aa mehr werth, als all' dös G'schmaß,“ meinte Peterl.

„Ja magst denn oans von mir?“ fragte Lisei unter Thränen lächelnd den Rittmeister.

„Natürlich!“ antwortete dieser lächelnd, und ohne daß er es sich versah, drückte Lisei einen herzhaften Kuß auf seine Lippen. Dann reichte sie Lindl die Hand und sagte lächelnd: „Fang i aa mit ara kloan Untreu an, dernthalbn brauchst loa' Kimmerniß z' habn!“

Der Leigacher gratulirte dem neuen Brautpaare und erklärte, daß für Lisei's Kammertwagen zu sorgen seine Sache sei und daß sich keine Bauerntochter desselben schämen dürfte.

Im Saale war es inzwischen bekannt geworden, daß ein neues Brautpaar im Hause sei, und Alles kam herbei, Lindl und Lisei zu beglückwünschen. Die Fischerlisl aber küßte Lisei beim Abschied und sagte zu ihr: „Wenn ma wieder mitanand übern See fahrn, gelt, nacha juhezst?“

„So lang wart ma nit,“ antwortete Lisei, und als der Rittmeister mit Lindl und seiner Wirthin wegfuhr, schickte

sie ihnen einen frohen, weithin hallenden Jubelschrei nach, den ersten nach einem Jahre schmerzlicher Trauer.

Acht Tage später hielten Peterl und Urschi ganz in derselben Weise Hochzeit, wie wir sie eben beschrieben, und wenige Wochen darauf feierten Lindl und Eisei ihren Ehrentag zu Schliers, jedoch ohne Musik und in aller Stille. Nur die nächsten Verwandten und Freunde waren nach der Trauung zu einem Festmahle nach Freudenberg zur Fischerlisl geladen. Trotzdem drängte sich eine Menge Neugieriger hinzu, die Glücklichen zu sehen. Nach dem Mahle fuhren sie auf einem geschmückten Wagen gen Miesbach hin nach dem neuen Hofe, wo das junge Ehepaar sein Glück begründen sollte.

Die Fischerlisl segnete das Paar und meinte: „Gibt ma' aa nit viel aaf 'n Segn von an altn Weib, der Fischerlisl ihr Segn hat bis iäg no' alleweil koa' Unglück bracht. Des habts alle zwoa viel Loab erfahrn in Entern jungn Jahn, dafür soll Ent iäg 's Glück treu bleibn und der christliche Haussegn \*soll si festsegn in Entan neu'n Hof bis in alle Ewigkeit. Amen!“

Auf dem Wege nach dem Birnhofe kamen sie an der Stelle vorüber, wo der Rehberger Martl einst seinen so verhängnißvollen Leonhardsritt begonnen. Eisei drückte Lindl an dieser Stelle die Hand und fühlte seinen Gegenbruch zum Zeichen, daß er sie verstanden. Bald darauf hielten sie ihren festlichen Einzug auf dem prächtigen Pachthofe.

Der Leitzacher war der glücklichste Vater. Bald ging er hinüber zum Peterl auf den Buchenhof, dann wieder herüber zum Mirbei und freute sich über das Glück seiner Kinder und bald auch seiner Kindeskinde.

Der guten Fischerlisl konnte Eisei die nächsten Frühlingsblümchen leider nicht mehr an die treue Brust stecken, sie mußte ihr dieselben, wie jene es wohl vorausgeahnt, auf das Grab legen, in welches sie nach einem glücklichen Leben

voll Freudigkeit und Liebesfang gesenkt ward. Mit dem schönen Schliersee bleibt aber das Andenken an die vielbefungene Fischerlisl unzertrennlich. Auch der Wurzerjörgl hörte den „Gugeher“ nicht oft mehr wieder schreien; treu bis zum Tode hat Burgl ihren Jörgl auf dem Friedhof zu Schliers begraben, dann verließ sie, trauernd um den Gefährten ihres Lebens, die Wurzerhütte und wanderte wieder zurück in ihre frühere Heimat, in's Zillertal.

Lindl und Bisei brachten es durch Fleiß und Sparsamkeit und besonders durch des Ersteren Geschicklichkeit in der Pferdezucht bald zu einem kleinen Vermögen. Heute haust Lindl nicht mehr als Pächter, sondern als Eigenthümer auf dem Birnhofe, zu welchem ihm die Dankbarkeit eines edlen Mannes verholten, und der wackere Birnhofbauer zeichnet sich vorzugsweise dadurch aus, daß er mit seiner schönen Bäuerin, der Bisei, fast jedes Jahr einen Sprößling mehr auf dem geschmückten Wagen und stets die prächtigsten Pferde mitbringt, so oft es gilt, nach Fischhausen zu fahren zum Feste des heiligen Leonhard.





Wir erlauben uns folgende in unserem Verlage erschienenen  
Prachtwerke zu empfehlen:

Aus dem

## Nachlasse des Mirza-Schaffy.

### Neues Liederbuch

von

**Friedrich Bodenstedt.**

**Pracht-Ausgabe** (4. Auflage) in feinstem Pergamentband mit  
rothem Schnitt. 20 M.

— do. — in feinem englischen Feinwandband mit goldgepresster  
Deckelverzierung und rothem Schnitt. 12 M.

**Miniatur-Ausgabe** (12. Auflage) im neuen Prachteinbände mit  
ciselirtem farbigen Schnitt und elegantestem Vorsatz-  
papier. 6 M.

---

## Der Sänger von Schiras.

### Haffsische Lieder

verdeutschet durch

**Friedrich Bodenstedt.**

**Diamant-Ausgabe** (2. Auflage) in reich vergoldetem Prachteinbände  
und mit sieben in Farben gedruckten Miniaturen nach  
Motiven des Malers fr. Skarbina. 5 M.

Berlin, W., Kronenstraße 17.

**Verein für Deutsche Literatur.**









